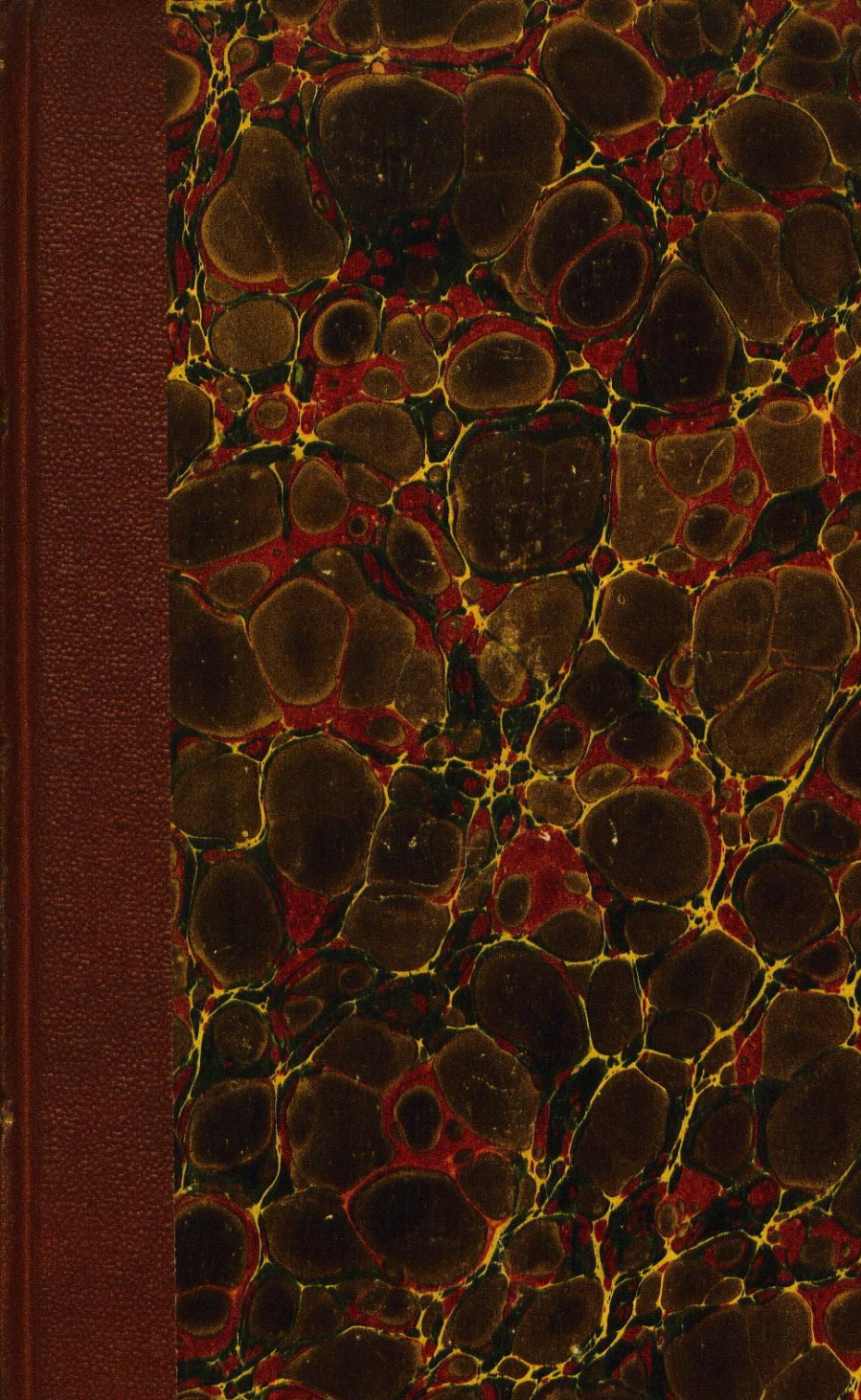




33458, III, G, f.

33458, III g. f.

unverf. 11/86
Ged. Leipzig 1887

RUMÄNIEN

EINE DARSTELLUNG
DES
LANDES UND DER LEUTE

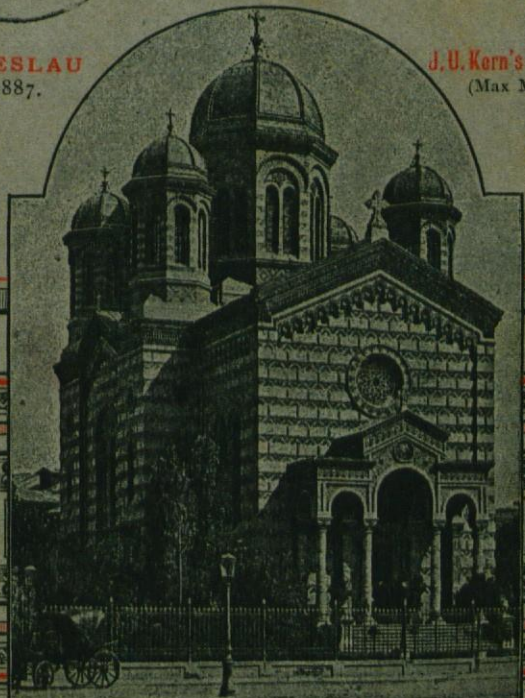
VON

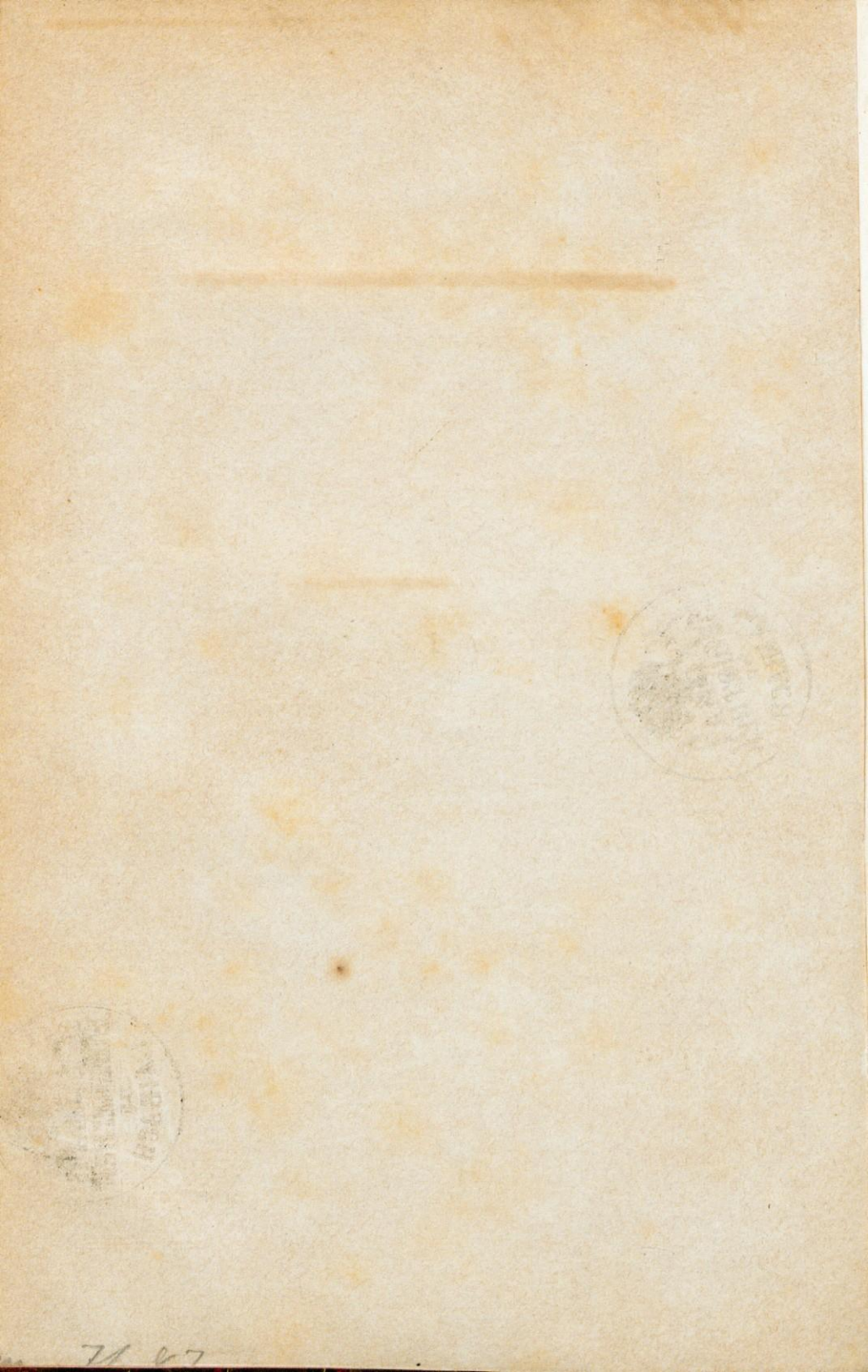
RUDOLF BERGNER

Mit 26 Illustrationen und einer Karte.

BRESLAU
1887.

J. U. Kern's Verlag
(Max Müller).





1 1/2 Linsen

Rumänien.



Eine Darstellung des Landes und der Leute

von

Rudolf Bergner.



Mit 26 Illustrationen und einer Karte.



In v. v. Buchhandlung in Leipzig

Breslau 1887.

J. U. Kern's Verlag

(Max Müller).



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Vorwort.

Ein Buch über Rumänien! Wäre es nicht räthlicher gewesen, lieber den Hunderten und aber Hunderten italienischer Schilderungen eine neue beizufügen oder wenigstens ein Buch über Sibirien, Afrika oder die menschenfressenden Bürger Australiens zu bieten? Nun, dankbarer würde dies vielleicht vom deutschen Lesepublicum aufgenommen werden, die Frage der Nützlichkeit lässt Erörterungen zu. Ueber das Innere Afrikas ist man in Meissen und in Klosterneuburg dank einer umfangreichen Literatur gründlich orientirt, von Rumänien spricht man in den genannten Orten mit Entsetzen, wahrscheinlich weil selten eine Nachricht über jenes doch verhältnissmässig naheliegende Land in die deutschen Gaue dringt, und weil von grösseren Culturschilderungen bisher nur zwei, das vor drei Decennien geschriebene Werk Neigebauers und das vor einem Jahrzehnt erschienene Buch Henkes vorlagen. Seit den Zeiten jener Schriftsteller aber hat sich in Rumänien ein erstaunlicher Umschwung vollzogen, das junge Königreich hat sich aus den trostlosesten Zuständen, aus Corruption und Rechtslosigkeit zu einem politisch selbstständigen, wirthschaftlich beachtenswerthen Staate emporgehoben, dem allem Anscheine nach eine glänzende Zukunft beschieden ist. Ein solches Land und ein solches Volk, kaum aus orientalischem

Schlummer erwacht und bereits fast gänzlich befreit von orientalischen Uebelständen, sie verdienen wohl den Versuch einer dritten Schilderung in deutscher Sprache, sie verdienen die volle Aufmerksamkeit und die bisher theilweise vorenthaltene Zuneigung Oesterreichs und Deutschlands. Langsam aber stetig scheint man in Rumänien dem französischen Vorbild zu entsagen, um an seine Stelle das deutsche zu setzen, schnell und sicher vermag jetzt deutscher Fleiss und deutsche Industrie sich an der unteren Donau ein Absatzgebiet zu verschaffen. Freilich ist dabei nöthig, dass die Deutschen im Reich sich gründlich über rumänische Verhältnisse orientiren, die Oesterreicher ihre bisherigen mangelhaften Orientoperationen durch wohlüberlegte ersetzen; peinliche Zwischenfälle, wie der letzte Zollkrieg, müssen endgiltig vermieden werden, sie fördern die „grossen gemeinschaftlichen Interessen“, welche nach dem geistreichen Ausspruche des Kronprinzen Rudolf beim Festessen im Bucurescïer Schlosse 1884 Oesterreich und Rumänien verbinden, keineswegs.

Bei der Eintheilung des Buches ergaben sich drei Möglichkeiten. Es galt, entweder die Schilderungen in rein feuilletonistisches oder in rein wissenschaftliches Gewand zu kleiden oder auch eine Zweitheilung des Ganzen vorzunehmen. Der letztere Weg wurde nach längerem Prüfen eingeschlagen, er dürfte geeignet sein, den Anforderungen eines Jeden zu entsprechen. Der erste Theil des Buches soll durch die Beschreibung landschaftlicher Schönheiten und des gesellschaftlichen Lebens eine leichte Lectüre gewähren, der zweite mit ernsteren Darstellungen und mit Ziffern dienen, sowie den Beweis erbringen, dass ich versucht habe, nicht nur oberflächlich und im Fluge die Verhältnisse des Landes zu berühren, sondern dieselben zu

durchdringen. Da nun bereits jede Abtheilung für sich ein ziemlich umfassendes Bild gibt, erscheint die Hoffnung wohl nicht unberechtigt, dass dem Leser beider Hälften Alles für den Deutschen Wissenswerthe geboten wurde.

Wie bei allen meinen früheren Büchern habe ich mich auch diesmal bemüht, dem Leuchten zweier Sterne unentwegt zu folgen, sie heissen: Wahrheit und Gerechtigkeit. Falls es den deutschen Leser bedünken sollte, als ob in beiden Theilen das Lob den Tadel überwiege, so sei bemerkt, dass dies einerseits verdienstermassen geschieht, andererseits die Verhältnisse Rumäniens mehr mit denen des Orients als mit denen des Abendlandes zu vergleichen sind, ein mildes Urtheil also hier ein gerechtes ist. Wie übrigens die geringe Galanterie gegenüber der rumänischen Damenwelt im ersten Theil und die herbe Geisselung der landwirthschaftlichen Missstände in der zweiten Hälfte des Buches beweisen, wurde das Tadeln weder gespart noch vermieden. Sollte den Rumänen dies nicht genehm sein, so muss bemerkt werden, dass ihnen mit vorurtheilsvoller Schilderung nicht gedient worden wäre, Werth für sie und die deutschen Leser kann nur eine unparteiische Darstellung besitzen. Eine Ungewissheit in Betreff der statistischen Angaben könnte wohl zuweilen auffallen, dieselbe ist durch die kaum geborene rumänische Statistik begründet. Der Forscher sieht sich nur zu oft in peinliche Zweifel versetzt; wenn beispielsweise „*Annuaire de Romanie*“ die Zahl der Büffel für 1873 mit 44000, der hochgeschätzte Aurelianu 1882 sie auf 111000 angibt, dabei aber Jedermann weiss, dass die Büffel eingehen, so kann man die Verlegenheit des Schriftstellers wohl ermessen. Es erübrigt daher nur die Bitte, in Anbetracht der sich hin und wieder ergebenden Schwierigkeiten freundlichst Nachsicht zu üben und selbst zu prüfen.

Aehnliches gilt hinsichtlich der Illustrationen. Die reproducirende Kunst ist in Rumänien noch ein Mädchen aus der Fremde, die Photographen ausserhalb der Hauptstadt lieferten durchgehends behufs Wiedergabe ungeeignete Arbeiten, und wenn nicht Herr Szöllösy in Bucurescî mit der grössten Liebenswürdigkeit vorzügliche Photographien zur Verfügung gestellt, hätte die Schrift wohl ohne jede künstlerische Beigabe erscheinen müssen. Leider erwiesen sich gerade alle erlangten Porträts des Königs-paares als unverwendbar für den Lichtdruck. Nicht minder bedeutende Schwierigkeiten haben sich bezüglich der Orthographie ergeben, besonders da im Lande selbst noch immer mehrere Schreibarten gebräuchlich sind. Die rumänischen Wörter wurden so vorgeführt, wie sie einer von der Akademie genehmigten Orthographie entsprechen, die türkischen Namen sind der deutschen Aussprache, die österreichisch-ungarischen dem allgemeinen Gebrauch gemäss niedergeschrieben worden. Bedauerlicher Weise war es nicht möglich, die Orthographie der beigegebenen Karte mit der des Textes in Uebereinstimmung zu bringen. Ueber Terrainzeichnung und Reichhaltigkeit der aus der Anstalt von C. Flemming in Glogau hervorgegangenen Karte lässt sich gewiss nur Löbliches sagen, dagegen sind die nach deutschen Sprachgesetzen gebotenen rumänischen Namen oft sehr entstellt, man richte sich also in dieser Hinsicht nur nach dem Texte und benutze die Karte blos zur Feststellung der Lage des Ortes. Die von Herrn Alexander Degenmann freundlichst gelieferten Literaturverzeichnisse folgen dem zweiten Theil als Anhang; jenen liebenswürdigen Männern aber, die durch werthvolle Angaben das Werk gefördert, ist im Texte selbst der Dank dargebracht.

Diejenigen deutschen Landsmänner, welche die Lust

verspüren oder dem Zwang unterliegen, die rumänische Grenze zu überschreiten, seien besonders auf das Sachregister hingewiesen. Dasselbe wurde mit aller Sorgfalt hergestellt und ermöglicht es durch die Rubriken Hôtels, Restaurants, Miethwagen, Birjars, nationale Speisen etc. etc., das Buch als einen praktischen Reiseführer zu verwerthen. Die Sagen von entsetzlich theurem Leben und enormer Schnürerei in Gasthöfen gehören einfach ins Reich der Fabel, der Fremde wird in Rumänien billiger essen und wohnen als in anderen europäischen Ländern. Zudem wird man an der unteren Donau stets höflicher und anständiger behandelt als in den meisten deutschen Hôtels. Höflichkeit und Anständigkeit ist in Rumänien zu Hause, auf dem Lande und im Gebirge noch immer die herzegewinnendste Gastfreundschaft. Süd-europäische Eleganz paart sich mit orientalischer Gastlichkeit, Beide lassen manche Uebelstände leicht verschmerzen. Wer aber solche entdeckt, der möge nicht zu schnell verurtheilen und sich ja daran erinnern, dass in der lieben Heimat auch nicht Alles am besten, Manches sogar recht tadelnswerth beschaffen ist. Ein jedes Land hat seine guten, ein jedes seine schlimmen Eigenthümlichkeiten.

Und nun, da Alles gesagt wurde, was das Herz bedrückte, nur noch der Wunsch: Gott schütze Rumänien und sein braves Volk, er bewahre es vor allen etwaigen politischen Fährnissen!

Wien, 1. April 1887.

Rudolf Bergner.

Inhalt.

I. THEIL.

Seite

Eine Reise durch das Land	1
-------------------------------------	---

1. Bucuresci, die Freudenstadt im Sommer.

Durch den Tömöser Pass. — Sinaia, das königliche Hoflager. — Das Salzbergwerk Slănicu. — Die Bucurescier Birjars. — Volkstypen. — Beschäftigungen der Ausländer. — Restaurants und Cafés chantants. — Chaussée Kisseleff und die eleganten Bucurescierinnen. — Der Park Cismegiu. — Das Leichenbegängniß des Bürgermeisters	3
---	---

2. In der Moldau.

Mit dem Dampfross. — Băcău, eine Districtsstadt. — Die Csango-Magyaren und die Zigeuner. — Romanu. — Die Landgüter von Dulcesci und Miclăușeni. — Jași. — Im israelitischen Theater. — Zur russischen Grenze. — Ein Judenstädtchen inmitten der Steppe. — Botoșani. — Judengeschichten	42
--	----

3. In den Karpathen.

Noch ein Judenstädtchen und eine Judenstadt. — Das Moldavathal aufwärts bis Dornawatra. — Mit dem Floss die goldene Bistrița hinab, die schönste und angenehmste aller Karpathenpartien. — Broșteni, die Domäne des Königs. — Hangulă. — Von Piatra nach Neamțu. — Das Mönchskloster Neamțu und das Nonnenkloster Vărateci. — Abschied von der oberen Moldau	81
--	----

4. Leben und Treiben auf und an dem Wasser.

Galați und Brăila, die rumänischen Seestädte an der Donau. — Lacu săratu, ein originelles Seebad. — Auf dem Wege nach Byzanz. — Im Sulina-Canal. — Sumpf- und Steppenbilder. — Der Pontus Euxinus. — Constanța, das rumänische Seebad. — Eine Fahrt durch die Dobrogea. — Türken und Tartaren. — Die siebenbürgischen Wanderhirten. — Bei den deutschen Colonisten. — Ueber Cernavoda und Giurgiu nach Bucuresci. — Rustschuk und die Bulgaren	113
--	-----

5. In der Walachei.	Seite
Pitești, eine Ausgangspforte der Karpathen. — Mit der Diligence nach Câmpulung. — Rucăr. — Rumänische Sommerfrischen und Karpathenlandschaften. — Aberglaube. — Curtea de Argeș und die herrlichste Kirche des Landes. — Die Weinlese von Dragăsan. — Craiova, die Hauptstadt der Kleinen Walachei. — Das Gefangenhaus von Bucovet. — Turnu-Severin und die Trajansbrücke. — Calafat-Widdin .	166
6. Bucuresci im Herbst und Winter.	
Nochmals die Chaussée Kisseleff. — Erziehungsmethoden und Rathschläge. — Ein Tag in Bucuresci. — Auf der Piață. — Doamna Bălașa und die Metropole. — Asyl Elena. — Museum und Standbilder. — Theater, Concerte, Bälle. — Deutsches Element. — Einwanderung. — Russisches und russische Soldaten. — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	216

II. THEIL.

Rumänien in wissenschaftlicher Darstellung	253
--	-----

A. Geographische und naturwissenschaftliche Mittheilungen.

1. Grenzen, Lage und Grösse des Landes	255
2. Bodengestaltung	256
3. Flüsse und andere Gewässer	257
4. Klima, Bäder und Heilquellen	261

B. Historische Darstellungen.

1. Schicksale der unteren Donauländer bis zur Gründung selbstständiger Fürstenthümer	265
2. Ereignisse in der Walachei bis zur Herrschaft der Phanarioten . .	269
3. Begebenheiten in der Moldau bis zur Ernennung griechischer Hospodare	272
4. Die Fürstenthümer unter den Phanarioten und bis zu ihrer Vereinigung	275
5. Geschichte Rumäniens	285

C. Politische Angaben.

1. Staatsrechtliche Stellung	292
2. Verfassung, Vertretung und Gesetzgebung	293
3. Verwaltung und politische Eintheilung	303
4. Finanzen	311
5. Heeresorganisation	315

D. Culturelle Notizen.

1. Unterrichtswesen	328
2. Kirchenverwaltung	332
3. Justizpflege	341
4. Sanitäres	343

	Seite
5. Die Bevölkerung	348
6. Sprache und Literatur	362
7. Ackerbau, Obstcultur und Viehzucht	366
8. Bergbau, Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei	381
9. Industrie	385
10. Handel, Verkehr und Verkehrsmittel	388
11. Tabellen	399
Anhang. Literatur über Rumänien	402
Sachregister	407

Verzeichniss der Illustrationen.

Castell Peleşu	9
Bucurescier Birjars	17
Rahagiü	21
Zigeunerin	53
Griechisch-orientalische Kirche	63
Schafhirten	89
Waldbewohner	95
Mönch und Nonnen	107
Mokanen	155
Türken	164
Bärenführer	169
Manoli-Brunnen	181
Kathedrale von Curtea de Argeşu	183
Portal der Kathedrale von Curtea de Argeşu	185
Doamna Bălaşa	227
Denkmal Michaels des Tapfern	235
Dame mit Kindern in Nationaltracht, District Dâmboviţa	240
Kinder in Volkstracht, District Dâmboviţa	241
Ioanü Bratianu	287
König Carolü I.	288
Königin Elisabeta	288
Landleute von Câmpulungü	309
Curcanü als Grenzwächter	325
Weibliche Trachten aus dem District Muscelü (Frauenbild: Gegend von Golesci, Mädchenbilder: Gegend von Câmpulungü)	355
Hora	357
Büffelgespann	369

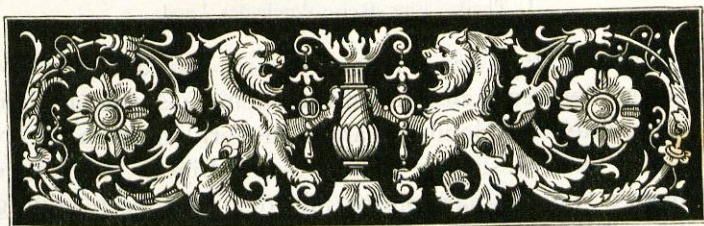
Bemerkungen bezüglich der Aussprache.

Bei rumänischen Wörtern wird *î* am Ende nur halb, *ă* gar nicht gehört, *ă* und *ë* lautet wie ein kurzes, dumpfes *e* (gegangen), *â*, *ê* und *î* ist weder *ü* noch *ö*, vielmehr ein dem Rumänischen eigenthümlicher Vocal; *c* vor *a*, *o*, *u* ist *k*, vor *e* und *i* *tsch*, *g* vor *e* und *i* ist *dsch*, *ș* ist *sch*, *ț* ist *tz*, *j* steht dem französischen *j* gleich. In magyarischen Wörtern lautet *s* wie *sch*, *cs* wie *tsch*.

I. THEIL.

Eine Reise durch das Land.





1. Bucuresci, die Freudenstadt im Sommer.

Durch den Tömöser Pass. — Sinaia, das königliche Hoflager. — Das Salzbergwerk Slănicu. — Die Bucurescïer Birjars. — Volkstypen. — Beschäftigungen der Ausländer. — Restaurants und Cafés chantants. — Chaussée Kisseleff und die eleganten Bucurescïerinnen. — Der Park Cismegiu. — Das Leichenbegängniß des Bürgermeisters.

Bei anbrechendem Tage verlassen wir Kronstadt. Das herrliche, bergumgürtete Karpathenjuwel, welches im Sonnen- glanze, dank seinem mittelalterlichen Häusermeer, seinen grünbewaldeten Bergwächtern und seinen köstlichen Pro- menaden, das Herz des Fremdlings in unlösbare Bande schlägt, gleicht heute einem trostlosen, vorweltlichen Wasser- becken. Seit zwei Tagen stürzt ein entsetzlicher Regen herab, so dass man sich voller Verzweiflung fragt, wo die Natur derartige Massen aufstapelt. Die Zinne, ein breiter Bergrücken, geschmückt mit den Ruinen einer Burg der Deutschritter, scheint sich hinter einem Schleier zu ver- bergen, der Abschluss des engen Thalkessels ist völlig ver- hüllt, der wackelnde Hôtelomnibus schwimmt förmlich dahin. Wir athmen ordentlich auf, als uns das Dampfross durch die gesegnete Ebene des Burzenlandes führt. Das erste der malerisch gelegenen, ebenso volk- als industrie- reichen Siebendörfer zeigt sich, bald darauf biegen wir in

den Tömöser Pass ein. Aber ach, als wir das letzte Mal zwischen den eng zusammentretenden Felswänden dahin-zogen, ruhten die Sonnenstrahlen in verklärendem Liebreiz auf dem unermesslichen Meere der duftigen Tannen, ein tiefblauer Himmel harmonirte mit dem munteren Gebirgs-bache, rüstig schritten die Menschen auf der Landstrasse dahin. Heute aber hängen die Wolken nur fünfzig Fuss über dem schönen Thal, ihre hässlichen Nebelgebilde liegen auf den üppigen Tannen, der Himmel gähnt uns in trost-loser, grauer Einförmigkeit an, Menschen und Pferde schleppen sich durchnässt und abgemattet die aufgewühlten Pfade entlang.

Die Frage, ob dem Tömöser Pass oder dem Rothen-thurmpass der Schönheitspreis gebührt, dürfte wirklich nicht leicht zu entscheiden sein. Es ist wahr, dem Tömöser Gebirgsübergange fehlt die gewaltige, furchterregende Wassermasse des Alt, dessen Schiffbarmachung die guten Hermannstädter jetzt sorgsam in Erwägung ziehen; allein die Natur hat dem Tömöser Passe reichhaltigen Ersatz verliehen, sie hat ihn ausgestattet mit dem Köstlichsten auf Erden: mit überwältigenden Scenerien des Hochgebirges! In der Nähe der rumänischen Grenze steigen hinter den Vorhöhen gigantisch und wild die höchsten Spitzen dieser Karpathentheile empor. Ihre steilen, baumlosen Felsmassen sind häufig mit Schnee bedeckt, vielfach glänzen und flimmern sie infolge der Gesteinszusammensetzung. Das ist das Reich, in dem der Adler König, und wo der Jäger auf schwindelndem Pfade stieren Blickes dahinklettert, um aus der flüchtigen Gemsheerde sein Opfer zu erwählen; das ist das Reich, wo der plumpe Bär waltet, die Geißel des schlichten, menschenscheuen Hirten. Ein weites Gebiet, wenig erforscht in der Zahl seiner Reize und des Lebens und Webens der Natur, unvergesslich dem, der auf kleinem, klugem Gebirgspferde tagelang über seine Höhen hinweggeritten, rastend in der primitivsten, weltvergessensten menschlichen Ansiedelung, in dem Höhlenkloster Schit la Jalomița, dessen wenige Mönche den Eindruck erzeugen,

als ob der Tod, der Allmächtige, unermüdlich Verändernde, seit Jahrhunderten ganz vergessen, sie abzurufen.

Heute liegt ein undurchdringlicher Schleier auf den Wundern des Hochgebirges, und uns erübrigt nur, die wenigen rothgedeckten Häuser zu betrachten, aus denen die Ansiedelungen von Ober- und Unter-Tömös bestehen. Nach Ueberwindung zweier bedeutender Tunnel überschreiten wir die rumänische Grenze und fahren in den Grenzbahnhof von Predealü ein. Rumänische Soldaten in geschmackvoller, dunkelblauer Uniform und mit weissbebändigtem Tschako achten darauf, dass die Reisenden nicht auf den durch ein Gitter abgesperrten rumänischen Theil des Bahnhofes hinüberschleichen. Ungarische Gendarmen haben sich in rührender Friedfertigkeit neben sie gestellt und weisen den Weg zum Passbureau. Der Pass wird schnell und ohne Anstand visirt, das Gepäck ohne durchwühlt zu werden mit Stempeln versehen. Anders ergeht es mit einem Körbchen, die schönsten Birnen und Aepfel der guten Sachsenstadt enthaltend. Der kleine dicke Zollbeamte wirft nicht mehr als einen einzigen Blick auf die lieblichen Früchte, stösst dann einen Laut des Behagens aus und langt mit einer Ruhe, um die ihn Sokrates beneidet haben würde, nach den lockenden Eindringlingen. Fünf Stück erfasst er mit einem Griff, ein zweiter Beamter eilt zur Unterstützung herbei, packt gleichfalls unter stummen Grimassen ein, und das ganze Drama ist bald beendet. Das Anerbieten, die Früchte zu verzollen, wird schnöde zurückgewiesen. Dagegen erregt eine Chapeau-claque-Schachtel unverhohlenes Erstaunen. Sie muss geöffnet werden; der unvermeidliche Bestandtheil des Salonlebens wird herausgeholt, von allen Seiten betrachtet und erst zurückgegeben, nachdem der Räuber das Toilettenstück in bedenkliche Nähe seines hochverehrten Riechorganes gebracht hat. Die österreichisch-ungarischen Beamten bemitleiden uns lächelnd, wehmüthige Blicke auf die rumänisch gewordenen Früchte werfend. Man glaubt, sie könnten die Phylloxera nach Rumänien bringen; die bereits unbestrittene Herrschaft

dieses Uebels an allen Ecken und Enden kümmert die gewissenhaften Beamten nicht.

Wir danken Gott anlässlich der Rettung des Chapeau claques und klettern nach halbstündigem Aufenthalt in die inzwischen herangeschobenen rumänischen Waggons, nicht ohne dabei die Nähe des Orients zu spüren. Unsere Frage nach einem Nichtrauchercoupé wird mit Achselzucken und mit dem Bedeuten beantwortet, es gebe in Rumänien keine solchen überflüssigen Räume, weil die Damen ebenso gut zu rauchen verstünden wie die Männer. Eine hinter uns daherkeuchende umfangreiche Dame beweist die Wahrheit des Gesagten. Sie besetzt zwei Plätze und ist nach fünf Minuten in eine Rauchwolke gehüllt, zu deren Erzeugung sich in Deutschland vier biedere Bauern vereinigen müssten. Inzwischen hat man Musse, beim Anblick des grossartigen Bucsecs die geraubten Obststücke zu vergessen. Wohl ist die Hauptmasse des herrlichen Gebirgsstockes heute dem Blicke entzogen, doch eignet das sich darbietende Bild sich ebenso zum künstlerischen Vorwurf wie der sonnenumstrahlte Riese. Einige Lichtstrahlen lassen die Ausläufer des Bucsecs in heller Beleuchtung erscheinen, neben ihnen hängt eine weisse Wolke herab, ihre scharfe Begrenzung dünkt uns mit einem Riesenzirkel bestimmt. Die Nachbarn des Berges sind unsichtbar, nur einer ragt sieghaft aus dem Nebelgewirr hervor, einem Fels im Meere gleichend. Allmählich entwickelt sich der Kampf der unfreundlichen Naturkräfte mit der mächtig durchdringenden Sonne, und als wir Sinaia erreichen, grüssen blaue Streifen der zerrissenen Himmelsdecke herab.

Sinaia war vor zwanzig Jahren der Welt unbekannt; nur wer diese Strasse, die Verkehrsader zwischen dem östlichen Siebenbürgen und dem Orient, benützte, der wusste auf anmuthiger Erhebung ein schlichtes Klostergebäude. Als der Hohenzollernsohn den rumänischen Fürstenstuhl bestieg, erwachte in ihm der Wunsch, der heissen rumänischen Ebene zu entinnen. Er theilte mit den schlichten Mönchen die Wohnräume des Klosters, und

die königliche Familie residirte damals so bescheiden, dass man im Zimmer der Königin das Ticken einer alten Wanduhr vernahm, die in der nur durch eine Bretterwand getrennten Zelle eines Mönches thätig war. Doch die köstliche Luft des Hochgebirges bot dem erlauchten Paare reichlichen Ersatz. Hier wuchs ein liebliches Töchterlein zur grössten Freude der Eltern heran, leider um ihnen nach wenigen Jahren zum herben Schmerz Aller, die es gekannt, entrissen zu werden; hier trat die Königin mit dem fremdartigen Volke in directen Verkehr, allenthalben die Herzen gewinnend.

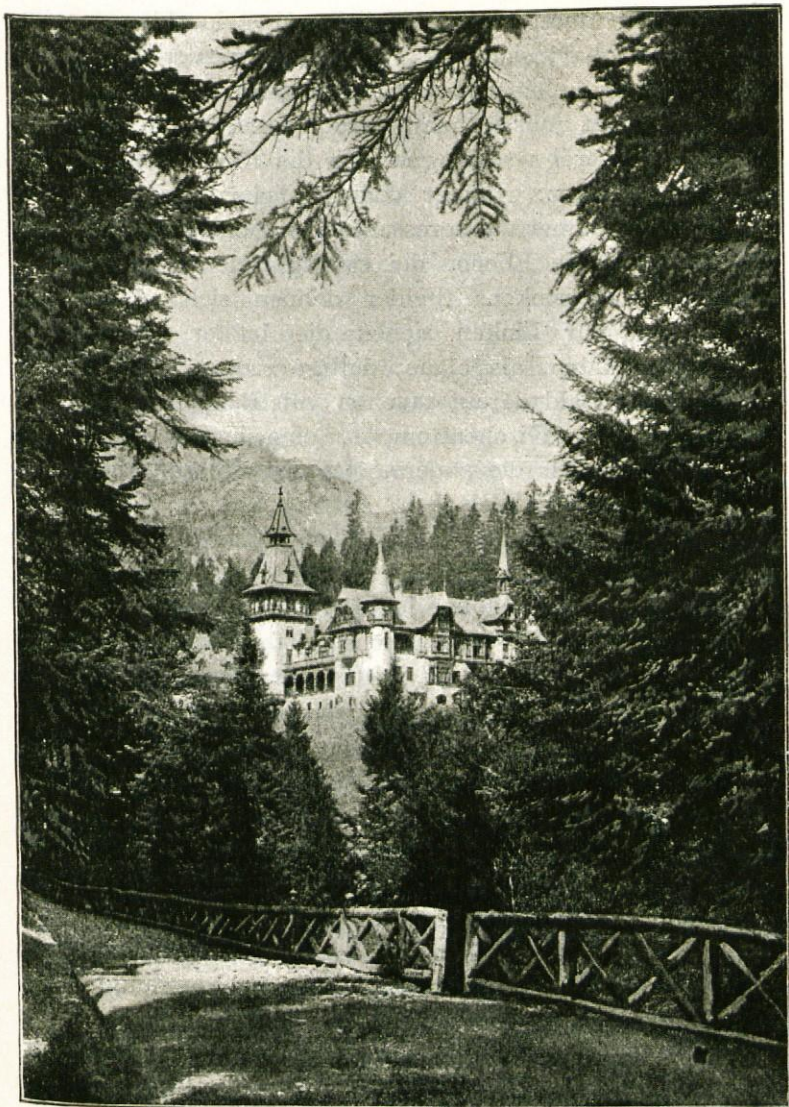
Heutigentags ist das schöne, geschmackvolle Königsschloss längst vollendet. Dicht am Fusse des Bucsecs ragen die Thürmchen und Zinnen stolz empor, die langen Verbindungsgänge des eigentlichen Palastes mit den Nebengebäuden des Hofstaates locken durch ihre luftige Kühle, die altdeutschen Fenster erglänzen am Abend in feenhafter Beleuchtung. Unweit des Schlosses steht ein Gebäude, dazu dienend, elektrisches Licht zu erzeugen, mit ihm erscheint die schöne Waldwildniss übergossen, und vereinigt sich dann mit ihm der Mond, um in magischem Licht die herrlichen Rasenteppiche zu erhellen, so wähnt man sich in eine Märchenwelt versetzt.

Und wem es jemals gelungen, das Innere des Castelles Peleşu zu betreten, ungeachtet der wachstehenden Jäger und der gussstählernen bei Plewna eroberten Kanonen, dessen Blick wird staunend durch die ebenso luxuriös als geschmackvoll ausgestatteten Räume schweifen. Von der Terrasse betritt man einen dunklen Gang, geheimnissvoll beleuchtet durch eine rothe Ampel. Rechts liegen Billardzimmer und andere Räume, aus deren Tiefe das Rauschen eines Springbrunnens hervortönt, links öffnet sich ein weiter Empfangssaal. Ferner stösst man auf ein Musikzimmer, in dem die Königin oft Orgel spielt, man trifft ein türkisches Zimmer, erfüllt mit den kostbarsten Teppichen des Morgenlandes, und man gelangt in einen kleinen Theatersaal, der achtzig Personen zu fassen vermag. Eine Treppe, verziert

mit alterthümlichen Waffen, führt in den oberen Stock. Hier fesselt besonders das Arbeitszimmer von Carmen Sylva. Ein idyllischer Raum, geschmückt mit den Erzeugnissen der Kunst, dient der hohen Frau als Werkstatt für ihre schriftstellerischen und malerischen Erzeugnisse. Frühzeitig erhebt sich die Königin, um fast ohne Unterbrechung den ganzen Tag über der vielseitigsten Beschäftigung zu huldigen. Spaziergänge unternimmt neuerdings Ihre Majestät sehr selten, ebensowenig liebt sie grosse, gesellschaftliche Vereinigungen oder öffentliche Schauspiele, wie sie sich denn auch nur selten im Bucurescŕer Nationaltheater zeigt. Die Liebenswürdigkeit der Königin im persönlichen Verkehre wird allgemein gerühmt, nicht minder versteht es der König, durch herablassende Leutseligkeit die Herzen zu gewinnen. Dem Schreiber dieses widerfuhr die Ehre, dem Königspaar vorgestellt und von ihm zum Déjeuner zugezogen zu werden. Sowohl vor demselben als auch nach demselben unterhielt sich Seine Majestät der König in äusserst lebhafter und anregender Weise über die ethnographischen Verhältnisse Osteuropas, sowie über Handel und Wandel, und wer der schlanken, majestätischen Erscheinung in solcher Stunde gegenüber gestanden, in das kühne und kluge Auge des Monarchen blickend, der wird sich bewusst, dass die Geschicke Rumäniens in keiner besseren Hand ruhen könnten als in der Carol I.

Das eigentliche Sinaia trägt noch denselben Charakter zur Schau wie vor drei Jahren. Längs des Thales, erhaben über der Eisenbahn und dem Flusse, präsentiren sich in langer Reihe die Villen der rumänischen Grossen. Sie liegen wie früher an vom Walde entblösten Stellen, nur ihre Zahl hat zugenommen. Da grössere Niederlassungen sehr entfernt sind und die unentweihte Wildniss dräuend von allen Seiten herniederblickt, ähnelt das Hofleben von Sinaia dem Hoflager alter Zeiten.

Hinter Sinaia verliert die Landschaft an Reiz. Einige Zeit noch bewahrt die Gegend den Charakter des Hochgebirges. Der Prahovaafluss drängt sich durch ein enges,



Castell Peleşü.

mit spärlichen Wäldern gezieltes Felsenthal. Sechs- bis achtmal setzt unser Dampfross über den tosenden, regengeschwellenen Gesellen, mehr als einmal wird unsere Auf-

merksamkeit durch eigenthümliche Gesteinsablagerungen gefesselt. Sobald sich das Thal erweitert, verändert sich das Flussbett zu einem wüsten Steinfeld. Vier- bis fünfhundert Schritt müsste man zurücklegen, wollte man es durchmessen, träge schlängelt sich die Prahova in mehreren Armen dahin. Immer unansehnlicher gestaltet sich das Gebirge, immer uninteressanter wird das Thal. Endlich erreichen wir die Ebene, die Gebirgswelt scheint hinter uns zusammenzusinken. Felder dehnen sich auf beiden Seiten aus, zur Linken ziehen die letzten Karpathenerhebungen dahin, als blaue, duftige Kette den Horizont umsäumend. Bald darauf tauchen von Bäumen umfungen fünf oder sechs Kirchen empor, eine immer origineller und glänzender als die andere. Das ist Ploesci, die erste grössere Stadt der Walachei.

Von Ploesci führt eine Zweigbahn in nördlicher Richtung nach dem Salzbergwerk Slănică. Langsam schlängelt sich ein fast nur leere Güterwagen enthaltender Separatzug durch das freundliche Thal. Malerische Windungen werden zurückgelegt, freundliche Häuser und Hütten, Kukuruzfelder und Zwetschkenbäume zeigen sich. Der Fluss ist vertrocknet; wie die meisten kleinen Wasserstrassen der rumänischen Ebene dient er dem langhaarigen Gebirgsbewohner im Sommer als Verkehrsweg. Auch im Spätherbst bietet er noch dasselbe trostlose Bild, doch spricht dann die Landschaft weit mehr an als im schwülen Hochsommer. Wer einmal im October durch diese Gegend gefahren, umweht von einer lauen, melancholischen Luft, überspannt von einem blassblauen Himmel, umfungen von anmuthigen Bergen, auf denen das Braun und Gelb, Röth und Grün der Bäume ein wunderliches Gemisch bildet, der wird den Anblick nie vergessen. Slănică selbst erinnert in seiner ganzen Lage und insbesondere durch die hochgelegenen Werke recht lebhaft an die Bleigruben von Rodna in Siebenbürgen. Hier wie dort dringt man in ziemlicher Höhe in den Berg ein, freilich liegt Rodna dem Himmel

näher, und die dortigen Werke ruhen einsam, inmitten des Reiches der Gemen und der Alpenblumen.

Unweit der Station stossen wir auf einen mächtigen Schuppen, in dem gewaltige Haufen von Salzstücken in die Waggonn verladen werden. 10 000 Kilogramm muss ein Waggon einnehmen, dann wird er versiegelt und mit der Angabe des Bestimmungsortes versehen. Die Arbeiter machen einen beklemmenden Eindruck, sie gehören den Gefallenen der Menschheit an, schwer lastet auf ihnen der Fluch Kains. Bis vor wenigen Jahren war es in allen rumänischen Salzwerken Brauch, Mörder, Diebe und andere Verbrecher tüchtig arbeiten zu lassen. Gegenwärtig hat diese Sitte eine Abschwächung erfahren, unter den hundertfünfzig bis zweihundert Arbeitern von Slănicu befinden sich in den Gruben nur noch fünfzig Verbrecher, bei den Maschinen neun, bei der Verladung etwa zwanzig. Für einen jeden leistet ein Dorobanze Dienst, der Mann steht mit Gewehr über neben dem Züchtling oder sitzt auf einem Steine. Beim Verlassen des Werkes schreitet der oft sandalengeschmückte Krieger mit vorgestrecktem Bajonett hinter dem Sträfling drein, alle seine Bewegungen sorgfältig beachtend.

Die übrigen Unglücklichen werden in der mitten im Orte gelegenen Strafanstalt beschäftigt. Durch zwei vergitterte Thore betritt man den traurigen Raum und sieht sich einigen Baracken gegenüber. Eine jede birgt zwei lange Bretter, auf denen man die Schlafstellen von dreissig Sträflingen bereitet hat. Die Verurtheilten selbst halten sich tagsüber in kleinen Hütten auf. Diese dienen ihnen als Drechslerwerkstätten, wo sie Löffel, Falzbeine, Spazierstöcke und Pfeifenrohre verfertigen. Kaum sind wir eingetreten, so umringen uns auch schon die härenen Gestalten, und die beklagenswerthen Männer mit stierem Blick und bleichem Antlitz bieten uns die Erzeugnisse ihrer monotonen Tage zum Kauf an. Ueberraschend schöne Sachen werden zu Spottpreisen abgegeben. Da ist ein starker Geselle, aus Siebenbürgen gebürtig, er verkauft

für drei Lei eine hübsche Marmorhand, eine Rose haltend; ein zweiter bietet um denselben Preis ein Rauchservice an, alles sorgfältig und geschmackvoll gearbeitet, als wäre es dem Atelier eines Bildhauers entsprungen. Der Siebenbürger erzählt uns, wie er im Zorn beim Billardspiel einen Anderen erschlagen; wehmüthig fügt er hinzu, er sei für immer eingekerkert. Und er wird seine Strafe abbüssen müssen, denn der gnadenspendende Monarch kommt für die Unglücklichen viel zu selten nach Slănică. Vor einigen Jahren weilte er daselbst, um die Gruben zu besichtigen. Noch jetzt sieht man in den Gängen derselben das Tannenreisig, mit dem die armen Sträflinge die unterirdische Welt verzierten. Ihre Hoffnung war keine vergebliche, der König begnadigte vierzig der Gefallenen, unendliche Freude und unendlichen Jubel hervorruhend.

Das Zusammenleben der Verbrecher, wie es die humane rumänische Justiz im Gegensatz zur deutschen gestattet, hat offenbar ebenfalls seine Nachtheile. Zeigt sich ja einer der Sünder reuevoll, so wird er von seinen Genossen verhöhnt und zu seiner alten Stimmung zurückgeführt; ist etwas Gutes noch in dem einen oder dem anderen erhalten geblieben, so wird es durch den beständigen Verkehr mit schlechten Gesellen endgiltig vernichtet. Originell ist es zuweilen, wenn für einen Unglücklichen die Stunde der Freiheit schlägt. Einer, der zwanzig Jahre inmitten des öden Gefangenenhauses verbracht, schüttelt heute beständig das Haupt und meint verlegen lächelnd: „In fünf Tagen bin ich frei, aber lieber Gott, was werde ich denn dann anfangen?“ Ein Anderer hat gebeten, man möge ihn in der Strafanstalt belassen, er habe sich daselbst zu sehr eingewöhnt. — Im Salzwerk bezahlt man die Sträflinge genau so wie die gemietheten Arbeiter. Die Transporteure empfangen etwa 80 Bani per Tag, die Salzhauer 16 Bani für je 100 Kilogramm; sie können 2 Lei an einem Tag verdienen. Vom Erlös lässt man den Sträflingen 30% behufs freier Verwendung, 70% des Geldes legt man in ihrem Interesse zurück.

Verlassen wir den Ort des Unglücks, und wenden wir uns den Salzgruben zu. Das vorerwähnte Transportgebäude steht durch eine kleine Zahnradbahn mit der gegenwärtig betriebenen Grube in Verbindung; sogenannte Hunde laufen hin und her, um das Salz seinem Geburtsorte zu entführen. In dem einen Gebäude hat man eine Tischlerei und eine Schlosserwerkstätte geschaffen, in einem zweiten wird Salz gemahlen. Eine gewaltige Maschine setzt eine Drehscheibe in Bewegung, welche die grossen Salzklumpen zermalmt. Eine Etage tiefer sehen wir eine Art Trichter, in dem eine zweite Verkleinerung bewerkstelligt wird, und im Erdgeschoss finden wir fünf Männer, deren Pflicht es ist, in festen, groben Säcken das geriebene Salz aufzufangen. Die dazu nöthigen Säcke werden aus England bezogen, das Stück für 25 Bani. Das erzeugte Salz zerfällt in zwei Gattungen, in feines und gröberes, während im Bergwerk drei Sorten, weisses, halbweisses und schwarzes, gewonnen werden. Seitwärts lehnt am Hügel ein Schuppen, den Blick in ein wegen seiner Tiefe (140 Meter) aufgelassenes Werk gestattend. Im Hauptgebäude hat man eine kleine Maschine aufgestellt, für die elektrische Beleuchtung der Gruben aus Wien bezogen.

Endlich stehen wir vor dem Hades selbst und blicken hinunter in die schwarze, unheimliche Tiefe. Hier geht eine Art Korb aufwärts, dort ein zweiter abwärts, ein jeder enthält einen kleinen Wagen. Wenn der gefüllte heraufgekommen, geht ein leerer hinunter. Statt eines solchen Wagens fahren wir ein. Vollständige Finsterniss umgibt uns, langsam sinken wir. Die glattbehauenen Wände werden fast berührt, wir haben die Empfindung, als seien wir lebendig begraben. Da tönt ein Hämmern an unser Ohr, und plötzlich schwindet die Finsterniss, um einer feenhaften Welt zu weichen. Wir schweben über einem grossen, rosig beleuchteten Raum. Schwarze Wände fallen conisch hinab, unten aber zieht eine glitzernde Schneefläche dahin, besetzt mit räthselhaft erscheinenden Gestalten und elektrischen Lampen. Eine Minute hält wohl das zauberhafte

Bild an, dann gelangen wir auf die weisse Fläche, um auf Salz und nichts als Salz herumzuwandeln. Eine weite Halle von 146 Meter Länge empfängt uns, an ihrem Ende hat man eine Seitengalerie abgeleitet. Eine zweite wird am anderen Ende in derselben Richtung fortgeführt, beide sollen später durch einen mit der ersten parallellaufenden Gang verbunden werden. Von all' dem ist noch nicht die Hälfte gethan, künftigen Generationen bleibt ein tüchtiges Stück Arbeit vorbehalten. Um zwei Meter wird jetzt jährlich die Grube vertieft, über 200 Meter beträgt jedoch der Salzstock, man kann also noch 100 Jahre schaffen, ehe man ihn der Tiefe nach erschöpft. Und dabei bessert sich beständig die Güte des Salzes, schon nach 15 abgetragenen Metern muss man auf das reinste Salz treffen.

Etwa fünfzig bis sechzig Arbeiter sind noch in der Grube thätig. Sie hämmern nur an den Endpunkten der Halle, wo sie grosse würfelförmige Stücke, das Stück zu 60 Kilogramm, losschlagen. Diese Kolosse liegen bunt durcheinander, bis die Hunde zur Beförderung herankommen. Fünf der Arbeiter stehen dort auf einem Salzblock, dessen Längsseiten bereits blosgelegt sind, auf sie schlägt man ein. Gleichmässig sausen die fünf Hämmer durch die Luft, gleichmässig beugen sich die entkleideten Oberkörper herab. Gibt der Block einen Klang, der nicht mehr metallisch, so treten die Männer zurück, man schiebt ein kurzes Holzscheit in ein gehauenes Loch, ein Arbeiter legt einem anderen eine centnerschwere Eisenkugel auf die Schulter, und diese saust auf die Holzstemme nieder, bis sich der Salzblock löst.

Die Mitte der Halle bietet einen ganz anderen Anblick dar. Frei von Salzhauern ist sie das unbestrittene Revier zweier Maschinen. Langsam bewegen sich diese dahin, getrieben durch zusammengepresste, mittelst eines Schlauches unter die Erde herabgeleitete Luft. Eine der Maschinen schneidet horizontal, die andere vertical. In siebenbürgischen und ungarischen Salzwerken kennt man ihresgleichen bis jetzt noch nicht, nur in Wieliczka stehen ähnliche Hilfs-

mittel in Gebrauch. Ueberhaupt kann über die umsichtige Leitung der rumänischen Gruben nur Lobendes gesagt werden, die rumänischen Ingenieure, meist in Frankreich oder Belgien gebildet, sind fleissig und kenntnisreich.

Nachdem wir uns an dem magischen Lichte der zwölf elektrischen Lampen sattgesehen, klimmen wir auf Treppen empor; auf ihnen steigen tagtäglich die Arbeiter in das Werk ein. Die Wände sind feucht, und man hat an einigen Stellen der Oberfläche sogar kleine Bäche ableiten müssen, damit ihr Wasser nicht die Erde durchdringe und das Salz zersetze. Nach geraumer Zeit erreichen wir eine Galerie. Tief unter uns liegt das feenhaft Arbeitsfeld, dann entschwindet es, und plötzlich gähnt vor uns ein mächtiger, unheimlicher Krater: ein aufgelassenes Werk. Unsere beiden Sträflinge erheben ihre Stimme, secundenlang tönt es wieder. Hierauf wirft man von der Erdoberfläche brennendes Holz herein. Es bildet die schönste, zauberhafteste Rakete, die wir im Leben sehen können. Ein unheimlicher Feuerball durchsaust die Luft, Funken weithin entsendend und den ganzen höhlenartigen Riesenbau erhellend. Lange stehen wir staunend, gefesselt von der Grossartigkeit dieser unterirdischen Welt. Hierauf bringt uns die Maschine in wenigen Minuten wieder empor, und wir athmen frei auf. Kurze Zeit später lehnen wir an dem Schlunde, wo man den feurigen Brand herabgeschleudert. Ausserhalb des Werkes treffen wir auf ein Dutzend Bauernwagen. Ihre Führer sind aus der Umgegend gekommen, um bis 1000 Kilogramm Salz behufs Einzelverkaufes in ihrem Dorfe zu erwerben. Noch einige Stunden Rast in dem kleinen Oertchen, dann führt uns der Zug nach Ploesci zurück, von wo wir unsere Fahrt durch endlose Kukuruzfelder und Gruppen von Laubbäumen nach Bucuresci fortsetzen können.

Bucuresci, die Freudenstadt, gehört zu den seltsamsten, aber angenehmsten Hauptstädten Europas. Wohl citirt man noch heutigentags häufig bei seinem Namen das früher auf Budapest bezogene Wort: „Hier fängt Europa

an, hier hört Europa auf“, allein man thut das zumeist mit Unrecht. Bucurescî hat sich seit einigen Jahrzehnten mächtig emporgerungen, es verträgt einen Vergleich mit anderen Hauptstädten des Ostens und des Südens sehr wohl. Bereits beim Verlassen des Bahnhofes wird uns ein überraschendes Bild zutheil. Ein halbes Hundert Bucurescîer Fiaker scheint gewillt, die Reisenden in die Metropole Rumäniens zu führen. Die Miethwagen sind sämmtlich elegant, das Pferdematerial ist ein tadelloses, es verhält sich zu dem Wiens oder Berlins wie der Tag zur Nacht. Man hat das Land der Magyaren in allen Tonarten gepriesen, man hat es auch als Land der schönen Pferde besungen, Alles mit Unrecht. Beim ungarischen Bauern wird man nur elende Klepper mit entsetzlich herausstehenden Rippen gewahren, und nirgends werden elendere Miethrosse die Theilnahme des Fremden wachrufen als in Budapest. Stellwagen, Pferdebahn, Fiaker wetteifern darin, ihre treuen Helfer geschäftsmässig auszunützen, und blos die Geschöpfe der Reichen machen eine Ausnahme. Der Bucurescîer Birjar verfügt über hohe, glänzend gestriegelte, gutgenährte Thiere, mit denen er durch die Siegesstrasse dahinsaut, wie angegossen auf dem Bocke sitzend, auf den leisesten Druck des Fahrgastes achtend. Und dies thut Noth, denn in Bucurescî ist es Sitte, sich in den Wagen zu werfen und den Kutscher selbst an den Ort der Bestimmung zu leiten. Man tippt ihm mit Schirm oder Stock auf die rechte Schulter, wenn er rechts abbiegen soll, man versetzt ihm einen freundschaftlichen Rippenstoss in die linke Flanke, wenn man nach links verschwinden will, und man legt liebevoll die Handfläche auf seinen Rücken oder zieht mit dem Finger eine Linie von oben bis unten, als wolle man ihm Rock und Rücken entzweischneiden, sobald das Gefährt am Bestimmungsort angelangt.

Die echt russische Tracht dieser wie besessen und dabei doch äusserst geschickt fahrenden Kutscher ist eine sehr gefällige. • Sie umfasst dunkelblauen oder grünen, langen Sammetrock, rothe, blaue oder weisse Schärpe und

niedrige Mütze. Die Birjars gehörten früher sämmtlich der russischen Sekte der Lipovener oder Skopzen an, deren Haupteigenthümlichkeit noch heutigentages in dem starren Festhalten am Einkindersystem besteht. Nach der Geburt eines Erben wird der Lipovener Eunuche, daher sein in der Regel aufgedunsenes Gesicht. Aus Russland vertrieben, liessen sich diese Leute

in Rumänien nieder, um hier ungestört in eigenen, Fremden unzugänglichen Bethäusern ihren seltsamen Gebräuchen zu huldigen, und um das Geschäft der Lohnkutscher völlig unübertroffen zu betreiben. Weil nun die ganze Erscheinung der Lipovener ebenso gefällig als reinlich genannt werden muss, kann die Vorliebe der Bojaren für sie nicht in Erstaunen setzen. Die vernachlässigten, jenen in's Handwerk pfuschenden Magyaren und Siebenbürger Rumänen sahen sich dadurch genöthigt, gleichfalls das male-

rische russische Kostüm anzulegen, denn nur so wurde es ihnen möglich, einen Bojaren in Beschlag zu nehmen. Beide Gruppen sind ziemlich streng geschieden, beide haben Assecuranzgesellschaften gebildet, aus deren Cassen demjenigen ein Pferd gekauft wird, dem unerwartet ein solches stirbt, und der mithin in Gefahr kommt, brodlos zu werden.



Bucurescŕ Birjars.

Die Fahrtaxe ist ausserordentlich niedrig, sie beträgt für eine Fahrt innerhalb der Barrière einen Leu, für eine Stunde zwei Lei. Man fährt mithin viermal so billig wie in Wien, wo die Miethwagenführer beiseipielslos theuer und roh sind. Fordert der Kutscher ja einmal einem Fremden gegenüber mehr, was besonders am Abend möglich, weil dann die feine Welt nach der Chaussée Kisseleff eilt, um frische Luft zu schöpfen, so muss man ihm seine Visitkarte überreichen und ihm rathen, er möge sich auf dem Polizeiamt beschweren.

Auch in den Districtsstädten Rumäniens trifft man Lipovener als Wagenbesitzer, obgleich sie hier mehr und mehr durch schmierige Israeliten verdrängt werden. Die Taxe entspricht in den grösseren Orten der von Bucurescî, stellenweise, wie zum Beispiel in Romanû, wo eine Einspannerfahrt 30 Bani kostet, fährt man sogar noch billiger. Unvortheilhaft erscheint nur die Inanspruchnahme der Landbirjars. Diese verlangen fast immer 30—40 Lei für einen Tag, trotz der vier eingespannten Pferde im Vergleich zu den Siebenbürger Taxen ein hoher Preis.

Unser Birjar bringt uns schnell vorwärts. Bucurescî mit seinen Schönheiten und seinen Seltsamkeiten öffnet sich, und gleich auf den ersten Blick wird uns klar, dass wir hier nicht wie in Belgrad Gefahr laufen, unsere Seele durch eine kurze Reise zu verlieren. Wie in jeder Hinsicht ist die Hauptstadt Rumäniens derjenigen des Serbenreiches auch durch die Pflasterung weit überlegen. Es gibt zwar noch Strassen, bei denen das Pflaster etwas an die Karpathenvorberge gemahnt, allein in der Regel hat man keinen Grund zur Klage. Die Schilderungen früherer Reisenden, denen zufolge Sumpf und Kothlöcher vorherrschten, sind gegenstandslos geworden. Und dies verdient um so mehr Bewunderung, als Bucurescî an Ausdehnung hinter Berlin und Wien nur wenig zurücksteht.

Gleich in der ersten Minute des Aufenthaltes erscheint es uns, als ob Bucurescî wohl eigentlich mehr den Namen der Melonenstadt als den der Freudenstadt verdiene.

Melonen an allen Ecken und Enden. Dort hockt ein Mann in einem Bretterverschlag, er hat sich ordentlich hinter den gelben Zuckermelonen und den grünen Wassermelonen vergraben. Und wie süß sind die ersteren, wie saftig, durststillend und labend die letzteren, wie billig beide! Während man in Budapest und Wien für eine grössere Melone 40—60 Kreuzer zahlt, entrichtet man hier 30—50 Bani. Dabei leben wir jedoch im Monat August; im September werden ganze Wagenladungen der köstlichen Früchte zur Hauptstadt geführt, dann kostet das Stück 10—20 Bani. In dieser Jahreszeit dient die Melone Tausenden und aber Tausenden als Hauptnahrungsmittel; nur gibt man der Wassermelone den Vorzug vor der süßeren Zuckermelone, der Genuss der ersteren soll unschädlich sein, während der der letzteren zuweilen Fieber erzeugt.

Ausser dem Melonenhändler der Bretterbude gewahren wir den herumziehenden. Ein gebogener Tragestock, an dessen Enden zwei Körbe herabhängen, dient dem Verkäufer zum Beförderungsmittel. Zehn bis zwanzig schwere Melonen belasten die Behälter, und doch zieht der Mann ununterbrochen seines Weges, freilich infolge der schweren Last mehr tänzelnd und schwebend. Unermüdlich ertönt sein Ruf, er vermischt sich mit dem Geschrei derjenigen Händler, die mit Hühnern, Indians, Gänsen oder mit Paradeis, Gurken, Rüben, Milch und Cascavalü, dem beliebten Schafkäse, herumziehen. Ein anderer stehender Typus ist der Sacagiü. Er hat seinen Titel von *saca* (Fass) empfangen, seinem Berufe gemäss versorgt er die Hauptstadt mit Wasser. Da diese grosse Mengen der werthvollen Waare benöthigt, sieht man in jeder Strasse mehrere Sacagiü mit zweirädrigen Karren und kleinen, doch gut genährten Pferden einherhumpeln. Die Freudenstadt ist mit dem wichtigsten Bedürfnisse des Lebens noch immer schlecht versehen, glücklicherweise dürfte die Zeit der Wassernoth so gut wie vorüber sein. Früher bezog man das Trinkwasser nur direct von dem kleinen Flüsschen Dâmbovița, welches munter aus den schönen Karpathen-

bergen hervorgeht und in seiner Jugend dank seines klaren Wassers manchen Hirten und Landmann entzückt. Ahnungslos schlängelt es sich durch die Ebene, bis es auf Lehm-boden geräth; ihm sucht es sich schnellstens zu entwinden. Leider gelingt ihm dies nicht ohne Verlust seines schönen Aussehens. Unter solchen Umständen sind die oft gehörten Worte:

Dâmbovița apă dulce,
Cine bea nu se mai duce

(Süsses Wasser, wer dich getrunken hat, geht nicht wieder fort)

ein Gegenstand des Spottes geworden. Heutigentags hat man die Dâmbovița regulirt, infolge dieses Vorganges aber sind eine Anzahl gutes Wasser liefernde Quellen zu Tage getreten. Damit müssen sich die schönen Bucurescïerinnen bis zur Vollendung der grossen Wasserleitung von Câmpina, für deren Herstellung man Millionen gezeichnet hat, begnügen. Sie wird dem armen Sacagiû den tödlichen Streich versetzen; zunächst verkauft er seine kostbare Ladung um guten Preis. Der letztere richtet sich ganz danach, von woher der Sacagiû seine Waare holt. Bezieht er sie von Filaretû, dann gibt er das Fass für einen halben Leu, muss er weiter fahren, so lässt er sich einen ganzen Leu entrichten. Die kleinen zweiräderigen Karren wurden alle polizeilich numerirt, Abgaben zahlen ihre Führer nicht. Auf Erden ist indessen nichts umsonst, die Polizei hat sich daher das Recht ausbedungen, jede Nacht dreissig der Männer in ihren Räumlichkeiten schlafen zu lassen. Beim Ausbruch eines Feuers kommt es ihnen zu, augenblicklich dasselbe löschen zu helfen. Erwähnt sei noch, dass man das Wasser früher allgemein mit Hilfe von Alaun filtrirte; Alaun aber nennt der Rumäne äusserst treffend Piatră acră, den sauren Stein.

Auffallend wirkt ferner in der Reihe der orientalischen Erscheinungen der Kohlenhändler; auch er trägt seine Waaren in zwei herabhängenden Körben. Neben ihm zeigt sich die Zigeunerin, ihre glühenden Augen suchen denjenigen, der ihr das Blumenkörbchen leeren soll. Sehr

häufig trifft man den Bragagiü. Er verkauft ein süßes, trübes Getränk, das seinen Ursprung der Kleie verdankt. Secundirt wird ihm vom Rahagiü, dem Spender orientalischer Süßigkeiten. Der Rahagiü ist in der Regel Bulgare oder Türke, sein Erzeugniss angeblich in Adrianopel geboren. Wie andere Leute bedient sich jedoch der Rahagiü der Täuschung, seine

Waaren werden jetzt in Bucuresci erzeugt, und nur der Fremde glaubt an ihre Adrianopeler Herkunft. Im Winter steht der Rahagiü auf den Strassen und bietet den Salepü feil, einen den ärmeren Mann wohlthätig erwärmenden Thee. Alle diese Händler rufen ihre Waare in monotoner Weise aus, die Schlummernden in der Frühe aus dem Schläfe erweckend und nur die Köchin erfreuend, der man die verschiedenartigsten Bedürfnisse ins Haus bringt. Die Kleidung der Verkäufer ist fast stets die nämliche.

Barfuss kommen sie daher, den Körper dürftig durch ein weisses Hemd mit rothem Gurt verdeckt, das Haupt meistens mit einem Fes geziert.

Im Hôtel tönen uns durchaus deutsche Laute entgegen; Wiener, Süd- und Norddeutsche sind im ganzen Orient diejenigen Gasthaushalter, bei denen man einkehren muss, will man sich nicht der Gefahr aussetzen, mit Nachtlager



Rahagiü.

und Beköstigung unzufrieden zu sein. Bei aller Intelligenz und allem Fortschritt der Rumänen muss ihren Wirthen doch die Geschmeidigkeit, der Ueberblick und die Tüchtigkeit der Deutschen abgesprochen werden. Uebrigens ist es in Rumänien stets räthlich, sich vor Bezug eines Quartiers genau nach dem Preise zu erkundigen; wehe dem, der dies unter seiner Würde hält. Ebenso muss mit Professionist oder Kaufmann verfahren werden. Ein Schlosser fordert beispielsweise für Oeffnung eines Schrankes $2\frac{1}{2}$ Lei, für einen neuen Schlüssel 2 Lei; im Falle der Entrüstung lässt er 60% nach. Im Verkaufsladen hat man sich darauf vorbereitet, 30% heruntergehen zu können, respective den Betrag als gute Beute einzucassieren. Im Handelsstand zeichnen sich die Fremden nicht am vortheilhaftesten aus. Leute, die sich gezwungen sahen, ihrer Heimat flüchtigen Fusses den Rücken zu kehren, verschwanden in Rumänien; bankerotte Kaufherren, Männer, deren höchstes Ziel es war, rasch reich zu werden, widmeten dem armen, jahrhundertlang unter Türkenjoch und Phanariotenwirthschaft verblutenden Lande ihre Kraft und ihre Talente. Durch sie lernten die Morgenländer abendländische Cultur und Gesittung kennen, durch sie lernten sie jene Schlechtigkeiten, die ihnen bisher unbekannt geblieben. Wirthe, Kaufleute und sonstige Händler gehören vielfach dieser Kategorie an; löbliche Ausnahmen machen Ingenieure, Lehrer, Buchhändler, kurz Menschen, deren Beschäftigung eine idealere Denkart voraussetzt.

Von den in Bucuresci und im ganzen Lande zu findenden Fremden ernährt sich der Serbe hauptsächlich als Maurer und Hirte, der Bulgare als Gärtner, der Franzose als galanter Abenteurer oder industrieller Unternehmer, der Grieche als Kaufmann, Commissionär und Spediteur. Seitdem der Tabak Monopol geworden, sind die armenischen Tabakhändler verschwunden; die Arnauten, früher als Eis- und Wasserhändler oder als Kawassen bekannt, haben dasselbe Schicksal erfahren, ebenso ist die Zahl der Italiener zusammengeschrunpft. Wohl arbeitet noch hie

und da einer als Conditor, dagegen haben Rumänen und Zigeuner jetzt die Profession der Musiker ergriffen, italienische Künstler und Kaufleute wohnen in Bucurescï kaum noch ein halbes Dutzend.

Der Deutsche treibt allerlei. Er ist Arzt, Lehrer, Kellner, Buchhändler, Kaufmann, Handwerker und vor allem Apotheker. Selbst in Provinzstädten darf man die Apotheken in der Erwartung betreten, darin Deutsche als Leiter vorzufinden. Immerhin kann nicht oft genug betont werden, dass gerade die Deutschen bisher mit geringem Capital im Orient aufgetreten, während die Franzosen als Grossindustrielle, Leiter von Gasanstalten und anderen Etablissements walteten. Dies ein Grund, weshalb das romanische Element besser angeschrieben ist als das germanische. Man rechne hiezu die geringe von den hiesigen Deutschen erweckte Achtung, die natürliche Verwandtschaft des Rumänen mit dem Franzosen, und es wird einleuchten, warum die Sympathieen der Rumänen bisher den Franzosen gegolten haben. Selbst die sprichwörtliche Sittlichkeit der deutschen Hausfrau bewahrheitet sich in vielen Fällen nicht. Es gilt von deutschen Weibern oft dasselbe, was man sich von ihnen in ungarischen und siebenbürgischen Städten erzählt: gerade solche, die durch ihre gesellschaftliche Stellung das Vorbild nicht nur der deutschen, sondern auch der rumänischen Damen sein sollten, liefern Stoff zu abscheulichen Erzählungen. Manche der intelligenteren Germanen haben im Mutterlande ein Weib zurückgelassen, trotzdem aber in Rumänien ganz ungenirt zum zweiten Male geheiratet, und von den Professionisten sind viele nur zwei Tage wöchentlich thätig, in der übrigen Zeit berauscht oder Pfleger ihres Katzenjammers.

Der Szekler ist sehr einseitig, er gibt den Hausknecht und den Holzhacker ab, gilt jedoch als äusserst arbeitsam. Ungleich mannigfaltiger ist das Wirken des Zigeuners. Dieser spielt den Kegeljungen, den Musikanten, den Hufschmied, den Goldwäscher, den Händler mit Schlössern, den Erdarbeiter, den Schinder, und wenn es gerade rath-

lich erscheint, den Rosssdieb und den Hehler. Durch den Verdacht eines dritten dunklen Gewerbes, den des Kupp-
lers, thut man dem schwarzbraunen Gesellen unrecht. In
der genannten Branche herrschen ziemlich unumschränkt
die Israeliten. Originell dagegen dünkt uns eine vielfach
geübte Beschäftigung des armen, verstossenen Sohnes In-
diens. In rumänischen Restaurants schaltet und waltet der
Zigeuner als Koch, das Schwelgen der Gäste in lucullischen
Genüssen ist in erster Linie sein Verdienst! Was aber
hat den Geächteten in die Geheimnisse der edlen Koch-
kunst eingeweiht? Die Leibeigenschaft war es, die Scla-
verei, in der die Zigeuner bis vor drei Decennien gestanden.
Damals war der Zigeuner das Spielzeug des Bojaren, die
rechte Hand desselben, Kammerdiener und, dank seiner
Schlauheit und Verschwiegenheit, vertrauter Freund in
einer Person, unzertrennlich von dem Gebieter und höch-
stens für eine Stunde beseitigt, wenn ein vornehmer Gast
auf dem Bojarensitze weilte. Dies hinderte natürlich den
Herrn keineswegs, die Angehörigen des Factotums kraft
seines Eigenthumsrechtes öffentlich zu verkaufen. Nicht
nur alte Chroniken, selbst Personen in mittleren Lebens-
jahren wissen von dem Jammergeschrei ganzer Haufen
solcher Unglücklichen zu erzählen, deren einzige Sünde
ihre Abstammung, ja oft nicht einmal diese, war. Man
riss sie wie auf amerikanischen Sklavenmärkten auseinander
und verkaufte die Mutter hierhin, den Sohn dorthin. Auf
vorstehendes, jetzt begrabene, menschenunwürdige Verhält-
niss ist die Kochkunst der Zigeuner zurückzuführen, die brau-
nen Sklaven erwiesen sich in der Küche gelehrig und auf-
merksam.

Die Juden treiben alles Mögliche, am liebsten natürlich
das, wo bei wenig Mühe viel Gewinn abfällt. Wie überall
verstehen sie sich am besten auf den Wucher, obgleich
ihnen Christen dabei ins Handwerk pfuschen. Hunderte
von Procenten sind an der Tagesordnung, ein Napoleon
muss oft nach einer Woche täglich mit 1 Leu verzinst
werden. Fälle, wo Jemand wegen eines halben Hunderts

Lei Haus, Hof und Vermögen verloren, gehören nicht zu den Seltenheiten. Dabei erstreckt sich das Wuchernetz sogar auf die ärmeren Kreise, Eisenbahnbeamte und ähnliche arme Schlucker sind willkommene Beute. Merkwürdig ist das ziemlich concurrenzlose Betreiben der Dachdeckerkunst seitens der Israeliten. Man höre und staune: die schönen, glänzenden Blechdächer der Freudenstadt werden von jüdischen Meistern und jüdischen Gesellen hergestellt. Freilich muss man gleich eines hervorheben: die Häuser von Bucuresci sind meist ebenerdig oder einstöckig; an den wenigen zweistöckigen Gebäuden haben sich die Israeliten gewiss nicht vergriffen, lebensgefährliche Professionen waren niemals ihre Vorliebe. Bei einer zweiten jüdischen Branche sieht man das recht deutlich. Die edlen Söhne Palästinas betreiben das Geschäft der Damenschneiderei und sollen darin Geschmack und Geschicklichkeit entwickeln. Das Heer der Modistinnen liefert den eleganten Bucurescier Damen natürlich Paris, und auf diesem Gebiete herrschen die Französinen derart unumschränkt, dass der Begriff Modistin mit dem einer Französin beinahe zusammenfällt.

Eine grosse Rolle spielen unter den Eingewanderten die Siebenbürger Rumänen. Ihre Zahl im ganzen Lande beläuft sich auf mindestens 15 000; ihr Fleiss ist bekannt, ihre Tüchtigkeit bei weitem nicht nach Gebühr geschätzt. Sie stellen fünfzehn Abgeordnete der Kammer, Hunderte von Aerzten, Lehrern, Beamten und Redacturen, Alles Leute, die ihre Heimat verlassen mussten, weil ihnen der magyarische Chauvinismus den Aufenthalt daselbst unendlich gemacht. Für ihre Thätigkeit war jenseits der Karpathen kein Feld, in dem jungen Königreich aber können ihre Kräfte sehr gut verwendet werden. Die Einwanderung dieser intelligenten, schätzbaren Männer nimmt beständig zu, sie wird so lange anhalten, bis der magyarische Chauvinismus gestürzt wird und die Macht verliert, das rumänische Volk Siebenbürgens zu bedrücken. Und im Interesse der Siebenbürger Rumänen ist ein solcher Zeitpunkt herbeizuwünschen, es könnte sonst eine völlige Entblössung tüch-

tiger Kräfte des nationalen Elementes in Transsylvanien eintreten.

Sämmtliche Ausländer standen früher direct unter ihrem Consul, ihm war sogar die Gerichtsbarkeit verliehen. Seit der Geburt des Königreiches hat sich das geändert: eine Ursache zur Klage für die Fremden, streng genommen nur eine den Verhältnissen entsprechende Verfügung. Ehemals war es heilsam, wenn der Westeuropäer einen möglichst weitgehenden Schutz seines Consulates genoss, türkische Willkür und türkischer Uebermuth wären sonst geneigt gewesen, ihm auf diese oder jene Weise das Leben zu verbittern. Mit dem Wegzug des türkischen Trosses und der Umwandlung der Fürstenthümer in einen abendländischen Staat wurden jene Vorsichtsmassregeln hinfällig. Die Behauptung, man erschwere dem Eingewanderten die Erwerbung des Zuständigkeitsrechtes, beruht zum Theil auf einem Gesetzesparagraphen, demzufolge Fremden nur gestattet ist, in den Städten Grundstücke zu erwerben. In Anbetracht des zweifelhaften Werthes der Ausländer dürfte diese Anordnung ein gutes Schutzmittel für die eingeborne Bevölkerung sein. Ein feindseliger Charakter gegen diese oder jene Nationalität wohnt ihr nicht inne, der Siebenbürger Sachse wird von ihr ebenso gut getroffen wie der Magyar, der Franzose oder der Rumäne aus der Kronstädter Gegend; ihre Spitze ist hauptsächlich gegen jene Heuschreckenschwärme von orthodoxen Israeliten gerichtet, welche früher zu Tausenden aus Galizien, Bessarabien und der Bukowina herüberströmten, um die ländliche Bevölkerung zu unterjochen und zu verderben.

Unter den vielen haarsträubenden Schlechtigkeiten, mit denen man in Westeuropa die dunklen Berichte über Rumänien auszuschnücken liebt, steht eine enorme Theuerung obenan. Bucuresci theilt in dieser Hinsicht das Schicksal Belgrads: der Fremde betritt beide Orte mit Herzklopfen. Hat er jedoch einen offenen Blick und etwas Acclimatisirungstalent, so ist sein Geldbeutel nicht mehr gefährdet als in einer anderen europäischen Metropole.

Man studire in rumänischen Restaurants die nationale Küche, und man wird daselbst viel billiger leben als in Wien oder Berlin. Für die Existenz des Gastgebers braucht man nicht zu zittern, denn dieser bezieht alles äusserst wohlfeil. Kostet doch ein Kilogramm Rindfleisch in Bucuresc 70 Bani, in Provinzstädten 40—50, in Craiova gar nur 25 Bani. Das Schweinefleisch steht ebenso im Preise, eine Gans wird mit einem Leu bezahlt, eine Ente mit 60 Bani. Ein Kilogramm Butter erwirbt man in Craiova für 3 Lei, in Bucuresc allerdings für 8 Lei; dieses Nahrungsmittel muss aus Siebenbürgen eingeführt werden, da sich die rumänische Bäuerin noch nicht genügend auf seine Bereitung versteht. Vorweltliche Zustände herrschen in der kleinen Walachei, insbesondere in der Gegend von Târgul-Jiului. Dort erhält man ein Huhn für 20 Bani. Wohnungen sind dagegen in ganz Rumänien theuer; für eine Doppelklafter Holz zahlt der Käufer in Craiova 70—100 Lei und für einen Centner Kohle 5 Lei. Dienstboten erhalten 15—30 Lei monatlich; dabei ziehen sie mit drei heranwachsenden, ausgehungerten Kinderchen ins Haus. Bei einer noch jugendlichen Magd ist es ein Glück, wenn sie wenigstens sechs Stunden täglich arbeitet und nicht mehr als einen Liebhaber zu beköstigen wünscht. Die Wäsche wird selbstverständlich an Waschweiber abgegeben. Was also eine sorgsame Hausfrau an Vortheilen geniesst, das wird durch allerlei Nachtheile wieder aufgewogen.

Von der nationalen Küche kann man das Pilaf verzehren, Stücke gekochten Hühnerfleisches in einem Berge von Reis begraben, eine türkische Speise. Brathuhn am Spiesse bereitet, gebratener Kukuruz und gebackener Cascaval (Schafkäse mit Eiern), dazu Sarmali mit Kraut, das ist gehacktes Fleisch in Kraut eingerollt, auch Ghiveci, Rindfleisch mit allerlei Gemüse, Dovlecei umpluți, gefüllter Kürbiss, Pui cu bame, Backhühner mit Bame, wird dem Ausländer allenfalls munden. Vor dem Mahle muss ein Gläschen Mastică oder Țuică empfohlen werden, nach demselben echt türkischer Kaffee. Die Zubereitung desselben bildet

kein Geheimniss mehr, Zucker und Kaffee füllen den Boden der kleinen Schale, heisses Wasser wird daraufgegossen, und das vorzügliche Getränk ist fertig. Der deutsche Milchkaffee ist in Rumänien nirgends gut, er reiht sich dem bekannten Blümchenkaffee würdig an.

In den rumänischen Wirthshäusern bestehen noch einige lobenswerthe, in Westeuropa längst vergessene Einrichtungen. Will man z. B. eine Speise nicht annehmen, weil man sie sich besser vorgestellt, so schickt man sie ohne weiteres zurück und wählt eine andere; dasselbe gilt von Getränken. Niemand ist ferner gezwungen, eine ganze Flasche Borszeker Sauerwasser oder Wein zu bezahlen; berichtet wird nur, um was der Inhalt der Flasche verkürzt worden; ebenso wenig verabreicht man dem „Gewölbsburschen“ ein Trinkgeld. Diese „Gewölbsburschen“, dem Range nach Kellner, stehen in einem patriarchalischen Verhältnisse, wodurch ihr Fleiss und ihre Solidität augenscheinliche Förderung erfahren. Sie müssen sich mindestens auf ein Jahr verdingen, sind gezwungen, zuerst in der Küche einzutreten, um allmählich zu nobleren Beschäftigungen zu avanciren, und empfangen nur nach längerer Thätigkeit 20—30 Ducaten jährlich.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sei auf einige deutsche Gartenlocale hingewiesen; auch hier wird man des Abends bei Zigeunermusik gut und billig beköstigt. Leider ist die Schattenseite naheliegend; gerade die deutschen und die böhmischen Wirthe verfielen vor Jahren auf die Idee, durch Engagement von Chansonettensängerinnen und anderen leichtlebigen Künstlerinnen ihr Geschäft zu heben und ihre Gäste zu fesseln. Der erste Schritt forderte zur Nachahmung auf, und bald schmachtete die Jugend Bucurescis in einigen Dutzend Etablissements in den Fesseln obscurer Künstlerinnen. Ein solches Treiben entsprach ihrem auf den Pariser Boulevards gebildeten Geschmack, es reizte Studenten, Officiere und Bojaren gleichmässig. Die Polizei ist, seitdem sie nicht mehr stundenlang auf Befehl der Bojaren die Zigeunersclaven prügelt, wirklich

vom besten Willen beseelt. Sie legte sich also in's Mittel und forderte von den Schankhaltern für jede Vorstellung die Abgabe von 50 Lei. Da weder Wirth noch Gäste allzu innig an der Kunst hingen, wurde eines der Cafés chantants nach dem anderen geschlossen, und heute ist Bucuresci gänzlich frei von derartigen Pestbeulen abendländischer Uebercivilisation.

Das Leben in der Freudenstadt beginnt ziemlich früh und endet spät. Es trägt ganz den Charakter wie in Städten des Südens. Ein blauer, wolkenloser Himmel umfängt die Stadt, die Sonne lässt ihre Strahlen unermüdlich in sengender Glut auf dem Häusermeere ruhen; kühlende Lüftchen sind sehr selten, bei ihrem Kosen fühlt sich der leidende Mensch unendlich gehoben. Unter solchen Umständen besitzt die Bauart der Stadt grossen Werth. Bucuresci umfasst nur 200 000 Einwohner, und doch hält es drei Meilen im Umfang. Diese weite Ausdehnung erklärt sich aus der Anlage der Häuser. Mit Ausnahme der inneren Stadt stehen alle nach englischem Muster in einem Garten oder Hof, unberührt vom Nachbargebäude. Als zweite Wohlthat muss die niedere Bauart bezeichnet werden; fünfstöckige Zinskasernen wie sie in anderen Hauptstädten das Gemüth bedrücken, kennt man in Bucuresci nicht. Beide Wohlthaten sind bedingt durch die unglaubliche Hitze, die weite Ebene und die häufigen Erdbeben früherer Zeiten, unter denen besonders die von 1793, 1802 und 1817 hervorragten.

Der Hauptverkehr vollzieht sich innerhalb der Altstadt oder, wie man noch immer zu sagen pflegt, innerhalb des rothen Viertels. Das grüne, gelbe, schwarze und blaue Viertel bilden die vier übrigen Bezirke, sie umfassen das viel kleinere rothe Quartier von allen Seiten. Die Hauptverkehrsader heisst Calea Victoriei. Sie trennt das grüne Viertel vom gelben, berührt den Staatsrechnungshof, das königliche Schloss, das Nationaltheater, die Polizeipräfectur, die Spar- und Depositencasse und endet an der Dâmbovița. In dieser Strasse haben Juden, Deutsche und Rumänen

Kaufläden, wo man alle Bedürfnisse des eleganten Pariser Lebens decken kann. Parfümerieläden, Schuh- und Kleidermagazine, Juwelier- und Uhrmachergewölbe locken durch den Glanz ihrer Waaren, Buchhandlungen paradiren mit den neuesten Erzeugnissen der französischen, rumänischen und deutschen Presse, elegante Conditoreien bieten Erfrischungen, dazu rollen Birjars rasselnd und nervenerschütternd über das harte Pflaster.

In den Vormittagsstunden ist der Verkehr ziemlich schwach; um zwölf Uhr pflegt die feine Welt erst zu frühstücken, um fünf Uhr isst man zu Mittag, hierauf beginnt das eigentliche Leben. In dieser Zeit lässt die entsetzliche Glut ein wenig nach, das Thermometer — es hat 48° R. in der Sonne, 28° R. im Schatten gezeigt — fällt, und man athmet auf. Die eleganten Damen der Freudenstadt kommen allmählich zum Vorschein, man besteigt einen Fiaker, und im pfeilschnellen Lauf geht es zur Chaussée Kisseleff, der ausserhalb der Stadtbarrière gelegenen Fortsetzung der Calea Victoriei. Inmitten anmuthiger Parkanlagen führt die Strasse dahin, bis sie sich in Wiesen und Feldern verliert. Das ist das Paradies der Bucurescië, hier rollt man auf und ab, auch wohl stehenbleibend, um sich sehen zu lassen und gesehen zu werden. Da liegt die reiche Bojarin mit schwarzem Haar und dunklem Auge graciös in der Ecke des Wagens hingehaucht, neben ihr sitzt der ungleich ältere Gemahl, mit dem sie nur verbunden worden, weil ihre Eltern das Vermögen des Bräutigams zur Deckung ihrer Schulden zu benützen wünschten. Ein Wagen passirt, und ein junger Artillerieofficier in der hübschen, dunkelbraunen Uniform mit dem rothstreifigen Beinkleid fährt vorüber. Er grüsst, ein Blick der Schönen gibt ihm zu erkennen, wie sehr sie ein vertrauliches Stelldichein herbeiwünscht. Der Herr Gemahl ignorirt die Theure, seine Gedanken weilen in der Vorstadt. Dort hat er einer kleinen capriciösen Französin zwei Zimmer gemiethet und eingerichtet. Das junge Geschöpf maltrairt ihre Dienstboten, nicht minder quält sie ihn, doch der alte

Herr weiss, was sich gebührt, er erträgt Alles mit liebenswürdiger Eleganz. Seine gute Erziehung hat ihn auch gelehrt, Madame bei ihren kleinen Extravaganzen keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen: er geht rechts, sie links. So war es in Bucurescï vor zehn Jahren, es ist heute noch Alles beim Alten geblieben, und was das Schlimmste, leider fehlt die Aussicht auf eine bessere Zukunft gänzlich. Die jungen Bojaren werden nach wie vor nach Paris zur Ausbildung geschickt; mit einigen aufgegriffenen gelehrten Phrasen kommt die Mehrzahl zurück und verbreitet, wenn nicht giftige Krankheiten, so doch giftige Sitten und Anschauungen. Der Sündenpfehl wirkt fast immer, die bisherige mangelhafte weibliche Erziehung verbindet sich mit den Pariser Studienresultaten des Ehemannes, und das Eheleben à la Paris und St. Petersburg beginnt. Und mit Grazie wird es geführt, ähneln doch darin die Bucurescïerinnen ihren Schwestern, den übrigen romanischen Frauen! Der Morgen wird im Bett verbracht, der Vormittag im Nègligé, am Nachmittag langweilt man sich, liest einen schlechten französischen Roman oder raucht, später fährt man aus, um am Abend in der Calea Victoriei zu promeniren, zu charmiren und Erfrischungen einzunehmen.

Küche und Haushalt machen wenig Scrupel, dagegen erfordert das neueste Pariser Modejournal volle Aufmerksamkeit. Und eine Königin der Toilette ist die Bucurescïerin, selbst ihre Feinde müssen das gestehen! Zwar sind die Culs de Paris alle von erschreckender Grösse und die Hüte oft thurmhoch, allein es passt zu der ganzen Erscheinung. Die Farbenzusammenstellung ist eine tadellose, eine vom feinsten Geschmack diktirte. Die Bucurescïerin schwebt wie die Pariserin gern in dunklen Stoffen daher; braun, olivengrün, schwarzblau heissen ihre Farben, und vereinigt sie mehrere, so trifft stets natürlicher Chic das Richtige. Besonders vortheilhaft unterscheidet sich Bucurescï von Budapest, wo man an einem warmen Sommerabend am Donauquai fast nur Jüdinnen entdeckt, deren Geschmack sich auf himmelschreiende Art äussert. Die Bucurescïerin

vermeidet das, sie wirkt und siegt durch den Zauber, sich scheinbar einfach und doch elegant, sich scheinbar unauffällig und doch bemerklich zu kleiden. Die Casse des Ehemannes muss allerdings eine möglichst dicke Schicht besitzen, im anderen Falle zürnen die schönen schwarzen Augen, und die langen Wimpern zucken nervös. Und dies passirt leicht, braucht doch eine Bucurescïer Schöne monatlich mindestens zwei neue Kleider, von denen in Bucurescï ein jedes 500—800 Lei kostet; zu jeder Toilette gehört natürlich ein Hut für 60—100 Lei. Benöthigt eine Dame jährlich nur 12 000 Lei, so kann sich der Ehemann glücklich schätzen; besitzt sie eigene Equipage, so reicht die genannte Summe nicht.

Es wäre jedoch ein grosses Unrecht, wollte man alle vornehmen Damen mit diesem Masse messen. Viele unter ihnen befehligen sich, eine gute Mutter ihrer Kinder und eine brave Gattin ihres Mannes zu sein, sie erfreuen sich einer vorzüglichen Bildung und sind in jeder Hinsicht äusserst schätzenswerth. Nicht nur an ihrer Grazie, auch an ihrer Tugend könnte sich die deutsche Frauenwelt ein Beispiel nehmen. Es ist mithin nicht räthlich, wie man es in Wien und Budapest gern thut, den Stein auf das gesammte weibliche Geschlecht Rumäniens zu werfen, besonders da bei einem Vergleich zwischen Bucurescï einerseits und Budapest und Klausenburg andererseits sich die letzteren Städte schwerlich ärmer an Skandalgeschichten erweisen würden. Damen, deren Reichthum oft ein unermesslicher, denen mehrere Dutzend luxuriös und geschmackvoll ausgestatteter Zimmer zur Verfügung stehen, sind soweit wirthschaftlich, als es ihre Stellung erlaubt. Sie beaufsichtigen ihr Dienstpersonal, das selten aus weniger als sechs bis acht Köpfen besteht, sie achten darauf, dass ein Paar Hühner mit 1 Leu gekauft wird, und sie zürnen, wenn die Dienstboten rauchen, trinken und ihren Liebesabenteuern nachgehen. Selbst wandelt freilich nie eine Frau zum Markt, man lebt mehr oder weniger noch nach orientalischem Vorbild und hat, wie oben erwähnt, nur hinsichtlich der Moral Pariser

Freiheit nachgeahmt. Klug thut übrigens der Fremde, wenn er nicht allzusehr der Chronique scandaleuse lauscht, diese ist nirgends thätiger und bizarrer als in Rumänien. Heute hört man in einem Salon rührende Loblieder auf diese oder jene Dame, morgen wird in einem anderen Kreise besagte Dame in den schwärzesten Farben geschildert.

Das Nachtleben ist ein äusserst bewegtes. Da erglänzt in heller Beleuchtung ein grosses Kaffeehaus, das Hauptquartier der Bojaren, nicht weit davon ein zweites, wo sich die Schriftsteller vereinigen, und ein drittes, von Officieren beherrschtes. Alle sind bis nach Mitternacht stark besucht, in den Nebenstrassen tönt das Wagengerassel noch länger fort, einige müde Schläfer aus ihren Träumen weckend. Jene Damen, die man am liebsten nur halb zur Welt rechnet, schweben dahin und suchen durch ihre Toiletten zu fesseln.. Schminke und Puder sparen sie ebenso wenig wie ihre Rivalinnen, die verheirateten Frauen, beide bemühen sich redlich, die Parfümeriehändler zu Millionären zu machen. Nirgends wohl schminkt man sich mehr als in Rumänien, und wie nur der für gebildet gilt, der französisch spricht, so scheint man nur eine geschminkte Schönheit für salonfähig anzusehen; tagelang kann man in Bucurescï nach einer unbemalten vermögenden Rumänin suchen. Wenn man wenigstens das Anstreichen als Kunst betriebe und sich bemühte, der viel feurigeren Polin Concurrrenz zu machen! Aber ach, dies ist nicht der Fall. Fingerdick liegt die Schicht schädlicher Substanzen; Hände und Hals erscheinen braun, das Gesicht kreidebleich oder roth wie ein Truthahnlapfen. Quecksilberoxyd, Salpetersäure, Bleiweiss, Wismuth und andere Gifte werden bei der Herstellung der Schönheitsmedicin verwendet. Bei den Damen der Halbwelt ist das Malen freilich nöthig, denn ach, die meisten von ihnen blicken auf eine lange Thätigkeit in Budapest, Wien oder Klausenburg zurück. Eines muss jedoch zu ihren Gunsten gerühmt werden, ihr Betragen ist ein bescheidenes. Die Polizei übt Strenge, und Rumänien gehört noch lange nicht zu den Ländern, wo man Hungers

sterben muss. Sind doch die jungen Bojaren gut erzogen, sie machen lieber Schulden, als dass sie ihren Günstling darben lassen. Leider hat wiederum das Ausland das demoralisirende Contingent gestellt. Sowohl in dieser Hinsicht, als auch in der Moral der Frauen haben die unaufhörlichen Occupationen, mit denen das Schicksal und russische Eroberungsgelüste das Land bedachten, schädlich gewirkt. Jedes russische oder österreichische Heer brachte in seinem Gefolge Cholera, Juden und zweifelhafte Damenwelt mit sich.

Am ärgsten treiben es die Frauen in den sogenannten mittleren Gesellschaftsclassen. Sie bemühen sich, die Angehörigen der Aristokratie auszustechen, und da ihren Männern selbstredend weder ein entsprechendes Vermögen noch ein entsprechendes Einkommen zur Verfügung steht, leuchtet es ein, von welcher Art die Amtsführung derselben ist. Diese Damen halten es für eine Schande, im Haushalt selbst mitzuzugreifen; stets lieben sie es, die gewandten Rosselenker in Anspruch zu nehmen. Und geradezu staunen-erregend ist es, wie viel in Bucurescî gefahren wird, und wer Alles fährt. Bei Visiten gehört es ganz entschieden zum guten Ton vorzufahren, und wird Jemand allzu oft fusswandelnd getroffen, so beginnt man in gewissen Kreisen, an seiner Bildung oder an seinem Verstande zu zweifeln. Ein solcher Brauch ist indessen begreiflich. In einer Stadt, die einem Glühofen ähnelt, kann es wirklich als Qual bezeichnet werden, seine Körperlast selbst durch die Strassen zu schleppen. Zudem geht es hier wie überall, ein Jeder sucht es dem Nächsten gleich zu thun, ein Jeder befleissigt sich, Bojarenmanier nachzuahmen. Endlich mag die frühere Beschaffenheit der Stadt daran Schuld gewesen sein. Noch vor einem halben Jahrhundert waren blos die Hauptstrassen gepflastert, in den Nebengassen wandelte man auf Balkengängen dahin. Des Nachts trug ein Jeder eine Laterne bei sich, um nicht in den Graben zu fallen; wer keine besass, wurde arretirt, weil man glaubte, er habe Grund, das Licht zu scheuen. Wer bei Regenwetter nicht das

Leben oder die Stiefel verlieren wollte, war gezwungen, sich einem Vehikel anzuvertrauen. Heutzutage könnte man, dank der lobenswerthen Instandhaltung der Strassen, dahinschwandeln, ohne sich sonderlich zu beschädigen oder zu beschmutzen, es müsste denn ein Zusammenstoss mit einem Kohlenträger oder vagabundirenden Zigeuner erfolgen, allein der frühere Zwang hat unwillkürlich beigetragen, die jetzige Gewohnheit zu befestigen. Und dann fährt man ja so ausserordentlich billig und gut!

Inmitten der Freudenstadt liegt Cismegiu, ein ziemlich umfangreicher Park. Man kommt von der schönen, grossen protestantischen Kirche und betritt den Ort nach Passirung einiger mit Villen besetzten Strassen. Cismegiu ähnelt hinsichtlich des Charakters jenen deutschen Parkanlagen, die am Ende vieler Provinzstädte den umwohnenden Familien als Kinderheim und Tummelplatz dienen. Cismegiu ist ein Mittelding zwischen Wiener Stadtpark und Wiener Augarten, es deckt sich völlig mit dem Budapester Stadtwäldchen. Schöne Trauerweiden beschatten mit ihren langen Zweigen das Wasser eines grossen Teiches. Hell und glänzend ruht der weite Spiegel im Sonnenlicht, er ist rein, nur in den Einbuchtungen des Ufers scheint es den Wasserpflanzen gelungen, ein kleines Reich zu gründen. Am südlichen Ende schaukeln sich einige Kähne, darüber ragt ein schlichter Bau empor. Ihm wird ohne Zweifel eine schöne Mission zutheil werden. Bei hereinbrechendem Winter, wenn die weite rumänische Ebene einem unermesslichen, wehmüthigen Leichentuch ähnelt, wird die elegante Welt anfahren, um bei losem Getändel die glatte Eisfläche schwebend zu durchmessen. Der Anblick, den Cismegiu in solcher Zeit gewährt, muss ein höchst gewinnender sein. Jetzt besteht der schönste Schmuck in Gruppen grosser Laubbäume, Pappeln und Platanen, in deren Schatten zahlreiche Bänke zur Ruhe einladen. Der Blick schweift über die Wasserfläche, man lauscht dem Plätschern eines im Teiche angelegten Springbrunnens, und man freut sich an dem stolzen Dahinsegeln mehrerer Schwäne. Rückwärts

steht eine breite, kühlungspendende Allee, sie dient mit ihren Dutzenden von Bänken einem Heer von Kindermädchen, Ammen und heimatlosen Gentlemen zum Ruheort. Das ist das Sanssouci Bucurescîs, es wird, dank der geringeren Bevölkerungsdichtigkeit und dem natürlichen Reichtum des Landes, sicherlich seltener durch Lebensüberdrüssige entweiht, als das Budapester Stadtwäldchen oder der Wiener Prater.

Ausser Cismegiu verfügt Bucurescî über den erzbischöflichen Garten in der Calea Victoriei und den St. Georgsgarten, gleichfalls der inneren Stadt angehörend. Beide sind mit ihren stattlichen Bäumen und ihren gutgepflegten Rasenteppichen im Sommer wahre Erquickungsorte der halbverschmachteten Bevölkerung.

Der grösste Theil der Fremden wird heutigentags von Bucurescî angenehm überrascht werden. Ihm schweben bei der Ankunft zweifelsohne die Berichte einiger älterer Reisenden vor, denen zufolge die Freudenstadt ein elendes Gewirr schmutziger Baulichkeiten, ein wasserarmes, fieberreiches und ausgedehntes Nest sein soll. Von allen diesen lebenswürdigen Attributen entspricht keines mehr der Wahrheit. Dagegen beruht es durchaus nicht auf Uebertreibung, wenn man verkündet, kein anderer Ort verdiene eher den Namen „die Villenstadt“ als Bucurescî. Die Zahl der schönen, ebenerdigen, höchstens einstöckigen Landhäuser ist geradezu eine unglaubliche. Wo man nur immer von den wenigen Geschäftsadern abbiegen mag, werden sich die Strassen als ein originelles Gemisch von Prachtbauten und Behausungen armer Leute erweisen. Die von schönem Blumenflor umgebene Villa des Bojaren, des hohen Beamten oder des reichen Kaufmannes prangt in friedlicher Nachbarschaft mit dem Heim des Professionisten, der Baracke des Fruchthändlers, dem Häuschen des Tagelöhners. Ueberall aber scheint es, als trügen die gefälligeren Schöpfungen den Sieg davon, als wäre die Zeit nicht mehr fern, wo in den im Centrum gelegenen Strassen die dürftigen Wohnungen ganz verschwinden müssten, damit

sich die Häuser der Vornehmen nur in guter Gesellschaft erheben können. Es ist, als werde hier ein Kampf geführt wie zwischen dem kühn emporstrebenden Tag und der unterliegenden Nacht. Und dabei hilft die Natur dem Glanze und der Schönheit. In den Gärten der Vermögenden grüssen die Blätter des mächtigen Victus, leuchten im Sonnenschein die Früchte des Orangenbaumes, lockt die Citrone und wiegt sich die bereits Mitte August zur Reife gelangende Weintraube.

Man hat gesagt, es existire in ganz Bucurescî kein einziges stylgerechtes Gebäude. Gott sei Dank, wieder eine Uebertreibung, das Auge wird in jeder Strasse mindestens ein Haus wahrnehmen, an dessen Formen es sich erfreuen kann. Etwas Anderes ist es mit der Belebtheit der Strassen. Durchschnittlich trifft man in jeder Gasse des äusseren Viertels zehn Menschen, mehr zu erwarten hiesse allzu optimistisch dahinwandeln. Ausnahmsweise belebt vielleicht ein verirrter Fiaker, ein grunzendes Schwein, das sich behaglich an einem Zaune reibt, eine Gruppe von italienischen Maurern, von Tagelöhnerdienste versehenden Zigeunern das Bild. Angenehm berührt aber ein Blick in die Strassen der Vorstadt trotzdem. Da trifft man noch kleinere, trauliche Hütten, in jedem Garten zeigt sich die grosse, gelbe Sonnenblume und neben ihr häufig ein schwarzhaariges Weib oder Mädchen, sicherlich im reichen Haar eine rothe oder weisse Blume.

Man wird vielleicht geneigt sein, an der Wahrheit des Gesagten zu zweifeln, man wird glauben, dass hier wie in anderen Hauptstädten grosses Volksgewühl herrschen müsse und die Zahl der pecuniär Bevorzugten eine verschwindende sei; allein man vergesse nicht, Bucurescî ist nach wie vor alles Andere als ein Fabriksort. Stundenlang kann man dahinschlendern, ohne durch einen dampfenden Schlot Belästigung zu erfahren, werden doch sogar die wenigen Druckereien ohne Dampfkraft geleitet. Bucurescî ist eben noch immer die Freudenstadt, die Stadt des Luxus, der noblen Passionen und der Langeweile.

Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes wird uns das Schauspiel eines beachtenswerthen Leichenzuges zutheil. Schwarzberänderte Plakate verkünden, die Freudenstadt habe ihr Oberhaupt verloren. Der Bürgermeister ist todt, am Sonntag Nachmittag sollen seine irdischen Ueberreste durch die Strassen zur ewigen Ruhe geführt werden. Wir beharren in unserem Quartier und beobachten das sich sammelnde Volk. Eine bunte Mischung. Da ist der zerlumpfte, tiefbraune Zigeuner, das junge, schmutzige Zigeunermädchen, der halbeuropäisirte Jude, die zartgebaute Bäuerin im glänzenden Nationalcostüm, der schlichte deutsche Handwerker, der barfuss daherschwebende Rahagiü, der zwilchgekleidete Soldat, der ebenfalls weissgekleidete Diener dieses oder jenes Bureaus. Glockengeläute verkündet den Beginn der Feierlichkeit, zwei königliche Gendarmen avisiren das Herannahen des Zuges. Diese Gendarmen gehören zu dem Stattlichsten, was man in Rumänien bewundern kann. Es sind grosse, schöngebaute Leute mit schwarzem Schnurrbart und kühnem Blick. Ihre kräftigen Pferde glänzen, ihre Uniform ist eine äusserst imponirende. Ein Helm mit mächtigem Federbusch deckt das Haupt, ein blauer Waffenrock mit rothen Aufschlägen, weisse Lederhosen, hohe Stulpenstiefel bilden die Tracht, weisse Fausthandschuhe vollenden die letztere. Die Truppe wurde erst kürzlich errichtet und gemahnt an die preussischen Eliteschaaren, zugleich ist sie ein Mittelding zwischen den Hofgendarmen und der Arcièrengarde der Wiener Hofburg. Tadelnswerth erscheinen nur die grauen Diensthosen, sie sind entsetzlich weit und lang, so dass die Leute kaum zu Fuss gehen können.

Den Zug eröffnet ein Officier der Gendarmerie, ihm folgen, die ganze Breite der Strasse einnehmend, zwei Reihen Gendarmen zu je sechs Reitern. Hinter ihnen führt man den Blumenwagen, er enthält grosse, mit Schleifen gezierte Kränze aus gelben und violetten Blumen. Mit ihm wandeln acht Vereine nebst Fahnen. Die Summe ihrer Mitglieder überschreitet schwerlich die Zahl sechzig,

und der Umstand, dass sie nicht die geringste feierliche Stimmung verrathen, sich vielmehr ohne Ordnung dahervälzen, berührt gar merkwürdig. Drei Diener treten auf, sie tragen bemalte Schilder, ihnen folgen acht Fiaker, mittelst derer die Geistlichkeit einhergerumpelt wird. Die grün-, blau- oder braungekleideten Herren Popen schneiden ziemlich stumpfsinnige Gesichter; ihnen möchte es gar nichts schaden, wenn sie wie die übrigen Leidtragenden zu Fuss wandelten, den Eindruck etwas feierlicher gestaltend. Infanteristen mit umgestürztem Gewehr zeigen das Nahen des Trauerwagens an. Dieser bildet das einzige staunenerregende Object der ersten Abtheilung des Conductes. Die acht mit schwarzen, gelbverzierten Decken behangenen Rappen führen den vergoldeten, blumengeschmückten Wagen langsam vorüber. Fast einen Stock hoch ragt die Spitze des Gefährtes empor. Leider wird der erhebende Eindruck sofort durch die Armee der trauernden Honoratioren verwischt, welche sich gleich einem Ameisenschwarm vorüberpresst. Statt paarweise, ernst und gesetzt dahinzuwandeln, läuft Jeder, wie es ihm gerade in den Sinn kommt. Graue, schwarze, blaue Sonnenschirme werden durch die Luft geschwenkt, Officiere in allen möglichen Uniformen plaudern mit diesem oder jenem Bürger, sich dabei die Stirn abtrocknend. Es ist wahr, die Hitze ist eine drückende, sie kann unmöglich der Ordnung förderlich sein: allein man hätte ja den Vater der Stadt ebensogut am späten Abend der Erde übergeben können. Einige prachtvolle herrschaftliche Wagen, sowie etwa zwanzig Fiaker beschliessen die erste Hälfte des unerquicklichen Schauspiels, von ihm haben wir uns dem Range des Verblichenen entsprechend ganz andere Vorstellungen gemacht.

Der zweite Theil des Zuges erregt unser Interesse im höchsten Grade, er enthebt uns des Wunsches, einer rumänischen Parade beizuwohnen. Der Vorübermarsch einer stattlichen Truppenmacht erfreut das Auge und gibt Gelegenheit, das zu bewundern, was der tüchtige Abkömmling der Hohenzollern mit gerechtem Stolz als sein Werk

bezeichnen darf. Zwölf berittene Gendarmen, ein General, drei Adjutanten, zwei weitere Gendarmen und ein Oberst der Infanterie stellen die Spitze dar. Musik verkündet das Nahen der Krieger, 7 Hornisten, 7 Tambours und ein Musikcorps bilden die Bande. Ein berittener Officier führt sodann Infanterie in vier Zügen vorüber, denen eine Fahne, begleitet von sechs Unterofficieren, beigegeben wurde. Vier weitere Züge à zwanzig Mann und ein ebenso organisirtes zweites Bataillon folgen. Jetzt rasseln vier Kanonen heran, jede sechsspännig, die Bedienungsmannschaft in zwei Reihen zu Fuss. Kaum sind sie vorüber, erkennen wir an munterem Pferdegetrappel die allgemein beliebten Roşiori. Zwei Schwadronen der gefälligen, anmuthigen Reiter werden sichtbar. Sie erinnern in ihrer Tracht an die preussischen rothen Husaren, führen jedoch im ersten Glied eine Lanze mit roth und weissem Fähnchen, im zweiten Säbel und Karabiner. Die schmucken Pferde der Officiere tänzeln selbstgefällig einher, den Hals durch einen langherabhängenden, weissen Rossschweif geziert. Die Roşiori sind wie leicht begreiflich die Helden der Bucurescŕer Salons und erregen wirklich durch ihr kühnes, sonnengebräuntes Antlitz und ihre unglaublich kleinen und fürchterlich blanken Stiefelchen wohlverdientes Interesse.

Kaum ist das Militär verschwunden, so erhebt sich ein entsetzlicher Lärm, denn jetzt verläuft sich die schaulustige Menge. Zugleich suchen sich einige Dutzend der verschiedenartigsten Fahrzeuge, denen der lange Zug das Weiterkommen verwehrt, Bahn zu brechen. Wir aber ziehen uns zurück, dem Zufall dankend, der uns gestattete, ein militärisches Schauspiel zu geniessen. Uebrigens fürchtet man auch für das Leben des Metropolitens. Der alte Herr ist bereits mehreremale todtgesagt worden, und wir erfahren, der hohe Priester solle alter Sitte zufolge nach wirklichem Verscheiden, auf einem Stuhle sitzend, durch die Strassen getragen werden. Einige Tage wird er, überschüttet mit Blumen, den Blicken der Menge preisgegeben, dann gedenkt man ihn, unterstützt von vier

jungen Geistlichen, seinen letzten Spaziergang durch die Hauptstadt antreten zu lassen. Nach Vollendung desselben bringt man den Todten zur Eisenbahn, die ihn bis Paşcanî befördert, von wo die Reise zum Kloster Neamţu weitergeht. So tritt hie und da ein Zug zutage, der mit seltsam beredten Worten verkündet, dass noch nicht alle orientalischen Krebschäden im alten Dacien überwunden sind.





2. In der Moldau.

Mit dem Dampfross. — Băcău, eine Districtsstadt. — Die Csango-Magyaren und die Zigeuner. — Romanu. — Die Landgüter von Dulcesci und Miclăușeni. — Jași. — Im israelitischen Theater. — Zur russischen Grenze. — Ein Judenstädtchen inmitten der Steppe. — Botoșani. — Judengeschichten.

Auf die fürchterliche, geisttödtende Hitze ist ein belebender Temperaturabschlag gefolgt. Schon gestern fühlten sich alle Rheumatismusleidenden äusserst unbehaglich, und heute Nacht drang ein so kühles Lüftchen durch die geöffneten Fenster, dass man die bisher verächtlich weggeschleuderten Bettdecken liebevoll an sich zog. Auf dem Nordbahnhof empfängt uns in Reih' und Glied eine Legion Gepäckträger, über hundert Personen tummeln sich in den verschiedenen Räumen des praktisch eingerichteten Gebäudes. Heftiges Klingeln, stürmisches Hasten einiger Damen zeigt den Abgang des Zuges der Walachei an; nach einer halben Stunde werden auch wir langsam hinausgerollt auf die weite, scheinbar dorflose Ebene.

Wie wir uns überzeugen können, betrachtet man den Schienenweg in Rumänien als ein herrenloses Spielzeug, Gemüthlichkeit gilt als schönste Tugend. Den Passagieren wird keineswegs verwehrt, dem sich in Bewegung setzenden Zug nachzueilen und während des Fahrens aufzuspringen; verunglückt Jemand, so thut das doch wohl nur ihm weh. Will man den Sprung wagen, nur zu, der Direction kann ein Passagier mehr bloß angenehm sein, und der arme Teufel hat ja keine Uhr, kann also leicht die richtige Zeit verpassen! In Rumänien ist man in diesen Dingen wirklich vernünftiger als in Westeuropa, wo schon Mancher

wegen eines derartigen geringen Vergehens allerlei Unannehmlichkeiten und Strafen verfallen, ein Opfer der übeln Laune eines Bahnbediensteten. Ueberhaupt ist den rumänischen Bahnbeamten eine gewisse Courtoisie und Duldsamkeit nachzusagen, wobei jedoch nicht behauptet werden soll, die vielbesprochene Entfernung der deutschen Angestellten habe dem Lande zum Heile gereicht. Bekanntlich sind die rumänischen Staatsbahnen das Werk deutscher Unternehmer, und der Name des genialen, vielfach gehassten Strousberg wird in Rumänien unvergessen bleiben. Dieser Mann gab kurz nach dem Regierungsantritt des König Karl, dem Rufe des rumänischen Volkes gemäss, dem Lande die ersten Eisenbahnen. Mit welchen Schwierigkeiten und mit welchen Unkosten Strousberg zu kämpfen hatte, das vermag nur der zu ermessen, der mitgewirkt. Nicht genug damit, dass selbst der kleinste Nagel vom Ausland bezogen werden musste, fehlte es auch im Lande selbst an allen erdenklichen Behelfen. Brunnen waren zu graben, die lächerlichsten, unvorhergesehensten Kosten traten ein, und führte Strousberg die Linie abseits der Stadt vorbei, weil ihm ein Gutsbesitzer das Land gegen Errichtung einer Station auf seinem Grund und Boden gratis überlassen, so erhob sich ein Sturm des Unwillens. Weil nun aber die ersten rumänischen Eisenbahnen Erzeugnisse des deutschen Geistes, des deutschen Fleisses und deutscher Hände, erscheint die grosse Zahl der deutschen Beamten begreiflich, die den Bahnverkehr leiteten und überwachten. Man konnte an irgend welche Casse herantreten und mit irgend welchem Conducteur sprechen, immer war man sicher, deutsche Laute zu vernehmen. Wie überall thaten diese Leute ihre Pflicht gewandt, ernst und pünktlich.

Vor einer Reihe von Jahren drangen laute Klagen nach dem deutschen Mutterlande. Es hiess, man beginne die Deutschen abzusetzen und ihre Verrichtungen an Rumänen zu übertragen, besonders fühle sich das niedere Bahnpersonal davon betroffen. Die Rumänen vermögen die Wahrheit

solcher Beschuldigungen nicht in Abrede zu stellen, sie philosophiren jedoch zu ihrer Vertheidigung folgendermassen. Wenn, sagen sie, die Chinesen ein neues, den Deutschen unbegreifliches Beförderungsmittel entdecken, ersucht man höchstwahrscheinlich in Deutschland die Zopfträger, sie möchten daselbst die neue Erfindung einführen. Sobald nun die Germanen durch die Asiaten den Betrieb gelernt, werden sie sich nicht entblöden, mit bestem Dank die Helfer heimzusenden, um mit Angehörigen des eigenen Volkes die betreffenden Posten zu versehen. Die Rumänen meinen, Niemand würde ein solches Benehmen in Deutschland ungerecht nennen, und wie uns dünkt, dürften sie das Richtige getroffen haben. Die in Rumänien lebenden Deutschen können nicht gegen obige Philosophie ankämpfen, doch fügen sie grollend hinzu, in der Entfernung der deutschen Beamten liege die Erklärung der sich beständig häufenden Eisenbahnunfälle. Als Erwiderung sollte man auf die in erschreckender Zunahme begriffenen Fatalitäten in Nord- und Süddeutschland verweisen, es genügt indessen die Thatsache, dass falsche Weichenstellung meistens die Dienststörungen bedingt. Die Weichensteller waren aber niemals Deutsche, dergleichen niedere Posten wurden immer mit Rumänen besetzt.

Von Ploesci wenden wir uns nach Osten. Die blaue Kette der uns liebgewordenen Karpathen winkt in leichten Umrissen herüber, an ihr hin gleitet der Zug. Leider bleibt unsere Sehnsucht ungestillt, das Dampfross durchschneidet lieber üppige Kukuruzfelder oder unbebauten Boden, als in die kühlen Vorberge der Karpathen einzudringen, und uns erübrigt nur die Hoffnung auf ein späteres Wiedersehen. Inzwischen fliegt ein hübscher, lauschiger Eichenwald vorbei; an seinem Rande weidet eine Heerde des schwächlichen, weissen rumänischen Hornviehes; Dörfer sind nicht sichtbar, kaum übersehbare Kukuruzfelder und endlose Steppen verleihen der Gegend einen ernsten Charakter. Wohl ist die Landschaft am Tage reizlos, weil die glühenden Sonnenstrahlen das Athmen zur Qual stempeln,

allein in lauer Sommernacht muss auch dieses Vorland seinen Zauber besitzen. Die silberne Scheibe des Mondes wird auf die weite Ebene herabblicken, die Rosse werden mit zusammengebundenen Vorderfüssen grasen, und die dunkle Bergkette muss dann eine so unwiderstehliche Kraft auf den Menschen ausüben, dass er sich erhebt, um den Höhen zuzuwandeln, sich am Glanze der Sterne erfreuend und den Stimmen der Natur lauschend.

Mizilü, ein kleiner Ort, zwischen uns und dem Gebirge gelegen, präsentirt sich im Sonnenglanz und bietet ein originelles Bild dar. Die winzigen Häuser reihen sich ziemlich dicht aneinander, ihre weisse, glänzende Aussen-seite sticht scharf von dem elenden Stroh und Reisig ihrer Dächer ab. Mitten aus dem Gewirr der zwerghaften Hütten ragen zwei prachtvolle Gotteshäuser empor, das eine mit einem grossen und zwei kleinen Thürmen, das andere mit einem dicken runden Thurm, dessen Spitze roth angestrichen ist, dessen Mittelpunkt aber aus einer flimmernden Blechumfassung besteht. Elende Häuschen, halb unter der Erde verborgen, eine kothige Fläche mit Schaf- und Kuhheerden vollenden das idyllische Bild, bei dem natürlich ein Dutzend nackter Kinder, hie und da ein monotoner Ziehbrunnen und zwei städtisch gekleidete Hebräer nicht fehlen dürfen; gestört wird die behagliche Ruhe blos von einer Armee schnatternder Gänse.

Auf der nächsten Haltestelle finden wir grosse Fabriksgebäude und Hunderte von Fässern und Transportwagen für Petroleum. Eine Viertelstunde später erreichen wir Buzëu. Sein Anblick gleicht wie der der meisten rumänischen Städte dem von Mizilü. Auf dem Bahnhofe muss laut Fahrplan eine Restauration etablirt sein. Wir entdecken sie in der That und können an wohlvorbereiteter Tafel Platz nehmen. Das Bild einer solchen rumänischen Bahnhofrestauration ist freilich wenig anziehend. Die Localitäten entsprechen nur bescheidenen Anforderungen; die Speisen sind besser als die Getränke. Das an einem gewöhnlichen Tage anzutreffende reisende Publicum setzt

sich in der Hauptsache aus Personen männlichen Geschlechtes zusammen, es besteht aus Officieren, Kaufleuten, Beamten in Waggonen erster und zweiter Classe, aus Bauern, Handwerkern, Soldaten und Juden in der dritten Classe. Die letzteren Gewächse schiessen um so zahlreicher hervor, je mehr man in die Moldau eindringt. Auf allen Stationen, selbst auf kleineren, mühen sich stets ein halbes Dutzend Menschen, dem Reisenden das Dasein zu erleichtern und ihn vor dem Hungertode zu bewahren. Da promenirt ein schwarzbrauner Gesell, der unermüdlich in hölzernem Behälter seine Dulce limonadă (Citronenwasser) ausbietet. Um fünf Bani erwerben wir ein Glas und laben uns an der Frische des Getränkes. Ein Zweiter hält Bragă feil. Wir fühlen natürlich die Verpflichtung, alles Originelle kennen zu lernen und lassen uns unter Seufzen und Beben die trübe Flüssigkeit überreichen. Doch sie ist schöner als ihre Farbe, sie wirkt ungemein kühlend, was für den gewöhnlichen Mann, dem unmöglich Eis und Eiswasser zur Verfügung steht, jedenfalls die Hauptsache; das Fieber dürfte durch Bragă eher ferngehalten als herbeigezogen werden.

Andere bereits cultivirtere Exemplare des Handelsstandes spazieren mit Sonnenschirm und umgehängtem Korb herum; in letzterem ruhen Zuckermandeln, Haselnüsse und dergleichen Leckereien. Mehrere Weiber hocken beiseite, sie wiegen für zwanzig Bani fünf Birnen ab und übertreffen an Schachertalent die schwächlichen Bretzelverkäufer, deren runde Artikel gerade nicht allzu appetitlich dreinschauen. Einer von ihnen hat die Hände gefaltet und die Arme bis zur Achselhöhle mit Bretzeln geschmückt, er hofft dadurch Aufsehen zu erregen und Geschäftsfreunde zu entdecken. Selbst auf völlig unbedeutenden Haltestellen wird man uns im Sommer schöne Birnen und entsetzlich unreife Pflaumen, im Herbste überall das wundervollste Obst, oft äusserst geschmackvoll in zierlichen Körbchen aufgestapelt, anbieten. Vornehmlich stellt die Gegend von Pitești durch ihre unübertrefflichen Pfirsiche, Birnen und

Weintrauben alle anderen in den Schatten. In dieser Hinsicht bekunden die Rumänen weit mehr Gewecktheit als die Deutschen und weit mehr Handelstalent als die Magyaren, bei welchen Völkern man oft stundenlang vergebens nach der geringsten Erquickung rufen kann.

Buzëu treibt verhältnissmässig starken Gemüsebau. Hinter dem Orte zeigen sich grosse Zwiebelanlagen, lange Strecken mit Rüben, Mohn und anderen nützlichen Gewächsen. Weiterhin geht es an Feldern vorüber, wie sie in solcher Ausdehnung in Deutschland unbekannt sind. Das Korn liegt abgemäht in Haufen geschichtet; zuweilen thun sich Schaaren von Krähen daran gütlich, es hätte schon längst in die Scheunen geschafft werden sollen.

Râmnicu-Săratu ist eine Districtsstadt mit 7000 Einwohnern, Sitz eines Bischofs und angeblich Inhaberin mehrerer schöner Bojarenpaläste. Von unserm Beobachtungsposten aus sehen wir von all' diesen Herrlichkeiten nicht das Geringste, wir gewahren nur eine grosse Gruppe von Büschen und Pappeln, aus der zwei Dutzend Hütten hervorragen. Dagegen fahren wir ganz unerwartet eine Strecke hinter der Station inmitten eines üppigen, geheimnissvolles Dunkel gewährenden Laubwaldes dahin, dessen Eichen, Buchen, Eschen und Erlen uns recht lockend grüssen. Die in kleinen Haltestellen rastenden oder einsteigenden Weiber verrathen bereits ein hässliches Uebel der Moldau: die ursprüngliche schöne Nationaltracht liegt hier in den letzten Zuckungen. Die Frauen kleiden sich während der Woche beliebig, sie hüllen sich in rothe, braune oder graue Röcke und binden ebensolche Schürzen darüber. Selten glänzt ein weisses Hemd mit schwarzen Stickereien, dagegen wird man sich in vielen Districten über den erstaunlichen Luxus und über die abscheulich geschminkten Wangen der Dorfbewohnerinnen wundern. Die Intelligenz der Provinzstädte trägt sich selbstverständlich nach Bucurescîer Vorbild, es wiederholt sich hier das Nämliche, was wir in Siebenbürgen und Ungarn beobachtet. Gerade in den kleineren Landstädtchen verwendet man mit peinlicher

Gewissenhaftigkeit die neuesten Pariser Erfindungen, und wie man in Klausenburg, Temesvar und Neusatz an Luxus nicht hinter Budapest zurücksteht, so hier nicht hinter Bucurescî.

Nach kurzer Fahrt sind wir in Focşani, wo wir über den Milcovü setzen, ein äusserst schmutziges Wasser. Rechts aber, in jener duftigen, lockenden Ferne, am Fusse mächtiger Berge, liegt Odobescî, der berühmteste Weinort der Moldau. Einige seiner Häuser leuchten herüber, die Hauptmasse ist unsichtbar. Dasselbe gilt vom Gebirge, eine graue Wolke umhüllt es, offenbar wohlthätigen Regenspendend. Die Nachbarberge haben sich einen Kranz weisser Wolken um das schwarzgrüne Haupt gelegt, erquickende Regendüfte werden durch die Luft getragen. Während der Zeit unseres Aufenthaltes in Focşani umzieht sich der Himmel gänzlich mit einer gleichförmigen hässlichen grauen Decke, und gerade eine der köstlichsten Stätten des Landes ruft einen trüben Eindruck hervor.

Wir fliegen weiter, vorbei an Kuhheerden, vorüber an unzähligen Krähen, die in Rumänien so zahlreich zu sein scheinen wie anderswo die Mücken. Die hässlichen Vögel sitzen auf den Telegraphenstangen, sie hocken zu Hunderten auf den wüsten Flächen oder stehlen dem Bauer die Feldfrüchte. Diese Thiere sind eine wirkliche Landplage, und doch nimmt sich der Rumäne nicht die Mühe, etwas zu ihrer Vertilgung zu thun. Wir begegnen zum ersten Male jener gedankenlosen Gleichgültigkeit im wirthschaftlichen Leben, deren Herrschaft im Lande äusserst verderblich wirkt. Man glaubt, der Krieg gegen solche Raubvögel müsse Mühe und Kosten verursachen; ob der spätere Vortheil die jetzigen Auslagen nicht doch vielleicht überwiegen würde, das erörtert man nicht.

Mit Ueberschreitung des Milcovü haben wir die Walachei verlassen und die Moldau betreten. Der kleine Fluss ist äusserst naseweis, er scheidet die gute Stadt Focşani in zwei Theile, so dass in früheren Zeiten die Walachei und die Moldau je ein Focşani besassen. Hinter Mărăşescî,

wichtig als Endpunkt der Galațier Zweigbahn, ändert sich die Scenerie. Die grosse walachische Ebene erreicht ihr Ende, ihr ausgesprochener Steppencharakter schwindet. In Mărășești hat man uns, dank dem im Lande allgemein geltenden Grundsatz: Zeit sei noch lange nicht Geld, drei Viertelstunden spazieren gefahren; endlich geht es vorwärts, leider nicht ohne dass sich unser Zug um ein Dutzend Güterwagen vergrössert hätte. Man spürt eben deutlich, welchen Werth der kleine Bahnhof als Verbindungspunkt von Nordeuropa und Orient besitzt. Ueber den Trotus geht es nach Adjudă, einer unbedeutenden Stadt, von wo eine Flügelbahn nach dem Salzbergwerk Ocna hinüberleitet. Ocna ist Endstation für das Bad Slănică, den berühmtesten Curort Rumäniens.

Ueber die Geschichte dieses Edens hat uns W. von Kotzebue eine anmuthige Beschreibung aus dem Jahre 1860 hinterlassen. Ein leidenschaftlich die Jagd liebender Salzwerkbeamter von Ocna, Sardar Michalaki Spridon, sank 1801 ermattet an einer Quelle nieder. Eine zweite Quelle wurde von ihm in demselben Jahre gefunden; 1804 und 1807 entdeckte man die Quellen drei bis fünf und räumte den Wald weg, um die schauerliche Wildniss zugänglich zu machen. 1812 trafen die ersten Badegäste, drei an Zahl, ein; 1816 liess Sardar Michalaki Spridon die ersten Bretterbuden für den Metropoliten Benjamin Gerassim zusammennageln. Noch hielt die schreckliche Einöde die Besucher ab, deshalb siedelte man bis 1836 fünfzig Bauern an und stellte vierunddreissig Bretterwohnungen her. Neununddreissig Jahre lang hatte Spridon die Badeanstalt als sein Eigenthum betrachtet, 1840 nahm die Regierung ihm dieselbe weg, ohne irgendwelche Vergütung zu bieten. Infolge der Kränkung starb denn auch der Entdecker der Quellen am 22. November 1844. Man hoffte jetzt auf Hebung des Curortes, vergebens; der Platz verfiel, und 1851 schenkte Gregor Ghika das Bad der Kirche des heiligen Spridon von Jași, hoffend, diese werde etwas Entscheidendes thun. Die Zahl der Badegäste wuchs langsam,

die Einrichtungen blieben dieselben. Noch vor 30 Jahren fand man nichts als gelichtete Wildniss mit elenden Bretterbuden. Wer baden wollte, musste sich alle Lebensmittel per Ochsenwagen mitführen, manche Familien zogen sogar in Begleitung einer Büffelkuh hierher. In den elenden Behausungen hackte man hölzerne Pritschen zurecht, in den Quellen schwammen Cigarettenabfälle und sonstige Delicatessen herum, und eine Hütte für die mitgeschleppte Wanne war gleichfalls von einem Jeden aufzustellen. Bei Abhaltung eines Balles brachten sich die Gäste Lichtstummel zur Beleuchtung mit; unternahm man einen Spaziergang, so zerriss man sich regelmässig ein Paar Schuhe, und galt es ein Feuerwerk abzuhalten, so zündete man einige Bäume an. Heutigentags trifft man in Slănicu allerdings einige annehmbare Hôtels; das Steckenbleiben der Stiefel bei Spaziergängen und manche andere Fatalität soll jedoch noch immer nicht behoben sein.

Die moldauischen Berge sind jetzt viel reizvoller als die Karpathen, besonders da die Strahlen der scheidenden Sonne den grünen Höhenzug beleuchten. Unerfreulicher Weise nimmt die Haide zu, man erblickt oft viertelstundelang nichts als Einöde. Langsam bricht der Abend herein, bei völliger Dunkelheit erreichen wir Băcău, das Ziel unserer heutigen Fahrt.

Băcău ist Districtsstadt; Präfectur und Gerichtshof werden hier angetroffen. Einige hübsche Häuser deuten das Streben der Stadt an, sich zu entwickeln. Im Uebrigen bietet der Ort gar nichts, sobald nämlich seine mit allen obermoldauischen Niederlassungen gemeinsame Eigenthümlichkeit nicht fesselt: Băcău ist ein vollendetes Neujerusalem. Wo man geht und steht, wohin man immer blickt, nichts als orthodoxe Hebräer, nichts als peinlicher Schmutz und das bekannte, monotone, osteuropäische, jüdische Treiben. In den Gewölben, Häusern und Cafés herrscht pestilenzialischer Gestank, Myriaden von Fliegen stürzen über den Menschen her. Auf dem hundertjährigen Mist der Strassen aber stolziren am Sabbath selbstgefällig die üppigen

Jüdinnen auf und ab, um ihre seidenen Kleider und ihre
20 Lei kostenden Stieffletten zur Schau zu tragen; bei Familienfesten und öffentlichen Bällen erregen sie durch die Pracht ihrer Brillanten und seidenen Schleppen das grösste Erstaunen des christlichen Elementes.

Ordentlich wohlthuend berührt unter solchen Verhältnissen das Vorbeistreifen einiger hübscher Bauernweiber in Nationaltracht. Das sind jedoch keine Rumäninnen, das sind Ungarinnen, Csango-Magyaren oder sogenannte Szekler, in vielen Dörfern des Seretüthales ansässig und, wie man glaubt, durch Stefan den Grossen nach der Moldau verpflanzt. Infolge des hundertjährigen Wohnens unter Rumänen und der Einführung rumänischer Normalschulen haben diese Leute sich zum Theil romanisirt, und ein solcher Process wäre zweifelsohne schon vollendet, hätte nicht die Religion einen mächtigen Damm gesetzt. Die Csango-Magyaren bekennen sich zur römisch-katholischen Lehre und stehen unter der Leitung von polnischen und italienischen Pfarrherren. Ihr Fleiss ist ebenso unleugbar als ein gewisser Hang zur Grausamkeit. Den abschreckendsten Beweis für letztere Eigenschaft liefert ein vor wenigen Jahren vorgefallener Mord. Ein Küster von Băcău ritt des Nachts über das Feld. Der Mann war ermüdet, stieg ab und legte sich zum Schlaf hin. Drei in der Nähe weilende magyarische Hirten hatten das Pferdegetrappel vernommen, sie fanden den Schläfer, fesselten denselben und schleppten ihn zum Feuer. Die Unmenschen legten den Unglücklichen mit den Füßen in die Flammen und brieten ihn trotz seines Jammergeschreies buchstäblich. Da der Mann noch lebte, warf man ihn in den Seretü, um zu sehen, ob er ertrinken könne. Am nächsten Tag verrieth das annectirte Pferd die Mörder, und sie wurden festgenommen. Ihrer Aussage zufolge hatten sie geglaubt, der Küster sei der Kundschafter einer Diebsbande gewesen und habe ihr Vieh stehlen wollen.

Neben den hübschen Frauen aus den Csango-Magyarendörfern zeigen sich nicht minder hübsche Zigeunerinnen.

An diesem unbändigen Volke hat die rumänische Regierung ein Meisterstück vollbracht. Entgegen der vielfach in Westeuropa verbreiteten Ansicht, der Zigeuner sei uncultivirbar, ist es ihr gelungen, Tausende der braunen Gesellen anständig zu machen. Die Bekehrten zerfallen in zwei Classen, in solche, welche in den Städten als Musiker, Kesselflicker oder Hufschmiede leben, und in Holzfäller und ländliche Tagelöhner, deren Arbeit von den Gutsbesitzern sehr geschätzt wird, und die gelegentlich der Robotaufhebung Grund und Boden erhielten. Ihr Fleiss kommt dem der Rumänen gleich, dank ihrer Geschicklichkeit vermögen sie das Korn im Mondschein mit der Sichel zu schneiden, und in Erdarbeiten sind sie unübertrefflich. Eine dritte Gruppe bilden natürlich Tausende von Vagabunden mit unausgerottetem Wandertrieb. Sie zogen selbst zur Zeit der Sklaverei herum, wofür sich der Bojare von ihnen eine Kleinigkeit entrichten liess. Leider erfreuen sich die Zigeuner eines ähnlichen Rufes wie die Csango-Magyaren, auch ihnen rühmt man Grausamkeit und fernerhin Hang zur nächtlichen Wegelagerei nach. Das Gefühl für Recht und Unrecht fehlt ihnen, jede hirtlose Kuh wird durch sie weggeführt, und, deshalb zur Rede gesetzt, lautet die Entschuldigung: „Ich habe das Thier gefunden.“ Glücklicher Weise verhindert sie ihre Feigheit an kecken Ueberfällen, wie sie die Gutsbesitzer oft erhalten, bei denen bewaffnete Rumänen mit geschwärzten Gesichtern vorsprechen. Wer jedoch glaubt, diesen Gesellschaften käme der Reiz des abenteuerlichen Räuberlebens zu, der irrt gewaltig; sie bestehen lediglich aus Bauern, welche sich für eine Nacht vereinigt. Taucht ja einmal eine wirkliche Banditenschaar auf, so wird sie in wenigen Wochen vernichtet. Der letzte grosse Räuberhauptmann, der im Munde des Volkes lebt, war Juon Ketrar. Seine Schicksale hat uns Derblich in fesselnder Weise erzählt. Nachdem der Räuber jahrelang die Wälder der Moldau beherrscht, stattete er eines Abends mit neun bewaffneten Gesellen der Fürstin Cantacuzino einen Besuch ab, erlangte durch sie Be-

gnadigung und trat in die Dienste des Metropolitens Benjamin. Das neue Leben behagte ihm jedoch nicht, und



Zigeunerin.

bald drangen allerlei Klagen an das Ohr des Kirchenfürsten. Auf einem Ausflug seines Herrn konnte sich der neue Stallmeister nicht mehr beherrschen. Einige Juden-

wagen zogen vorüber, Ketrar blieb zurück, fiel über die Israeliten her und befreite sie von ihrem Gelde. Selbst ihrem Wehgeschrei schenkte der Metropolit keinen Glauben. Kurze Zeit später verschwand der Stallmeister, und der Schreckensruf: „Juon Ketrar ist wieder da!“ ging durch das ganze Gebirge. Allein Ketrar wirkte diesmal ohne Glück, er fiel 1839 mit zwölf Gesellen in die Hände der Polizei und endete am Galgen. —

In einer Stunde gelangt man von Băcău nach Romană. Die Stadt ist wie die meisten grösseren moldauischen Orte malerisch gelegen und wirkt von der Ferne sehr gewinnend, das Innere ähnelt demjenigen von Băcău. Romană dient dem im Lande geschätzten vielwissenden Bischof Melchisedek zum Sitz, dessen geschichtliche Arbeiten allerdings mehr durch ihre Zahl als durch ihre Plastik beachtenswerth sein dürften.

Eine Meile von Romană entfernt, am Wege nach Piatra, liegt Dulcesc. Die Gegend bis dahin ist reizlos, das Herrschaftshaus steht wie die meisten Bojarengüter auf einem sanften Hügel und inmitten eines schönen Parkes. Beim Betreten des grossen Salons hat man den jenseitigen Höhenzug vor sich. Die Sonnenstrahlen vergolden die grünen Wälder und die Häuser des Dorfes. Die Ansiedlung enthält deren mehr als 200, sie bergen Csango-Magyaren und Rumänen und dehnen sich weithin aus. Der weitläufige Park ist arm an Blumenbeeten, dagegen reich an schönen, alten Bäumen und an Quellen, deren erquickendes, kaltes Wasser im Waldesdunkel aus dem Felsen hervorspringt. Als herrlichstes Werk der Natur prangt ein Birnbaum, einen Meter im Durchmesser haltend, weit und breit das schönste Stück seiner Gattung. Hin und wieder schlägt wohl der Sturm einen mächtigen Ast ab, allein er bleibt stark, seine Früchte sind zahlreich und gut.

Eine Stille, nur durch den Gesang eines Vogels hin und wieder unterbrochen, durchzieht den ganzen Garten und das weisse, luftige Haus. Dulcesc ist classischer Boden. Die hier waltende Herrin ist eine edle Matrone, eine der besten Töchter des rumänischen Volkes: Frau

Elise Stourdza, geb. Hurmuzaki. Und unten bei der schönen, kleinen Kirche liegen, vom Dämmerlicht umfangen, zwei Gräber, deren Anblick ergreifend wirkt. Dort ruhen sie, welche einst dem rumänischen Volk in wilder Zeit als leuchtende Vorbilder dienten, die beiden Brüder Hurmuzaki. Wer kennt nicht ihre berühmten, umfangreichen historischen Werke, welcher Forscher hätte sich derselben nicht erfreut! Nicht unter den letzten ihrer Thaten muss genannt werden, dass sie dem edelsten, werthvollsten Manne der Siebenbürger Rumänen, dem Schriftsteller George Barițu, zur Zeit der Völkerstürme eine Zuflucht auf ihren Gütern gewährten und ihn daselbst ein halbes Jahr lang vor magyrischen und russischen Gewaltstreichen schützten.

Etwas weiter in entgegengesetzter Richtung erhebt sich auf dem linken Ufer des Seretü Micläușeni, ein zweites der Familie Stourdza gehöriges Besitzthum. Die Gebäude des Schlosses sind weithin sichtbar, selbst von Mircesci, wo der Dichter Alexandri geboren und wo er noch heute öfters weilt, sieht man sie als weisse Punkte des Horizontes, umrahmt vom weitläufigen Park, herüberleuchten. Gegenwärtig wird das eigentliche Schloss, eines der ältesten des Landes, wiederhergestellt. Der Architekt hat sich dabei als ein äusserst talentirter, phantasiereicher Mann erwiesen. Er hat das ehemals plumpe Haus so vortrefflich in jeder Hinsicht sich zu eigen gemacht, als ob die schöne Gothik, in der es heute glänzt, das ursprüngliche Gewand gewesen. Ebenso überraschen muss ein zweites Bauwerk, eine prachtvolle, äusserst bequem eingerichtete Manége. Sie ist vorzüglich gehalten; man bemerkt, dass ihr Besitzer die edle Reitkunst in Hannover und Berlin studirte. Die Wände der Bahn sind mit den Namen der daselbst herangebildeten Hengste geziert, sowie mit lateinischen und griechischen Worten, Citaten aus Plato und Anderen, die wirklich merkwürdig gut hierher passen. Die reichgefüllte Sattelkammer, die Stallungen und die als Studirzimmer benützte Räumlichkeit neben der Reitbahn weisen nicht minder die peinlichste Ordnung und Sauberkeit auf.

Der Park hat die Grösse eines Waldes, drei Stunden kann man promeniren, ohne einen Weg zweimal zurückzulegen. Er enthält herrliche Partien, gutgepflegte Wiesenplane, stattliche Laubbäume, Tannen mit herabhängenden Zweigen; weiterhin wandelt man zwischen einer anmuthigen Lindenallee dahin, man trifft unerwartet auf die Familienruhestätte, auf die im Park stehende Kirche, sowie auf einen munteren Bach, der zum Schaffen eines Teiches und einer Badeanstalt benützt worden. Endlich sieht man sich auf einer kleinen Waldeswiese in stummer Gesellschaft. Eine grosse Anzahl historischer Steine liegt hier versammelt, unter ihnen jener Block, der einst das Festungsthor von Brăila belastete. Eine äusserst glückliche Idee war es, ein in wirklicher Grösse gegebenes Modell eines rumänischen Klostergebäudes aufführen zu lassen. Innerhalb einer Umplankung erhebt sich das schlichte, niedrige Gebäude, in dessen Räumen heilige Ruhe zu herrschen scheint. Einfach sind die Zellen, einfach ist die Ausstattung, nebenan stehen die Stallungen der Klosterbrüder. Des Schlossherrn hohe, edle Gestalt aber wandelt mit uns durch den Park, die schönen Augen leuchten in dem männlich kühnen Antlitz, und wir lauschen gespannt seinen geistreichen Ausführungen über das rumänische Klosterleben früherer Jahrhunderte.

Das Aeussere des Schlossherrn entspricht so ganz und gar nicht den landläufigen Vorstellungen von einem rumänischen Edelmann. Die hohen Reitstiefeln reichen bis über die Kniee, eine stramme, dunkelblaue Hose, ein ebensolcher langer Rock mit echt preussischem Schnitt, eine Mütze, ähnlich der der preussischen Officiere, vollenden die Bekleidung. Steht man diesem Manne inmitten des Waldes gegenüber, schaut man in sein lebhaftes Auge, lauscht man seinen vorzüglichen Worten, so vergisst man, wo man weilt, und man glaubt sich auf ein Gut der Mark Brandenburg versetzt. Die Täuschung wird noch grösser, da die Lieder der das Schloss renovirenden deutschen Maurer aus der Bukowina den Hain durchdringen. Herr Stourdza ist ein

aufrichtiger Anhänger deutscher Bildung, seinem scharfen Blick, seinem edlen Geiste konnte die grössere Culturfähigkeit des deutschen Elementes dem französischen gegenüber nicht entgehen.

Von Romanu aus beginnt das Gebiet der Lemberg-Czernowitz-Jassyer Eisenbahn. Auf ihrem Geleise gelangen wir nach Jași. Unterwegs treffen wir Târgul-Frumos und Podu-Iloei, elende, baumlose Nester, in deren Innerem die Israeliten, in deren Umgebung unzählige Raben herrschen. Einige glänzende Kirchthürme berühren unter solchen Umständen ordentlich ironisch.

Beim Eintreffen in der moldauischen Hauptstadt wirkt der erste Eindruck viel günstiger als in Bucurescî. Die Stadt hebt sich an einem Höhenzug hinauf, sie erinnert in ihrer Terrassenanlage an Belgrad. Die schönen Gärten, die herrlichen Bäume sind mit den Häusern vermischt und contrastiren mit der weissen Farbe der Gebäude ganz vorzüglich. Die Natur hat also Jași ungleich besser bedacht als Bucurescî, wo man die Schönheit der moldauischen Hauptstadt stets in lebhaften Farben und mit Eifer zu schildern versteht. Wer jedoch hört, 60 Procent der Bewohner Jașis seien Israeliten, der wird sehr bald stutzig werden. Die innere Stadt erweist sich als unbestrittenes Heim unzähliger Vampyre, die an Schmutz und Elend Alles bisher Gesehene übertreffen. In früheren Orten schien es, als ob die Juden das rumänische Element verspeist hätten, in Jași dünkt es Einem, die Israeliten müssten sich gegenseitig aufzehren. Der sogenannte Târgul-Cucului (Kukuksmarkt) bildet das Hauptquartier des Schmarotzervolkes. Ein Tandelmarkt ersten Ranges! In jedem Gewölbe lauern zehn bis fünfzehn hohläugige Gestalten, bereit, sich auf einen vorübergehenden Christen zeternd und feilschend zu stürzen. Dabei wohnen in einem Zimmer oft drei oder vier Familien zusammen, sich im Winter durch ihre eigene Ausdünstung erwärmend. Der Volkszählung suchen sie sich sorgfältig zu entziehen; sie glauben, man wolle ihre Zahl zum Zwecke der Besteuerung feststellen.

Das Wirken der Commission wird genau beobachtet, und beim Nahen der Beamten schlüpfen mehrere Familien zur Hinterthür hinaus, um einstweilen in schon abgethane Baracken zu flüchten. In den Synagogen hocken sie am Freitag Abend fast auf einander, betend, lesend, murmelnd und fanatische Geberden zur Schau tragend. Die originellen orientalischen Typen des Bragagiü und des kreischenden Melonenhändlers fehlen in Jași gänzlich; in dieser unseligen Stadt fungiren nur Juden als Melonenhändler, Paradeisverkäufer und Obstbesitzer; Juden sind die Sacagiü, Juden sind die Wasserträger, die Führer der Sand- und Kalkwagen, die Kaufleute, die Gasthausinhaber. Nicht ein einziger christlicher Fleischhacker wird gefunden, Alles ist hier Jude, und wenn man ja einmal einem Christen begegnet, fühlt man Neigung, ihn als achttes Wunderwerk der Welt anzustarren. In den Strassen verfolgen die peissigeschmückten Geldwechsler klappernd und kreischend den Fremden; zerlumpte Bettler, die denkbar köstlichsten Malermodelle, jüdeln Einen an; in dem schmutzigen Einspanner des jüdischen Kutschers rasseln drei Söhne Palästinas daher, einer auf dem anderen, alle sich sorgsam umschlungen haltend, damit ja keiner herausfalle. Und dieser beklemmende Eindruck erhält sich vom ersten Moment der Ankunft bis zu dem der Abfahrt. Der geschniegelte Zimmerkellner, die Bediensteten des Kaffeehauses, der Portier und der Hausknecht des Hôtels gehören zum auserwählten Volke des Herrn; der schmierige Kutscher, der barfuss auf dem Bocke klebt, der Kellner des Bahnhofes, sie alle tragen den Stempel ihrer Rasse bis in den kleinen Finger, und wenn wir zum Abschiedsgruss den Kopf zum Coupéfenster hinausstecken, starrt uns das grinsende Gesicht eines jüdischen Conducteurs entgegen.

Da nun Jași weder eine Handels- noch eine Fabriksstadt genannt werden kann, herrscht unter diesem unsympathischen Volke die grösste Armuth und der grösste Jammer. Die Folge ist eine vor Jahren begonnene, ununterbrochene, beständig zunehmende Auswanderung der

Israeliten nach Amerika. Wöchentlich verlassen mehrere Hunderte das arme, mit ihnen durchfressene Land, um den Lockrufen ihrer überseeischen, vorangegangenen Glaubensgenossen zu folgen und mittelst Fahrpreismässigung über Deutschland nach New-York befördert zu werden. Ihre gesammten Habseligkeiten bestehen in zweitausendjährigem, lebendigem Bettgewand und in einem Bündel. Nach Abfahrt und Lösung des Chaos muss die Bahndirection den ganzen im venetianischen Styl gebauten Bahnhof desinficiren und mit Insectenpulver bestreuen lassen. Zwanzig sind abgereist, zweihundert haben ihnen auf dem Perron das Geleite gegeben, vierzig werden als Ersatz in der nächsten Woche geboren.

Jaši verfügt im Gegensatz zu Bucurescî über Asphaltpflaster, nur in den höher gelegenen Stadttheilen stösst man auf harte, holprige Steine. Als schönster Schmuck der Stadt wird die Strada Carolü genannt, die Bojarenstrasse, ein Seitenstück zur Calea Victoriei in Bucurescî. Von ihren vornehmen Palästen gerieth bis jetzt nur einer in die Hände der Juden, mehrere wurden von der Primarie angekauft, um sie vor demselben Schicksal zu bewahren. In der nämlichen Strasse befindet sich die Malerakademie mit freilich noch bescheidenem Inhalt. Man trifft dreissig Marmorstatuen auswärtiger Künstler, sodann eine schöne Figur von Tronescu, die Unabhängigkeit Rumäniens darstellend, und ganz gelungene Oelstudien junger, talentvoller Rumänen, von denen namentlich einige jüdische und rumänische Bettlertypen, sowie rumänische Landschaften erwähnenswerth sind. Das Aman'sche Bild, einen Gebirgskampf zwischen Polen und Rumänen unter Stephan den Grossen vorführend, verfehlt wegen des grellen Mangels an historischen Costümen jeden Eindruck. Die zierlichen, glänzend gewichsten Salontiefelchen der polnischen Krieger inmitten der Karpathenwildniss bieten der Phantasie allzuhohe Forderungen. Die Anstalt beschäftigt fünf Lehrer und dreissig Schüler. Zu den letzteren zählt auch ein Hebräer, früher waren drei vorhanden, allein das Geschäft des Malens erschien den

Söhnen Israels als kein Geschäft. Aehnliches Schicksal erleiden die verschiedenen, von Bojaren oder Gemeinden gestifteten Gewerbeschulen. Israeliten bleiben fern, selbst die Rumänen widmen sich ihnen mit wenig Vorliebe. Aus der Jaşier Gewerbeschule gehen Schneider, Schuster und Spengler hervor, die frühere Anstalt bildete Böttcher, Tischler, Wagner, Riemer, Schlosser, Schneider, Fassbinder heran, sie ist längst in eine technisch-praktische Schule umgewandelt worden. Die Jaşier Universität umfasst 200 Hörer und 30 Professoren. Bis zum 26. October 1860 war sie nur eine Akademie mit Rechts- und Philosophiefacultät, seit dem genannten Tage umfasst sie Facultäten für das Recht, für Literatur und Philosophie, für Mathematik und Naturwissenschaften und für Medicin.

An die Strada Carolă schliesst sich ausserhalb der Stadt der öffentliche Garten Grădină publică; unter seinen Bäumen oder auf der nebenherlaufenden Allee entwickelt sich am Abend der Corso der eleganten Welt. Die moldauische Hauptstadt verfügt gleichfalls über eine Chaussée Kisseleff. In der Stadt fesselt vor Allem der alte fürstliche Palast; in ihm waren einstens alle Ministerien vereinigt, jetzt dient er einem Appellationshof mit zwei Sectionen der Präfectur und dem Post- und Telegraphenamt. Leider brannte das Gebäude vor einigen Jahren aus, die Renovirung dürfte keine besonders glückliche gewesen sein.

Auffällig für eine Provinzstadt ist in Jaşî der gänzliche Mangel von Lectüre in öffentlichen Localen. Selbst in dem sonst tadellosen Hôtel Trajan liegen ausser der „Neuen Freien Presse“ nur zwei rumänische Zeitungen auf, und selbst hier spielt man an demselben Tage, wo die Nachricht der Entthronung des Fürsten Alexander von Bulgarien eintrifft, in aller Gemüthsruhe Schach und Puff, Zeitungen verlangt kein Mensch. Als besuchtestes Kaffeehaus gilt Café Kolo, allein dort verkehrten niemals Christen, es ist der Mittelpunkt des jüdischen Geschäftslebens. Hunderte von alttestamentarischen Gestalten, deren Aeusseres jede Berührung fürchterlich macht, streiten in dieser dumpfen

Höhle über Getreidepreise etc. Ihre lieben Angehörigen kann man an einem schönen Sommerabend im Bahlui beobachten. Bahlui heisst ein kleines Flüsschen, ähnlich der Dâmbovița. Es windet sich langsam durch den Târgulucucu, natürlich nicht ohne Veränderung seiner Farbe. Ausserhalb der Stadt badet sich in seinen Fluten alles Mögliche. Da tummeln sich neben Pferden und Ochsen jüdische Knäblein und Mägdelein, weiterhin Männer und Weiber Israels, alle in unverfälschtem Adamskostüm und nicht die geringste Notiz von dem verblüfft dastehenden Fremden nehmend.

Wie allen rumänischen Städten gereicht Jasi die grosse Zahl seiner Kirchen zum bemerkenswerthesten Schmuck. In nicht weniger als achtzig Gotteshäusern sollen die Christen ihrem Gott dienen. Da die meisten der griechisch-orientalischen Kirchen zwei, drei und noch mehr Thürme und Thürmchen besitzen, gewähren sie einen romantischen Anblick und erregen das Interesse der Reisenden. Als bedeutendstes der Bauwerke leuchtet natürlich die Kathedrale oder Metropolitankirche hervor. Diese herrliche Schöpfung überragt wie ein Riese die anderen Baulichkeiten, auf allen Seiten weithin sichtbar. Vier Thürme bilden die vier Eckpfosten und geben dem Ganzen die Form einer umgestürzten Bettstatt, an das Pressburger Schloss mahnend. Die Form der Thürme ist eine edle, die Seitenwände sind schön, obwohl etwas gedrückt. Ein Erdbeben hatte das Meisterwerk dem Verfall nahe gebracht; jahrelang klafften seine Risse in bedrohlicher, herzerreissender Weise, und erst jetzt hat sich die Regierung entschlossen, das Gebäude zu restauriren. Das Innere stellt sich erhebend dar. Ein guter Geschmack zieht durch die ganze Ausstattung, der bunte, theatralische, kreischende Schmuck der kleinen Gotteshäuser hat hier keinen Eingang gefunden. Gute Malereien zieren die Bilderwand, die Galerien sind einfach, aber bequem, die Fenster mit neuen, grossen Glasmalereien geziert. Ein Fenster zeigt die beiden Metropolen des Reiches, ein anderes das Königspaar.

Leider widerfuhr selbst hier Ihrer Majestät ein Unglück, dem sie auf dem verbreitetsten Oeldruckbilde des Landes nicht entgehen konnte. Der Maler, wahrscheinlich ein nationalgesinnter Herr, hat in der Meinung, alle Damen des Königreiches müssten schwarzes Haar tragen, der blonden ehemaligen deutschen Prinzessin schwarzes, glänzendes Haar verliehen. Ein anderer Künstler wollte Ihre Majestät rächen, sie besitzt auf einem zweiten Bilde schönen, allzu blonden Kopfschmuck.

Ausser der Kathedrale gibt es noch eine Anzahl Klöster und Kirchen, die hinsichtlich ihres Styles interessiren. Unter ihnen ragt die Kirche Trei Erarchi durch ihre edle, erhabene Schönheit sieghaft empor. Der ganze grosse Bau trägt von oben bis unten die herrlichsten, mannigfachsten Ornamente. Fürst Vasile Lupu hat das Gotteshaus, ein Meisterwerk byzantinisch-maurischer Architektur, den drei Heiligen geweiht. Das frühere goldene Dach haben die Türken abgetragen, immerhin ist das Bauwerk noch Goldes werth, wir finden auf den infolge gründlicher Restaurirung in den Hof geworfenen Säulen überall Spuren von Vergoldung. Nicht müde wird man, auf den Trümmern vergangener, kunstsinniger Zeiten zu sitzen und das köstliche Werk mit seinen sich nie wiederholenden Zeichnungen zu betrachten. Im Innern des Gotteshauses aber bewahrt die Geistlichkeit eine wunderthätige Mutter Gottes auf. Ebenso wie an Se. Heiligkeit den Popen wendet man sich an sie, sobald der Regen längere Zeit ausgeblieben. Der Fall ereignete sich letzthin ausserhalb Jaşis, zwei Priester nahmen die Mutter Gottes, fuhren zum Bahnhof, und da sie das Heiligthum nicht als Gepäck aufgeben wollten, mussten sie für sich und die Reliquie vier Plätze eines Coupés erster Classe bezahlen.

Weitere Sehenswürdigkeiten existiren in Jaşi nicht; eines jedoch ist vorhanden, was man in Oesterreich und Deutschland vergebens suchen dürfte: ein rein jüdisches Theater. Dort wird im jüdischen Jargon gespielt, die Vortragenden sind ohne Ausnahme Israeliten, die Stücke

jüdische Genrebilder. Wir halten uns die Geruchsorgane zu und tappen durch einige dunkle Gassen, um uns den erhofften Genuss nicht entgehen zu lassen. Ist es doch



Griechisch-orientalische Kirche.

ohnehin das letzte Auftreten der Truppe in Jași, da man sie um einen hohen Preis für eine Gastreise nach Amerika gewonnen! Eine kunstgierige Menge umlagert die Pforte zum Schauspielhaus, doch was thut man nicht der Kunst

zu Liebe! Hindurch pressen wir uns, um in einem winzigen Bretterhäuschen 4 Lei gegen zwei Billets umzutauschen und den Eingang zur Kunststätte zu erschliessen. Dieselbe ist eigentlich poetischer als in unseren Grossstädten. Das Publicum sitzt auf etwa zwanzig Bänken im Freien, über ihm wölben mächtige, schöne Bäume ihre Zweige. Ihre Farbe muss infolge des matten Lampenlichtes eine wirklich magische genannt werden. Zehn Musiker mühen sich ab, das bereits versammelte Publicum zu unterhalten. Hinter ihnen erhebt sich die kaum acht Schritt lange und ebenso tiefe Bühne. Das Chor der Zuschauer mag 400 Köpfe zählen, nicht alle gerade mit Peïssi geschmückt, 99 Procent aber sicherlich auf jüdischen Schultern ruhend. Merkwürdig dünkt uns, wie die Culturstufe mit dem Geldbeutel übereinstimmt. Auf den Reihen des drei Leiplatzes lassen sich unter entsprechendem Rauschen der schönen Kleider üppige Damen nieder. Die Ehemänner im Cylinder führen die heranwachsende, ebenfalls elegant geschniegelte Jugend herbei. Auf dem zweiten Platz herrscht der Filzhut und unauffällige Tracht; der dritte Platz — zu einem Leu — zeigt bereits eine bedenkliche Mischung des Talars und der Peïssis mit europäischer Toilette und Frisur; der vierte Platz endlich à 50 Bani wird ausschliesslich von den Attributen der echten Talmudlehre regiert. Uebrigens scheinen diese den Kopf auf dem rechten Fleck zu haben, denn halb neun Uhr — auf acht Uhr war der Anfang festgesetzt — macht man schwache Versuche zum energischen Eingreifen. Der drei Leiplatz hält dies Benehmen für unstatthaft und zischt. Sofort duckt sich die peïssigeschmückte Reserve. Nach 15 Minuten jedoch erneuern sich die Versuche, und wir, zur Verzweiflung gebracht durch das entsetzliche, himmelschreiende Gekreisch der zehn mittelalterlichen Musikinstrumente, spielen den Mephistopheles und vermehren den Kampfeslärm. Wieder siegt der drei Leiplatz; endlich dreiviertel auf neun Uhr ertönt ein Glöckchen. Dreimal wird es geschwungen, sein Wimmern dringt Einem durch Mark und Bein, stolz rollt der Vorhang in die Höhe.

Das Stück führt den Titel „Der Revisor“ und zeigt in wirklich komischer Weise, wie die Juden stellenweise regieren und zweifelsohne überall regieren möchten. Ein Rabbiner hat sich gewisse Gesetzesübertretungen zu Schulden kommen lassen, er hat die Matrikel gefälscht und allerlei andere Verbesserungen begangen. Nachdem er daher einen witzigen Dialog mit seiner Tochter geführt, erschrickt er, als zwei israelitische Schnorrer in Gesellschaft zweier jüdischer Spassvögel bei ihm auftauchen, um ihm mitzutheilen, der Revisor sei im Anzuge. Alle Fünf pressen sich auf drei Stühlen aneinander, stecken die straimelgeschmückten Köpfe zusammen, zupfen sich an den langen Bärten und entwerfen ihren Feldzugsplan. Ein christlicher Dienstmann wird sodann gerufen, ihm geben alle Fünf gleichzeitig einen Auftrag, den Boten jedoch noch vier Mal mit Gewalt zurückbringend und den Befehl erweiternd. Dass dabei für den untergebenen Goj stets einige Fusstritte abfallen, dürfte den jüdischen Charakter bezeichnen. Im zweiten Act wird der Revisor sichtbar, ein unverschämter Bursche hebräischer Abstammung. Er hat ein komisches Intermezzo mit seinem dicken, struppigen, wackligen, slavischen Diener, den er schlafend antrifft, und der die Reste seines Mahles in wenigen Secunden verschlingt. Endlich producirt sich der Rabbiner, er nimmt in demüthigster Weise Stellung und muss die Vorwürfe des Beamten geduldig hinnehmen. Dabei secundirt ihm ein kleiner, überaus verschmitzter Israelit; gleich einem Raubthier lauernd duckt sich dieser nieder.

Als der Herr Revisor im besten Toben begriffen, erlaubt sich der Rabbiner den Vorschlag, man könnte die Sache vielleicht gütlich ausgleichen. Sofort erhellt sich die Miene des Gewaltigen, sein Blick wird freundlich, ein süßes Lächeln umspielt den Mund. Hundert Rubel wird als entsprechend erachtet, und der Rabbiner drückt ihm gerührt den Betrag in die Hand, erfreut, dass jener nicht mehr verlangt. Jetzt verändert sich das Benehmen der Israeliten. Der Rabbiner gibt seine demüthige Haltung

auf, stolz richtet er sich empor, sein Begleiter aber, der kleine, verschmitzte Spitzbube, mustert den Beamten mit überlegenen Blicken und behandelt den gutmüthigen russischen Diener äusserst herrisch. Köstlich ist es, wenn der kleine Knirps sich auf die Zehen erhebt, um den vorübergegangenen Revisor von oben herab zu mustern, noch köstlicher, wenn er sich zusammenzieht, da der Blick des Beamten auf ihn gefallen. Zum Schluss erscheinen die drei übrigen Hebräer. Sie stimmen einen fürchterlichen Gesang an, springen siegesjubelnd in die Luft und begleiten den abreisenden Revisor. Gesten und Geberden der männlichen Schauspieler sind ausgezeichnet, die dargestellten Figuren der Wirklichkeit vollständig entnommen. Der verschmitzte Blick, das demüthige, auf Verstellung beruhende Wesen der Juden, der Uebermuth im Triumphirungsfalle, das beständige Zupfen am Barte, das gemeinsame Brüten über schwarzen Plänen, die grosse Sparsamkeit, die ungeheure Zähigkeit, das Alles wird vorzüglich angedeutet. —

Einmal soll man in Jași des Morgens oder des Abends auf einen alten, baufälligen Thurm steigen, der sich so ziemlich inmitten der Stadt erhebt. Die Aussicht ist eine wunderbare, die ganze Niederlassung wird von unseren Blicken umfassen. Im Norden breitet sich die Bojarenstadt aus, ein Gemisch von Gärten und schönen Landhäusern, deren helle, silberglänzende Blechdächer nur zuweilen von grellrothem Eisenblech und dunkelrothen Ziegeln unterbrochen werden. Dieser sich am Hügel hinaufziehende Theil ist der schönste von Jași. Neben ihm liegt ein monotoner Fleck. Grau und braun sind seine Farben, winzige Häuser erscheinen wie angeheftet, Bäume und Büsche fehlen, der Erdboden schaut kahl hervor. Daran stösst ein drittes Terrain. Es wirkt äusserst gewinnend und umfasst Vororte mit kleinen aber netten Häusern; sie vermählen sich, begleitet von einigen Kirchen, mit dem Grün der Gärten. Umschreiten wir die Plattform des Thurmes, und gewinnen wir den Blick nach Süden. Vor uns sehen

wir, wie sich die Mahalâ in dem ziemlich öden Höhenland verliert. Um uns herum liegt das Centrum, die Residenz der Juden, da der Târgulü-Cuculuï und dort die Markthalle.

Eines Nachmittages fahren wir zur russischen Grenze. Ausserhalb der Stadt erfreut das Bild eines Viehmarktes das Auge. Es ist eine echte Volksscene des Ostens. Das weisse Rindvieh vermischt sich mit den Pferden, und wohl hundert Wäglein mit Juden und Armeniern sind eingetroffen. Man debattirt und feilscht, und man betrügt sich gegenseitig. Abseits hat ein Maler seine Staffelei aufgeschlagen. Der Mann müht sich, das lebensvolle Bild auf die Leinwand zu zaubern. Leider ist die Stellung schlecht gewählt, er wendet der Stadt den Rücken und lässt sich den schönsten Hintergrund für einen osteuropäischen Markt entgehen. Und das wäre Jași wirklich. In langer Reihe ziehen sich die Hunderte und aber Hunderte von weissen Häuschen auf den Höhen entlang, stolz heben sich die auffallenden Kirchen der Griechisch-Orientalen aus dem Gewirr hervor, und über dem allen hat die Sonne ihr flüssiges Gold ausgegossen.

Bald ist das Bild entschwunden. Meilenweit sich erstreckendes Haideland umgibt uns, auf ihm sucht sich abgemagertes Vieh die nöthigste Nahrung. Man hält es nicht für möglich, dass in der unmittelbaren Nähe der moldauischen Hauptstadt derartige Strecken uncultivirten Bodens vorhanden sein können. Endlich, endlich sehen wir wieder Pflanzenwuchs, leider nur eine riesige Schilffläche, an deren Rande vier Pferde herumspringen. Dahinter erscheint eine Station mit elenden, halbversunkenen Hütten, einige Kukuruz- und Tabakfelder bilden die Stafage. Dicht am Pruth liegt das rumänische Oertchen Unghenï, dabei das Zollamt. Rumänische Gendarme salutiren, nach zehn Minuten geht es weiter, wir überschreiten die Grenze und betreten das Reich des Zaren. Auf dem Perron präsentirt sich ein halbes Dutzend russischer Gendarme, alle in hohen, schwarzen Stiefeln, mit schwarzen Hosen und weissen Leinwandröcken. Die Kopfbekleidung

besteht aus einer breiten, weissen Mütze. Sie halten sich stramm, ihre Gesichter freilich zeugen von Branntweinleidenschaft und wenig Intelligenz. Kosaken oder andere Bewaffnete zeigen sich nirgends. Der Capitän ist ein hoher, schöner Mann, ebenso der sehr zuvorkommende Bahnhofschef. Der letztere führt uns bereitwillig nach dem Zollamt, einem Complex von schönen Gebäuden mit kühlen, hohen Zimmern, vor deren Fenstern stattliche, an Früchten überreiche Nussbäume ihre Zweige wiegen.

Fünzig Schritte seitwärts, und wir haben Europa verlassen. Ist es ein Traum, das Geschenk eines hämischen Gottes, oder ist es die krasse Wirklichkeit? Vor uns steigt ein elender Ort aus der Erde, beherrscht von Staub, Koth, Mist und penetranten Gerüchen. Vierzig bis fünfzig Baracken reihen sich aneinander, in der Mitte einen freien Raum lassend. Und alle von Israeliten bewohnt. Ungheñ gehört zu jenen rein jüdischen Ansiedelungen, wie sie in den Romanen gewisser Schriftsteller verherrlicht werden, und an deren Existenz man in Westeuropa zu zweifeln liebt. Jedes der Häuser enthält in der Front zwei oder drei Säulen, welche eine Art Veranda bilden. Unter dieser und in der dahinterliegenden Höhle hat man die scheusslichsten Waaren aufgestapelt; hier starren zwanzig bis dreissig alterthümliche Blechbüchsen mit Gott weiss was hervor, daneben einige braungelbe, lederartige Citronen, hundertjähriger Zucker und Kaffee, nebenan locken klebrige Brode und andere zweifelhafte Genüsse. Dort kauert ein jüdischer Schneider. In seinem Laden hat man nichts zu sehen als einen halbverhungerten Lehrbuben und drei elende Hosen; weiterhin wieder Kramladen mit allen möglichen Dingen, dazwischen Buden mit Fleisch. Wer dieses Fleisch erblickt und die Myriaden von Fliegen beobachtet, die dasselbe zu verschlingen drohen, der wird sicherlich einer Ohnmacht nahe kommen, drei Tage lang kein Fleisch mehr geniessen und sich verwundert fragen, warum die Juden nicht schon längst von den Fliegen verzehrt worden sind. Allein statt dessen scheinen sie stark an ihrer

Vermehrung zu arbeiten, überall sitzen hässliche Megären in gesegnetem Zustand, an den Brüsten einen stämmigen Weltbürger und umtanzt von einem halben Dutzend grösserer Rangen. Die meisten Familienväter weilen entweder in ihren Höhlen oder lehnen in abgeschmiertem Kaftan an den Pfosten, andere debattiren miteinander, kratzen sich an allen nur denkbaren Stellen des Körpers oder fragen eindringlich nach unserm Begehr. Der ganze jüdische Marktflecken pflegt der Ruhe, in ihm gilt das Sprichwort: Ruhet in der Woche und arbeitet am Sonntag. Die Sonntagsarbeit betreibt man allerdings ziemlich mühelos. Sie besteht darin, den zum Einkauf kommenden Bauer tüchtig zu übertölpeln, damit der Stamm an den sechs nächsten Wochentagen nicht zu verhungern braucht. Wer einen solchen Ort jemals betreten, der wird den letzten Rest von Sympathie für die Israeliten Osteuropas schwinden fühlen.

Hinter den beiden Häuserreihen liegen noch etwa fünfzehn bis zwanzig andere Gebäude, ihr Aeusseres erweist sich als etwas freundlicher, womit keineswegs gesagt sein soll, im Innern herrsche mehr Reinlichkeit. Schmutz und wieder Schmutz regiert. Alles, was das Auge gewahrt, erscheint in Grau getaucht. Die Häuser, die Kaufläden, die hageren Hebräer, die zum Verkaufe ausgehängten Fleischstücke, das Alles bildet ein erschütterndes Gemisch von Grau mit Braun. Halb Abscheu, halb Heiterkeit muss die Thierwelt erwecken. Schweine, Hunde, Schafe und Katzen tummeln sich mitten unter den Menschen herum, ihre Formen sind oft kaum wahrnehmbar, so sehr gleichen sie wandelnden Kothmassen. Kein Baum, kein Busch, keine Blume spriesst im ganzen Orte aus dem Boden hervor. Ausserhalb desselben stehen wir der endlosen, schweigenden Steppe gegenüber. Soweit das Auge reicht, nichts als eine Fläche von grünem, dürrtigem Gras, ohne jede Abwechslung, still und erhaben wie das Meer, nur ungleich monotoner, denn der sanfte Luftzug, der über die Steppe dahinstreift, findet viel zu winzige Grashalme, als dass er

sie bewegen könnte. Von der Thierwelt ist hier nichts zu beobachten, höchstens dass hin und wieder eine Schaar Raben nach Aas spähend über die Haide dahinzieht. Die Judencolonie gleicht einem Eiland, auf dem ein ausgestossenes Volk brütet, nur zuweilen von einem handelslustigen Seefahrer erforscht und aufgesucht.

Wir kehren dem kleinen Judenstädtchen, welches in seinen sechzig bis achtzig Häusern sicherlich 500 bis 600 Seelen beherbergt, den Rücken. Kaum haben wir jedoch einige Schritte gethan, als wir Wehgeschrei vernehmen, und die talargekleideten Herren daherstrampeln. Aus einem Hofraum dringt schwarzer, übelriechender Rauch, ein Feuer kam zum Ausbruch. Glücklicherweise steht kein Weltbrand zu befürchten, im Kellerraum brennen alte Lumpen. Wir dürfen daher die ganze Komik des jüdischen Genrebildes auf uns wirken lassen. Da hastet man durcheinander, die Männer zetern im unverdorbenen israelitischen Jargon, ein halbes Hundert Kinder erscheint wie aus der Erde hervorgestampft, und einige unförmige Weiber haspeln neugierig heran. Alles zappelt, tanzt und prustet derart, dass man befürchten muss, das Feuer werde dadurch nur vermehrt.

Auf der Station haben wir hinlänglich Zeit, die Physiognomie eines Nihilisten zu studiren. Er ist in sechsfacher Abnahme vorhanden, drei Photographien zeigen ihn mit Mütze, drei ohne dieselbe, in jeder Kategorie ist er bartlos, mit Schnurrbart und endlich mit Schnurr- und Vollbart abgebildet. Auf die Einbringung sind 5000 Rubel gesetzt.

Langsam sinkt der Abend herab, bei seinem Anbruch rollen wir wieder über die Pruthbrücke zurück, wo sich der rumänische Curcană und der russische Soldat friedlich betrachten. Links und rechts an dem mächtigen, seine Fluten ruhig dahinwäzenden Strome liegt das christliche Dorf Ungheni. Der eine Theil gehört zu Russland, der andere zu Rumänien. Den rumänischen Ort durchwandeln wir. Niemals erblickte unser Auge eine armseligere Niederlassung. Ein echtes Steppendorf, kläglich zum Herzbrechen,

einförmig zum Sterben. Die strohgedeckten Häuser stehen entweder hinter einer Distel- und Gestrüppsumzäunung oder auf einem kahlen Platze. Das Innere ist trostlos, die Menschen sind schüchtern und unstät wie Rehe. Um ihre Nahrung wird sie niemand beneiden. Wir betreten eine der Hütten und begehren Wasser. Ein langhaariger Bursche bringt es, allein was da im Topfe herumschwimmt, kann nicht verwandt sein mit dem köstlichen Eiswasser, das die Damen von Bucurescî und Jași schlürfen. Diese Flüssigkeit sieht graugrün aus, sie ist warm und dick wie abgekühlte Milch und schmeckt höchst widerlich. Weiterhin beschäftigen sich einige Weiber mit der Zubereitung des Abendmahles. Im Hofe hat man ein Loch gegraben, über ihm ruht eine kleine Eisenstange. In der Vertiefung wird das Feuer entzündet, auf der Stange schwankt der Topf, worin die Frau armseligen Kukuruz kocht. Daneben spielen einige zottige, unwirsche Hunde, der einzige Reichthum des Dorfes, grunzt ein Schwein und heult ein junger Erdenpilger. Dies das Bild, welches jedes Haus, jeder Hofraum gewährt, es stimmt in seiner geisttödtenden Einfachheit unsagbar traurig.

Fusshoher Staub deckt die Verbindungswege der einzelnen Gassen, Schwärme von Mücken schwirren von den fiebererzeugenden Stromniederungen herbei. Wir wandeln weiter, gelangen zum Ende des Dorfes und stehen am Rande der schweigenden Steppe, über welche die letzten Strahlen der scheidenden Sonne in eigenthümlichem Glanze dahinfluten. Vor uns erheben sich vier kurze dicke Pfähle, ein Dach tragend, unter dem eine Glocke ruht: die Kirchenglocke. Wo aber treffen wir das Gotteshaus und den Friedhof? Ein kleiner Raum wird durch einen fusshohen Erdwall umzäunt, in ihm steigen einige Kreuze empor, sie kennzeichnen den Ort als letzte Stätte der Ruhe. Eine Stute weidet mit ihrem Fohlen in dem üppigen, wunderbar duftigen Gras. Es erfüllt den ganzen Raum, freilich vermischt mit Disteln, die hier die erste Stelle in der Pflanzenwelt einnehmen. Das erbärmliche Häuschen ohne Thurm,

nur mit zwei winzigen Fenstern und einigen Löchern versehen, stellt die Kirche dar. Ein armseliges Gotteshaus vermag man wohl nirgends auf weiter Erdenrunde zu entdecken, es kann die Gemeinde unmöglich belasten. Die Nacht sinkt allmählich herab, ein kühles Lüftchen streicht über die Haide, wir aber sitzen noch lange und mustern schweigend das Bild, welches so farbenarm, aber gerade wegen seiner Dürftigkeit so ergreifend wirkt wie selten eines. Als es dunkel geworden, dringt ein schwermüthiges Volkslied vom Pruth herüber, die Luft sättigt sich mit einem scharfen, beissenden Rauch, den die unter freiem Himmel kochenden Bäuerinnen hervorrufen. —

Flügelbahnen befördern uns nach Botoșani, der zweitgrössten Stadt der Moldau. Botoșani ist äusserst rein gehalten, was um so anerkennenswerther, da die Ansiedelung sehr umfangreich genannt werden muss. Sie zerfällt in zwei streng geschiedene Theile. Der eine besteht in der inneren Stadt, den andern bilden die der Haute volée gehörigen Vororte. In dem ersteren gewahrt man nichts als Juden, Juden in allen Grössen, in allen Façons, einen immer schmutziger, einen immer ärmlicher als den andern. Auf dem Marktplatz herrschen sie natürlich ausschliesslich. Hier schreien und zetern sie durcheinander, dass einem schier das Trommelfell zerspringt. Zwei Dutzend bieten kreischend in grossen Kisten Zwetschken, Reineclauden, Pflaumen, Birnen und Aepfel aus, alles zu einem ziemlich wohlfeilen Preise und von herumstreichenden, zwiebelduftspendenden Talarbesitzern fleissig gekauft. Die Häuser sind schmutzig, schauderhaft schmutzig, braun, gelb oder roth angestrichen, an jedem aber fehlt ein Stück, sei es Holz, sei es Mauer. Das ganze Judenviertel gleicht einer Cloake, und schwer fällt es der Obrigkeit, auch hier den sanitären Verordnungen Eingang zu verschaffen.

Hochinteressant ist die Besichtigung eines der jüdischen, von der Religion vorgeschriebenen Bäder. Man denke sich eine in drei Räume zerfallende Baracke. Im ersten Loch hocken in vier oder fünf Bretterverschlagen je drei oder

vier Juden über- und nebeneinander, auf einer Bank kleben mindestens zwanzig. Körper an Körper gedrückt gleichen sie einer Schaar Häringe. Im zweiten Raume befindet sich das Dampfbad. Da fast jeder Besucher zu dampfen pflegt, kann auch in diesem Behälter keine Stecknadel zur Erde fallen; im dritten Raume dasselbe Schauspiel. Hier stösst man indessen auf das Werthvollste des Bades, auf eine acht Fuss lange Vertiefung, in deren trüber Jauche einige menschliche Körper herumkrabbeln. Alle Bänke wurden vollständig mit Beschlag belegt, und da selbst die Zwischengänge von Juden in allen Grössen bis herab zu sechsjährigen Sprösslingen vollgestopft erscheinen, so tritt man buchstäblich auf lauter Hebräer. Alle präsentiren sich natürlich im Adamskostüm, das geringste Schamgefühl liegt ihnen fern. Der Bademeister tanzt wohl mit einem Bündel Blätter herum, sie erweisen sich jedoch nicht als Feigen-, sondern als Eichenblätter, mit denen die dem Dampfbad Entronnenen gepeitscht werden. Dunst und Geruch nach Schweiss erfüllen das mit menschlichen Leibern vollgepfropfte Paradies. Am Montag und am Donnerstag baden die Frauen, am Dienstag und Freitag die Männer. Jeder Badegast zahlt zehn Bani, in verschiedenen Anstalten begnügen sich die Inhaber sogar mit fünf.

Der weitaus grössere Theil von Botoșani setzt sich aus einem Dutzend unbelebter Strassen zusammen, in denen man die Villen der materiell Gesegneten aufbaute. Man sieht da prachtvolle Bojarenpaläste, mit wunderbarem Vorbau, grossen, luxuriös ausgestatteten Räumen und eleganten Schönen. In einigen Strassen wieder wohnen nur reiche Armenier, meistens Grundbesitzer oder Pächter, deren Frauen oft weit schöner und noch feuriger sind als die Rumäninnen. Zwischen beiden macht das Volk strengen Unterschied. Nur ein Rumäne kann Bojare sein, der Armenier wird immer kurzweg Armena genannt. Es erinnert das einigermaßen an ein Märchen der Siebenbürger Sachsen, welches den Charakter der Armenier trefflich andeutet. Als Gott die Völker schuf, so berichtet es, war ihm von

dem Lehm, aus dem er den Zigeuner und den Juden gemacht, je ein Stückchen übrig geblieben. Damit sie nicht verloren gingen, knetete er sie zusammen, und es erstand der Armenier. — Botoșani besitzt ein prachtvolles Gymnasium, gross ist ferner die Anzahl der Gotteshäuser, verfügen doch die Armenier allein über zwei Kirchen, die Juden über zwanzig Betsäle.

Am Tage unserer Anwesenheit in Botoșani herrscht interessantes Leben. Ein Caroussel ist eingetroffen, es macht unermüdlich Concert. Hunderte umstehen es, leider kann von allen Trachten nur die eines jungen Mädchens mit glitzernden Katrinzen, weissem Kopftuch und weissem, reichbestickten Hemd für volksthümlich gelten. Nebenan bemüht sich ein Ausrufer, das Publicum für ein Zaubertheater und allerlei bisher in Botoșani nie Gesehenes zu begeistern. Es ist ein in Anbetracht der trostlosen Umgebung widerliches Toben, und da am Abend in unserem Hôtelgarten eine halb jüdische, halb rumänische Kapelle ihre Kunstfertigkeit beweist, müssen wir uns schon auf eine schlaflose Nacht gefasst machen. Uebrigens wird uns einigermassen Ersatz geboten. Die Musikkapelle spielt nicht schlecht, und nachdem wir uns an das Tongewirr des Carousells und des Ausrufers gewöhnt, vermögen wir einem der Violinspieler zu lauschen, der melancholische Volkslieder mit Gefühl vorträgt und sie selbst mit wirklich guter Stimme begleitet. Zudem sitzt im Garten die Aristokratie versammelt. Die glänzendsten Pariser Toiletten, blassblaue Atlastailen, weisse Spitzen- und Mullkleider werden der Betrachtung anheim gestellt, die Tournüren übertreffen an Grösse alle von Bucuresci und Jași. Dreissig oder vierzig der Schönheiten promeniren im Hauptgange auf und ab, bewundert von eleganten Cavalieren und schmucken Officieren. Ob sie freilich dauernde Eroberung machen, muss dahingestellt bleiben, das ungeheuerere Talent der Schönen, dem Luxus zu huldigen, dient jedenfalls nicht zur Aufmunterung für das beliebte ewige Binden. —

Die weltbekannte Klugheit und Gewissenlosigkeit der

Israeliten tritt in der Moldau allerorts zutage. An jedem Morgen hüpfen die Juden zur Barrière, wo sie den handelslustigen Bauern Hühner, Obst und Gemüse fast gewaltsam für einen Spottpreis entreissen. Oft bringt der Rumäne eine Fuhre Holz zum Markt. Der Hebräer bietet ihm 10 Lei, der Landmann willigt nicht ein, er denkt, wenn der Jude so viel gibt, könne er vom Christen noch mehr erhalten. Es erscheinen wirklich Christen, sie sind geneigt 7 Lei zu zahlen, der Besitzer weigert sich ganz entrüstet. Am Abend steht er noch immer mit seiner Fuhre da, und muss, weil die Zeit drängt, seine Waare an den Juden für 4 Lei losschlagen. Häufig nöthigt auch der Hebräer den Bauern zum Kaufe, er hält ihn zu diesem Zwecke gewaltsam fest oder zerrt ihn hin und her. Bleibt der Christ unerbittlich, so ruft der Jude die Polizei herbei und verkündet, der Rumäne habe dies oder jenes stehlen wollen. In der Regel zieht der Bauer in solchen Fällen den Kürzeren, die Klugheit des Israeliten triumphirt, unterstützt von der Ausdauer derselben. Die letztere ist bewunderungswürdig. Zehnmal geht der Landmann am Laden des Israeliten vorüber, ohne dessen Lockrufen zu folgen, das elfte Mal dürstet ihn gar zu sehr, und er tritt ein, weil er vom Nachbar gehört hat, der Jude habe einen vorzüglichen *Țuică* und sei freigebig damit. Noch zweimal bewirtheht ihn der Hebräer gratis, beim vierten Besuch dringt er dem völlig Bethörten Geld auf, und der Verführte ist für ewige Zeiten sein Opfer.

Zur Illustration der Art und Weise, wie die intelligentesten und angesehensten Israeliten Rumäniens operiren, seien folgende wahre Begebenheiten angeführt. In Bucuresc war eine Licitacion bereits geschlossen worden, und man hatte dem einen Bewerber die Lieferung übertragen, als die Thür aufgerissen wurde, und ein angesehener Israelit hereinstürzte. Der Schweiss rann ihm stromweise herab, er achtete dessen jedoch nicht, durchbrach vielmehr eilig die Reihen und rief fortwährend: „Ich geb's 50 Procent billiger wie der Billigste!“

Ein ander Mal war die Armeeleitung gewillt, die Lieferung von 1000 Musikinstrumenten öffentlich zu vergeben. Hauptbewerber, das war augenscheinlich, würden ein eingewanderter Böhme und ein Israelit sein. Am Morgen des Licitationstages erschien ein junger Mann bei dem Czechen, die Nachricht bringend, er möge auf ein Dorf unweit Bucuresci kommen, auf dem Gute sei eine Orgel zu repariren. Der biedere Instrumentenmacher rechnete aus, er könne zur Stunde der Licitacion zurück sein und folgte den Lockrufen. Eine bereitstehende Birja brachte die zwei Reisenden in das eine Stunde entfernte Dorf. Hier bat der Fremdling, der Czeche möge einstweilen im Gasthaus verziehen, er werde ihn anmelden. Der Meister liess sich bei einem Glas Wein nieder, als jedoch nach einer längeren Zeit der Unbekannte nicht zurückkehrte, erhob sich der Handwerker. Birjar und Fremdling waren verschwunden, und der Meister ahnte, wer ihn geprellt hatte. Zu Fuss eilte er in der grössten Sonnenhitze zur Stadt zurück, denn in dem elenden Dorfe war absolut kein Fuhrwerk aufzutreiben. Als er das Licitationslocal schweissstriefend erreichte, erfuhr er, alles sei vorüber, man habe dem Juden als einzigen Bewerber die Lieferung zugesprochen.

Wie man übrigens gestehen muss, ist die rumänische Regierung bisher in lobenswerther Weise darauf bedacht gewesen, das jüdische Element möglichst niederzuhalten, und in einzelnen Fällen mag sogar eine ganz entschiedene Begünstigung der eigenen Volksangehörigen vorgekommen sein. Einige Bauern entliehen von Israeliten lange Zeit Geld, alle Lamenti der Hebräer bei der Obrigkeit betreffs Auspfändung etc. nützten nichts, und die Rumänen verhöhnten ungestraft die Wucherer. Entgegen ihrer sonstigen Abneigung drängen sich die Hebräer der Moldau vielfach zum Militärdienst heran, sie wissen, dass in Rumänien ein Jeder durch die Waffenleistung das Zuständigkeitsrecht erwirbt. Die Regierung vermeidet es nun, die Kaftanträger einzureihen, und hat ja einmal einer gedient, so sucht

sie ihm dennoch das Zuständigkeitsrecht vorzuenthalten. Der Israelit weiss sich natürlich zu helfen, er pachtet trotzdem ausserhalb der Stadt einen Branntweinschank oder ein Grundstück und setzt der Form halber einen Christen ein. Von offener Unterdrückung der Juden kann in Rumänien wahrlich keine Rede sein, wäre dies der Fall, dann würde man das israelitische Theater in Jași längst geschlossen haben. Für die Ausschreitungen einzelner gewissenloser Beamter aber die Regierung verantwortlich zu machen, hiesse eine Ungerechtigkeit begehen. Die rumänische Beamtenwelt war früher wohl in vielen Fällen bestechlich, unpünktlich und gewissenlos, heutigentages hat sich das geändert, die jüngere Generation verfügt über tüchtige, tadellose Kräfte. Leute, wie jener Polizeidirector, der am Freitag Abend das jüdische Bad sperren liess und eine Stunde später von den zeternden Juden 10 000 Lei empfing, oder jener Schulinspector, der da drohte, die jüdischen Winkelschulen schliessen zu lassen, um infolge dessen 500 Ducaten zu erhalten, gehören einer vergangenen orientalischen Beamtengeneration an. Zudem fielen ihre Angehörigen dem rumänischen Volke nicht einmal zur Last, sie waren vielfach Griechen, Armenier und Russen, kurz Günstlinge der Phanarioten. Dass einzelne Beamte auch heute zuweilen nicht ihre Pflicht thun, erklärt sich durch die allgemein menschliche Natur, es wird durch einige mangelhafte Institutionen gefördert. Der rumänische Beamte ist niemals fest eingesetzt, er kann schon morgen seinen Abschied erhalten; sodann existirt kein Pensionsgesetz; nur wer 30 Jahre gedient, wird pensionirt.

Thatsache ist, dass die Rumänen in weiser Beurtheilung der Verhältnisse bis zum Berliner Vertrag die Gleichberechtigung der Juden verweigerten, dass sie sich mit schwerem Herzen jenen internationalen Verfügungen unterwarfen und noch heutigentages in lobenswerther Weise darauf achten, dass das von religiösem Hass bethörte Volk der Hebräer nicht unumschränkt eine entsetzliche Herrschaft ausübt, wie dies beispielsweise in dem durch magyarische Beamten-

wirthschaft verwehrten Marmaroser Waldgebirge geschieht. Dort fühlt sich der Israelit völlig Herr der Situation, und man hat in Westeuropa keine Ahnung von den daselbst geschehenen, ungerügt gebliebenen Verbrechen. Die jüdischen starren Satzungen bezeichnen es als Sünde, wenn ein Judenmädchen einen Christen ehelicht. Man verurtheilt die Verliebte in der Synagoge zum Tode, ein jedes Mitglied der Chille hat die Pflicht, den Spruch zu vollziehen, und nur, wenn die Verirrte inzwischen getauft worden, wird der Spruch hinfällig. Ihre Familie aber bleibt ein Opfer der Schande, man begräbt einen jeden Angehörigen derselben nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Bauche liegend. In der Gemeinde Visso flüchtete sich eine in einen Ruthenen verliebte Israelitin in das Pfarrhaus und blieb, von ihren Verwandten bedroht, drei Tage daselbst, bis die Taufe vollzogen; und in der Gemeinde Bocsko-Raho mussten sogar die deutschen Colonisten bewaffnet werden, um eine einen Rumänen liebende schöne Jüdin vor den Angriffen der rachebrütenden Israeliten zu schützen. Die von religiösem Wahn Verleiteten hielten das Pfarrhaus zwei Tage lang umstellt. Das Aergste geschah vor mehreren Jahren in Borsa. Ein Friedensrichter war den Juden durch seine Bemühungen, die Bauern aus den Wucherhänden ihrer Peiniger zu befreien, verhasst. Er wurde im Tempel zum Tode verurtheilt und zu nächtlicher Stunde hinterrücks erschlagen. Und was widerfuhr den vier Mördern? In erster Instanz freigesprochen, in zweiter verurtheilt, entliess man sie in dritter und letzter Instanz wegen Mangels an Beweisen! Ein leuchtendes Beispiel magyarischer Justiz!

In der Moldau sind solche Sachen dank der Regierung nicht gut möglich. Mithin äussert sich hier der Aberglaube, der religiöse Wahn und der Hass auf unschuldigere, oft auch auf recht komische Weise. In Jași wurde unlängst ein reicher, angesehener Rabbiner begraben, wohl tausend Leidtragende folgten dem durch mehrere Strassen geführten Sarg. Unglücklicherweise kam der Zug beim Grundstück

einer rumänischen Witwe vorüber, die sich in ihrer Ahnungslosigkeit an die Planke des Gartens stellte und dem Schauspiel zusah. Das jüdische Gesetz verbietet jedoch, dass Frauen eine solche Beerdigung durch ihre wissbegierigen Blicke entheiligen. Die neugierige Witwe ward bemerkt, Regen- und Sonnenschirme schwirrten durch die Lüfte, und lawinenartig ergoss sich ein ganzer Strom kreischender Hebräer über die Planken hinweg in den Garten der entsetzten Witwe, diese selbst tüchtig bearbeitend. In dem sich daraus entspinrenden Process traten Hunderte von Entlastungszeugen auf, trotzdem wurden einige der Hauptschläger mit geringfügigen Strafen belegt. Merkwürdigerweise hat sich ein angesehener, sonst emancipirter, jüdischer Arzt, Eigenthümer eines der schönsten Häuser von Jași, unter dem Heer der Stürmenden befunden.

Der jüdischen Lehre zufolge soll ein Todter zwei Stunden nach dem Verscheiden, der Sanitätsvorschrift gemäss erst am dritten Tage, beerdigt werden. Es ist nun unglaublich, welche Mittel die Juden ersinnen, um die gesetzliche Frist möglichst herabzumindern. Das unschuldigste ist noch das Gewinnen des Arztes zum Ausstellen eines falschen Todtenscheines. — Naht der Zug dem Friedhof, so hat ihn der Friedhofswärter zu empfangen. Weil nun die ausserordentlich furchtsamen Israeliten glauben, die Todten halten des Nachts in der Synagoge ihre Zusammenkünfte und der Engel des Schreckens lasse sich auf einem neugeworfenen Grabe nieder, so sind diese Friedhofswärter fast immer Rumänen. Beim Todtenfeld angekommen, pflegt man den Hüter zu fragen, ob noch Platz vorhanden; seine Pflicht ist es, dies zu verneinen und sich nur nach heftigem Zureden zu dem Geständniss herbeizulassen, „es sei zur Noth noch Platz, aber bloß für einen.“ Erst nach dieser Beruhigung gibt sich das Häuflein zufrieden und schlüpft durch das Thor. Nicht nach Wunsch verlief vor einiger Zeit ein Begräbniss in Botoșani. Der rumänische Friedhofswächter war längere Zeit ohne Gehalt geblieben und brütete in unheimlichster Weise Rachedgedanken. Als

der Zug der Peißigeschmückten Einlass begehrte und die übliche Frage stellte, brüllte ihnen der getreue Eckart entgegen: „Es ist nicht für einen Platz, sondern für euch Alle.“ Der Zug kam in unbeschreibliche Verwirrung; mit schreckensbleichen Gesichtern und unter Ach und Waih wurde der Verblichene zurückgeschleppt. Man knüpfte Unterhandlungen mit dem grollenden Hüter an, und als man zum zweiten Male heranrückte, hörte man die trostreiche Versicherung, „es sei nur noch Platz für einen, und auch für diesen nur, wenn der rückständige Gehalt baldigst gezahlt werde.“

Ein ander Mal war ein reicher Jude in Jași mit Tode abgegangen. Leider verbreitete sich das Gerücht, sein Geist gehe um, man wollte ihn des Nachts auf der Gasse gesehen haben, andere hatte er zu Hause besucht. Was erfand nun der spitzbübische Sinn der Hebräer? Sie rechneten auf die mit all' seinen Brüdern getheilte, heillose Furcht des Geschiedenen vor dem Spital. Eine Deputation begab sich zum Grabe des Verstorbenen, beugte sich nieder und rief unaufhörlich „Moischele, Moischele!“ Als man glaubte, der Störenfried werde erwacht sein, theilte man ihm mit, er möge die Güte haben, alle nächtlichen Spaziergänge zum Spital zu richten, dort habe man für ihn ein Zimmer gemiethet. Moischele hat nie wieder etwas von sich hören lassen.





3. In den Karpathen.

Noch ein Judenstädtchen und eine Judenstadt. — Das Moldavathal aufwärts bis Dornawatra. — Mit dem Floss die goldene Bistrița hinab, die schönste und angenehmste aller Karpathenpartien. — Broșteni, die Domäne des Königs. — Hangulău. — Von Piatra nach Neamțu. — Das Mönchskloster Neamțu und das Nonnenkloster Varaticău. — Abschied von der oberen Moldau.

Von Botoșani bringt uns das Dampfross in zwei Stunden nach Veresci, einem an und für sich völlig werthlosen Punkt. Von hier geht es über mittelmässig gute Felder nach dem Dörfchen Dumbroveni, wo wir in der Familie eines liebenswürdigen Polen allerlei Aufschlüsse über Land und Leute erhalten. Der Herr ist Director der Güter der berühmten moldauischen Familie Balșu. Es sind ihrer nicht weniger als dreizehn, verpachtet an drei Armenier, an einen Juden und an einen Rumänen.

Gegen Mittag führt man uns nach der Bukowina. Durch Wald, Wiesen und Feld fahren wir hinüber. Rechts liegt auf einem sanften Höhenzug Suczawa, die einstige Residenz der moldauischen Fürsten. Seine Thürme heben sich vom Grün der Bäume ab, seine weissen Häuser glänzen im Sonnenschein, über dem ganzen Bild steht ein lachender blauer Himmel. Auf dem diesseitigen Höhenzug kommt man durch Burduzeni, ein Judenstädtchen wie Ungheni, ebenso originell und elend, nur weitaus grösser, indem der Ort nicht aus einer einzigen Gasse besteht, sondern aus

vier oder fünf. Heute sind die Veranden unbelebt und die Klappen geschlossen, heute ist der liebe Schabbes erschienen, dem die Israeliten gern bei verschlossenen Thüren huldigen.

Hinunter geht es zur Grenze. Rumänische Soldaten im blauen Waffenrocke mit weissen Schnüren empfangen uns hier, österreichische Finanzsoldaten dort. Beide Parteien prüfen unsern Pass und stecken die Nase der Form halber in den Wagen. Eine halbe Stunde später rollt unser Gefährt durch die Strassen Suczawas dahin. Die Stadt kann mit ihren 10000 Einwohnern als eine der volkreichsten der Bukowina bezeichnet werden, leider auch als eine der hässlichsten und schmutzigsten. Die Strassen sind durchaus uninteressant, man müsste denn die Hunderte von Israeliten studiren. Wie in Galizien schmücken sie sich mit dem pelzverbräunten Straimel und, wenn es ihre Mittel gestatten, mit seidenen Strümpfen und seidenem Talar. Das einzig Nennenswerthe der Stadt sind die Ruinen des ehemaligen Fürstenhauses und die Trümmer einer alten Kirche.

Schon bei unserer Anfahrt wurden wir die Beute einiger Dutzend Hebräer. Einer erklärt sich bereit, uns immer billiger wie der andere zu befördern. Fünfzehn Gulden verlangt der Hauptschreier, als wir aber einschlagen wollen, um den Handel abzuschliessen, lispelt er schnell das Wort „zwanzig“. Ein günstiger Zufall hält unsere Hand zurück und lässt uns mit einem Nebenmann überein kommen. Nach qualvollem Harren führt uns der christliche Knecht des Hebräers davon, der letztere verspricht nachzureisen, darf er doch am Schabbes vor Sonnenuntergang nicht arbeiten, das heisst nichts eigenhändig verdienen!

Die jetzt folgende Fahrt ist angenehm. Wir haben ein Stück österreichischer Cultur vor uns und können überaus fesselnde Vergleiche zwischen den Zuständen der Bukowina und denen der Moldau anstellen. Ein Blick auf die österreichische Generalstabskarte hat uns schon belehrt, dass wir weit dichter bevölkerte Landstriche durchreisen

wie bisher. In der Moldau kann man meilenweit in einer Richtung wandern, ohne auf ein Dorf zu stossen, Hügel-land und Seretüthal sind gleich dünn bevölkert. Auf der Karte der Bukowina reiht sich ein Ortsname an den andern, die Höhen sind mittelmässig, die Thäler ungemein stark besiedelt. In diesem Lande ist auch alles bebaut, nicht begegnet man da wüsten, weiten Flächen, wie in der Moldau. Hier schliesst sich ein Feld an das andere; da grösst Weizen, dort Hafer, dort Gerste, dort Klee, hier Hanf.

Einigermassen verstimmend wirkt das Berühren von sechs Mauthstellen auf dem Wege von Suczawa bis Dornawatra, an jeder sind 20 bis 30 Kreuzer zu entrichten. Die ganze Strecke ist um 80000 Gulden von der Regierung an mehrere Juden verpachtet. Der Gedanke, dass diese Strasse die einzige, welche der österreichischen Regierung einen Reingewinn abwirft, berührt uns nur wenig tröstlich, unserer Ansicht nach wäre es am richtigsten, wenn der Staat selbst die Strasse verwaltete und seine eigenen Beamten einsetzte. Man hat darauf zweierlei erwidert, erstens würde dies dem Staate grössere Regie verursachen, zweitens, wer sollte die Taschen der Beamten controliren? Allein eine gute Regierung muss Mittel und Wege wissen, um sich ehrliche Beamte zu erziehen, und für den Reingewinn der jüdischen Pächter könnte man sehr gut die Regie bestreiten, man würde dann wenigstens weit eher der Welt glauben machen, die Juden seien noch nicht die Herren des Landes. In Wahrheit ist die ganze Bukowina bei den Juden verschuldet.

Einige rumänische Ortschaften mit zerstreut liegenden Häusern werden durchflogen, bei hereinbrechendem Abend erreichen wir Ilieșeș, eine grosse Gemeinde mit stattlichen Häusern. Es muss eine deutsche Ortschaft sein! Dies verräth uns ein jedes Fenster, Vorhänge schmücken dasselbe, und Blumentöpfe schauen heraus. Die Pflege der Blumen aber ist in den Karpathen nur bei deutschen Bauern zu finden, dem slovakischen, ruthenischen und rumänischen Landmanne mangelt es an Schönheitssinn, ihn

beschäftigen vollständig die gemeinen Bedürfnisse des alltäglichen Lebens.

Der Abend tritt inzwischen seine Herrschaft der Nacht ab. Die Sonne lag geraume Zeit wie eine goldene Kugel auf den Karpathenbergen, den Himmel, der durchsichtig und wie aus unzähligen Diamanten zusammengesetzt erschien, in allerlei Tinten hüllend. Der violette und hellblaue Schimmer ist jetzt verschwunden, statt dessen nimmt das Firmament eine düstere Farbe an.

Um uns her herrscht reges Leben. Man hält heute grossen griechischen Feiertag. Infolge dessen tummeln sich rumänische Burschen und Mädchen in ihrer Sonntags-tracht. Das Hemd glänzt reingewaschen, die weissen Aermel sind mit grossen, rothen Achselklappen versehen, sie verleihen der hiesigen und der moldauischen Tracht das Characteristicum. Den Hals zieren eine Unmasse werthloser Perlen; blaue, gelbe oder weisse, vielfach mit Münzen gemischt, herrschen vor. Rothe oder rothbraune und schwarze Schürzen und Röcke vollenden die Tracht.

Nachdem unsere Thiere getränkt, rollen wir durch die fröhlich schäkernden Menschen davon, um in eine waldreiche Gegend einzutreten. Dunkel und drohend ragen die schönen Tannen auf beiden Seiten empor. Zuweilen erschreckt uns ein Kilometerzeiger, dessen weisse Spitze wir für die Pudelhaube eines Bauern gehalten, zuweilen sehen wir ein Licht im Walde glänzen. Die Gegend ist sicher, Gendarme und Finanzsoldaten haben seit Jahren dafür gesorgt. Jene grosse Räuberbande, welche vor einem Decennium die südliche Bukowina durchschwärmte, ist längst beseitigt, und die an jeder Grenze in Osteuropa üblichen Einfälle in's gegnerische Gebiet nehmen beständig ab. Kleine Lichter zeigen sich, sie rühren von den Leuchtkäfern her, die auf diesem oder jenem Busche haften. Der Mond scheint zu zürnen, er erfreut uns nicht mit seinem milden Lichte. Kühl wird es, man fühlt, der Herbst steht vor der Thür. Uns dünkt, als ob die Wälder kein Ende nehmen könnten, spät erst erreichen wir Gora Humora,

ein kleines Oertchen, dessen Einwohner sich aus Rumänen, Deutschen und Juden zusammensetzen. Die letzteren haben natürlich das Heft in Händen.

Am nächsten Morgen geht es weiter. Wir athmen im Thale der Moldava, inmitten des Karpathischen Waldgebirges. Aber auch hier besteht ein grosser Unterschied zwischen Bukowina und Rumänien. Das Gras der Wiesen ist viel feiner als das der Moldau, weil es jährlich mehr als einmal abgemäht wird, die Felder erweisen sich als besser bebaut, alles, Feld, Wiesen, Haus und Hof hat man mit Brettern umplankt, was einen sehr günstigen Eindruck macht und von Ordnungssinn zeugt. Freilich wächst hier mehr Holz als in dem moldauischen Hügelland, wo das Holz als kostbarer Artikel gilt. Anfangs muss das Thal der Moldava ziemlich breit genannt werden, eine rumänische Ortschaft und eine mit Deutschen gemischte wird passiert, dann gelangen wir über das rumänische Wama nach Eisenau. Der Abstieg in die kleine Ortschaft ist reizend. Auf drei Seiten ragen bewaldete, dunkle Berge empor, vor uns zieht der Fluss seine Bahn. Man läutet gerade zum Gottesdienst, die schmucken Zipserinnen rüsten sich, Folge zu leisten. Und einen deutschen Ort haben wir vor uns, das predigen die starkknochigen Gesichter mit energischen Zügen, das verkündet die Sauberkeit in Haus und Hof, das verräth die Kleidung! In Eisenau kann man keine Nationaltracht wahrnehmen. Die Mädchen hüllen sich in feuerrothe, in blaue oder in graue Waschkleider, ihre Schönheit steht der der Rumäninnen weit nach.

Die Zipser von Eisenau sind nicht die einzigen, welche den rumänischen Grundstock der hiesigen Bevölkerung durchbrechen, wir treffen in der Gegend noch einige ruthenische Ansiedelungen, deren Einwohner sich durch Rohheit auszeichnen sollen, in Poiană Balta und in Schwarzthal Deutschböhmen, in Luisenthal, Freudenthal, Pozaritta, Jacobenî und Kirlibaba wiederum Zipser. Die meisten dieser deutschen Colonisten wurden von einem gewissen Manz hereingeführt, der vom griechisch-orientalischen Religions-

fond grosse Complexe in Pacht nahm und Tausende ernährte, später in Wucherhände fiel und, gänzlich verarmt, sich erschoss. Die materielle Lage der Colonisten soll ganz günstig sein, obgleich sie in einem seltsamen Abhängigkeitsverhältnisse zum griechisch-orientalischen Religionsfond stehen. Das Wohnhaus ist allerdings Eigenthum der Leute, dagegen wird ihnen Grund und Boden nur gegen Entrichtung von Abgaben geliehen. In Eisenau standen früher Frischöfen in Betrieb, in Pozaritta wurde auf Kupfer gebaut, in Jacobenŭ und Eisenau gewann man in grossartigem Massstabe Eisen. Heute sind die Werke von Pozaritta eingegangen, die Deutschböhmern von Schwarzthal ernähren sich durch Holzfällen, Holzflößen und Strassenbauten, die Zipser von Jacobenŭ betreiben in bescheidener Weise ihr althergebrachtes Geschäft.

Eisenau gewährt mit dem munteren, hindurchströmenden Bach ein gar liebliches Bild. Jedes der Häuser besitzt einen Garten, in dem ausser Gemüse selbst Zierpflanzen gepflegt werden, ein sicheres Zeichen für das Vorhandensein des Deutschthums.

Allmählich belebt sich die Strasse mehr und mehr, und als wir in das Oertchen Kimpolung einfahren, erblicken wir eine grosse Menge Volkes in Sonntagstracht. Leider ist die Kleidung bei weitem hässlicher wie in Iliesescŭ. Wohl besitzen die Weiber hier wie dort weisse Hemden mit rothem, gelbem oder schwarzem Besatz, was man in Siebenbürgen und der Marmaros nicht entdeckt, wohl erscheint ihr Hals mit einer Unzahl bunter Glasperlen geziert, allein sie schreiten barfuss, mit bis an die Kniee aufgeschürztem Rock daher und schleppen sich mit hässlichen, der Form nach chinesischen Sandalen. Ihre Katrinzen liegen ausserordentlich eng an, sie verbieten jede schnelle Bewegung, der Oberkörper steckt in einem Leibchen aus Schaffell; die ganze Person ähnelt einem Manne zum Verwechseln. Etwas gefälliger tragen sich die Männer. Ihr Hauptkleidungsstück bildet die lange, schwarzverbräunte, weisse, schaffellene Weste, den Kopf ziert ein runder, mit

einer feuerrothen Kunstblume besetzter Filzhut. Das schwarze Haupthaar fällt in langen Strähnen, meistens etwas gelockt, bis auf die Schultern herab, einige der jüngeren Burschen können dies als Schmuck betrachten, da ihr Haar schön glänzt, bei anderen dagegen wirkt der Brauch abschreckend.

Die Hauptstrasse von Kimpolung weist freundliche Häuser auf. Verunstaltet wird sie nur durch eine ganze Legion jüdischer Läden. Diese bestehen eigentlich blos aus einer emporgeschlagenen Klappe, unter der von jedem Genussmittel ein Stück enthalten ist, ein Zuckerhut, ein Paket Kerzen, ein Brod, ein Stück Fleisch. Die Israeliten wandeln in grosser Zahl herum, sie dürften die Hälfte der Bewohnerschaft ausmachen; auch in allen berührten Dörfern dominiren sie. Wer die Bukowina gesehen, der kann ermessen, wie vortheilhaft die rumänischen Gesetze sind, weil sie den Hebräern den Aufenthalt auf dem Lande verbieten. Zum Glück sind die Beamten der Bukowina achtungswerther als die der Marmaros und Galiziens. Von den dortigen ist meist nichts Löbliches zu melden, sie gelten als Werkzeuge der Juden. Unter denen der Bukowina muss man die juridischen durchaus als Ehrenmänner bezeichnen, über die politischen circuliren weniger günstige Urtheile.

Kimpolung mit seinen freundlichen weissen Häusern, seiner hübschen katholischen Kirche, seinen dreithürmigen ruthenischen und rumänischen Gotteshäusern und seinen Israeliten liegt hinter uns. Vor uns erheben sich auf beiden Seiten die herrlichsten Tannenwälder. Ihre Bäume steigen kerzengerade empor, sie sind so schön und üppig, dass man meint, sie seien eigens von einem Gärtner gepflegt und absichtlich in grösster Regelmässigkeit nebeneinander und amphitheatralisch übereinander gesetzt worden. Die Gegend zeigt sich nicht mehr so stark bevölkert, die Felder verschwinden gänzlich. Auch der mächtig rauschende Moldavafloss ist längst von dem kleinen Putnabache abgelöst worden, harmlos plätschernd fällt dieser zu Thal. Pozaritta heisst die letzte Ortschaft, dann geht es vorüber

bei einem grossen leerstehenden Gebäude, einer ehemaligen Kaserne, und nachdem unsere Pferde getränkt, erklimmen sie die Bergeshöhe. Ungezählte Serpentinaen müssen zurückgelegt werden, kaum haben wir einen dunklen Nadelholzwald zur Rechten gehabt, so wenden wir uns und fahren wieder an ihm zurück, nur etwas höher steigend. Oft gewahren wir drei, vier Schlangenwindungen unter uns, auf dem Gipfel des Berges liegen acht dicht nebeneinander zu unseren Füssen. Bis hierher war die Umschau eine mannigfaltige, schnell veränderliche, wir erfreuten uns dieser und jener bewaldeten Schlucht, unser Blick hing bewundernd an diesem und jenem vorüberschwindenden Hügel; auf der Höhe umfassen wir jetzt die durchmessene Gegend mit einem einzigen Blick. Eine ganze Gebirgswelt winkt ihre Abschiedsgrüsse, ein ganzes Heer von Wäldern, einige Ortschaften und auf den Bergwiesen zahlreiche Schafheerden sind sichtbar. Vor uns aber liegt ein neues Paradies. Neue Berge haben sich gleichsam emporgehoben, ausgedehnte, entholzte Halden mit kleinen Häuschen und dürftigem Weide- und Wiesenland glänzen im berückenden Sonnenschein.

Hinab geht es. Der Staub umgibt uns in ungeheuren Wolken, schon längst sind wir mit einer fingerdicken, grauen Schicht bedeckt. Da zeigt sich ein wohlbekanntes Karpathenbild. Ein schwächlicher, dunkeläugiger, schwarzgelockter Knabe stellt sich im Adamskostüm zur Schau und bettelt in ohrenzerreissenden Lauten. Er verfolgt uns, ein Kreuzer wird ihm zutheil, statt aber wie andere seines Stammes mit dem Erworbenen abziehen, verlangt er mehr. Eine Dirne unterstützt ihn dabei. Eine Schönheit ersten Ranges. Die Züge des ovalen Gesichtes dünken uns von grosser Reinheit, ihre Augen zeugen von Intelligenz und Lebhaftigkeit, ihre Körperformen sind schlank und ebenmässig. Wohl ist ihre Hautfarbe hellbraun, könnte sie aber in Salontoilette erscheinen, so möchte diese Farbe ihre Schönheit nur erhöhen. Auch die bald darauf vorüberziehenden zwei Wagen führen hübsche Ladung. Die Weiber

sind zwar unansehnlich, dagegen mehrere der Kinder wirklich reizend, Besitzer frischer hellbrauner Gesichter und



Schafhirten.

des schönsten schwarzgelockten Haares. Nicht lange währt es, und wir stehen einem ganzen Stamme gegenüber. Nicht weniger als zehn Wagen mit je zwei Pferden halten seitwärts der Strasse; keiner der Insassen macht Anstalt

zu betteln, mehrere grüssen, und viele haben regelmässige Gesichtszüge, so dass wir auf den Gedanken verfallen, die Aristokratie des Zigeunerthums sei von uns entdeckt worden.

Immerhin ist es niemals rathsam, sich mit den braunen Kindern des Waldes und der Haide auf freundschaftlichen Fuss zu stellen. Eine Bäuerin der Bukowina erfuhr dies vor Kurzem. In ihrem Hause erschien ein Trupp Zigeuner, bittend, man möge ihm Milch verkaufen. Mehrere begleiteten die Frau in den Kuhstall, die Uebrigen blieben zurück, erbrachen eine Truhe und raubten einen Hundertguldenschein. Als der Bauer nach Hause kam und erfuhr, welchen Preis die Zigeuner für die Milch gezahlt, schöpfte er sofort Verdacht, eilte zur Truhe und vermisste das Geld. Gendarmen setzten den Spitzbuben nach, und man hielt die Bande an, um sie wochenlang in Dornawatra einzusperren. Von hier brachte man die hartnäckig Leugnenden nach ihrem Zuständigkeitsort zurück, wo man ihnen den Process machen wird. Die Banknote dürfte für immer verschwunden sein, entweder hat die Gesellschaft einen der Genossen mit ihr sofort in's Gebirge gesandt oder ein Wagenrad besitzt eine geheime gut verschlossene Höhle, in der man das Papier verborgen.

Ueber den Humor der Zigeuner erzählt man sich wie allerwärts auch in der Bukowina und in der Moldau verschiedene ergötzliche Stücklein. So weiss man in letzterem Lande von einem braunen Gesellen zu berichten, der bitterlich geweint, als am Ostertag der Priester vom Tode des Heilandes gepredigt. Im nächsten Jahre trug der Pope die Leidensgeschichte ebenso rührend vor, der Zigeuner aber blieb unbewegt. Ueber den Grund dieser auffälligen Theilnahmlosigkeit befragt, erwiderte er ruhig: „Ihm geschieht recht, warum ist er wieder zum Pilatus hingegangen, der Heiland.“

Die Landschaftsbilder von der Höhe der Strasse bis zu dem kleinen Badeörtchen Dornawatra sind gar wunderbarlich. Der Abend ist im Anzuge, die Gebirgsluft rein und erfrischend, das Wasser, das überall aus dem Felsen

hervorsprudelt, nicht minder. Ein blauer, strenger Himmel schaut auf das Thal der goldenen Bistrița herab; ach, es ist uns ja ein lieber alter Bekannter! Vor Jahren kletterte unser Gefährt den steilen Prislop empor, eine mächtige Bergwand, von der Natur zur schwerübersteiglichen Schranke zwischen der Marmaros, Siebenbürgen und der Bukowina bestimmt. Damals war ein Abend wie heute, still, erhebend, bezaubernd. Unbeweglich standen die Tannen, kein menschliches Wesen war zu sehen, nur inmitten des Waldes blies ein Hirt auf der Schalmel seine einfachen, ergreifenden Weisen. Heute rauscht derselbe klare Fluss zu unseren Füßen, dieselbe erquickende Luft erfreut uns, blos die Landschaftsbilder sind andere. Das ganze weite Thal ist mit den schmucken Häusern der deutschen Colonisten von Jacobeni erfüllt, sie erheben sich auf beiden Ufern des Flusses und rufen im Verein mit den hübschen Kirchen des Ortes und den grünbewaldeten Bergen den Wunsch in uns wach, von Haus zu Haus zu pilgern. Vor der Schenke haben sich die strammen Burschen versammelt, sie schäkern mit den einfach gekleideten, jeden Schmuckes entbehrenden Dirnen.

Doch bald bleibt der grosse Ort mit seinen fleissigen Bewohnern zurück, und wir sehen uns wieder allein im engen Bistrițathal. Der Schatten der Berge fällt bezaubernd in dasselbe herein, die wenigen weissen Häuser contrastiren mit den grünen Wäldern, der Fluss vervollständigt das farbenreiche Bild. Nach einer Stunde bietet sich eine Brücke vermittelnd dar, eine grosse, weiss angestrichene Kirche mit drei rothen Thürmen erscheint hinter einem jäh hervorspringenden Berge, wir sind in Dornawatra. Dicht hinter dem Kloster liegt der Ort, eine freundliche Niederlassung von zwei grossen Strassen. Das Bade-publicum wandelt dem Parke zu, wo eine Musikkapelle aufwartet, es besteht aus jüdischen, rumänischen und deutschen Frauen, hauptsächlich von der Bukowina und der angrenzenden Moldau gestellt. Gewinnend wirkt der Anblick mehrerer schöngebauter Weiber und Mädchen, deren

Tracht von der hiesigen grundverschieden. Sie stecken nicht in enganliegenden, hässlichen Schürzen, sie tragen vielmehr vorn eine schwarze, rückwärts eine prachtvolle ziegelrothe, weissgestreifte Katrinze, sodann ein geschmackvolles Kopftuch und ein einfaches Hemd, dessen Reinheit besticht. Ihre Haltung ist eine freie, ihre Wiege stand jenseits der Berge. Sie gehören nach Siebenbürgen, von wo sie Obst zum Verkauf gebracht.

Der Aufenthalt in Dornawatra kräftigt Ende August am meisten. Die Tage sind in dieser Jahreszeit noch heiss genug, Morgen und Abend erfrischend, die Nächte freilich sehr kühl. Das Wetter ist beständig, die Benützung der eisenhaltigen Quellen und Bäder empfehlenswerth. Das Dornaer Wasser soll eines der reinsten eisenhaltigen auf dem Continent sein, leider war das Bad 1886 kaum von 500 Personen besucht. Die Schuld daran trug der schlechte Geschäftsgang und die sechswöchentliche Regenperiode.

Am Morgen des zweitfolgenden Tages haben wir Ursache uns zu bekreuzen, der Himmel erscheint in einem düsteren, grauen Mantel. Fröstelnd sitzen wir auf einem Bündel Heu, welches nur wenig die entsetzlichen Stösse des Bauernwagens lindert. Anfangs ist es, als ob die Nebelgebilde der siegenden Sonne weichen sollten, allein die Mächte der Finsterniss triumphiren, die blauen Stellen verschwinden, und nach wenigen Minuten umgibt uns wieder ein trauriges, graues Einerlei. Wir sind an der Lände angekommen. Hunderte von Flössen liegen reisefertig am Ufer, ihrer Bemannung harrend. Eines von ihnen hat man für uns vorbereitet. Es umfasst 15 Stämme, alle etwa 40 Fuss lang und einen Fuss breit. Da zwischen je zweien das Wasser emporspritzt und wir mithin sammt unserem Gepäck durchnässt werden würden, hat man inmitten des Fahrzeuges ein Dutzend der schönsten, weissglänzendsten Bretter dicht nebeneinandergelegt, so dass wir jetzt trocken wie auf einem Tanzboden tagelang reisen können. Doch die freundlichen Leiter der Gesellschaft Gøetz & Co. haben es dabei nicht bewenden lassen. Unser

Tanzplatz wurde auf drei Seiten von aufeinandergeschichteten Brettern umgeben und die dritte Seite zu einer bequemen Bank hergerichtet, auf jeder stehen sechs Tannenhälmchen als Schmuck und als Schattenspender. Acht weitere hat man gefällt, um sie am vorderen und hinteren Ende des Flosses anzubringen.

Unsere Fährmänner werden sichtbar, ein energischer, starkknochiger Israelit in Opintchen und ein in die Nationaltracht seines Volkes gehüllter, grimmig dreinblickender, aber äusserst gutmüthiger Rumäne. Die weisse Lammfellmütze, der rothe Hemdkragen, das unrasirte Gesicht, die kleinen Augen, das lange, zottige Haar geben ihm ein gar curioses Aussehen. Das Gepäck wird aufgeladen, und wir könnten die Flussreise antreten, wenn wir nicht auf den Vameșu warten müssten. Wohl hat er am Abend vorher versprochen, um 7 Uhr an Ort und Stelle zu sein, er kommt indessen nicht. Vergebens lassen wir zwei Boten nach der zehn Minuten seitwärts gelegenen Zollstation absenden, der hohe Herr bleibt unsichtbar. Der Nebel hebt sich inzwischen, und es wird entsetzlich heiss. Nach zweieinhalb Stunden kommt der Vameșu gemächlich dahergeschlendert, er erklärt, wir dürften ohne Gepäcksvisitation passiren. Wie man sagt, bereitet er allen Reisenden einen derartigen unliebsamen Aufenthalt, er scheint wie die Damen seines Landes gern in den Tag hineinzuschlafen.

Das Floss verlässt den Hafen, ruhig gleitet es die goldene Bistrița hinab, so dass wir versucht sind, die Augen zu schliessen und uns den lieblichsten Träumen zu überlassen. Immer herrlicher, immer grossartiger werden die Bilder. Das kleine Kirchlein mit den Hütten der Flösser bleibt zurück, die Wälder mit den Bergen treten heran, die unentweihete Wildniss, wo selbst die mörderische Axt bisher fast wirkungslos gearbeitet, umgibt uns. Eine kühle, reine Luft fächelt die Stirn, und dicht zusammentretende Felsen gewähren Schatten. Herrliche, unvergessliche Partien ziehen vorüber; ach, wer sie alle malen könnte in ihrer herzbezwingenden Schönheit, wie sie wirklich sind,

um sie zu einem Album zu vereinigen, dessen einzelne Blätter Goldes werth sein müssten! Begreiflich ist es, wenn die guten Bucurescïer aus ihrer geist- und gemüthtödtenden Ebene hier heraufziehen, um die Wunder der Natur zu geniessen und sich schüchtern ob ihrer ungeahnten Grösse aneinander zu drängen. Dieses ruhige Dahingleiten bildet die angenehmste Reise, die man in den Karpathen machen kann, die zurückgelegte Strecke wird an Schönheit nicht einmal durch die Fahrt auf dem Dunajec vom Rothen Kloster nach dem polnischen Bade Szczawica übertroffen. Dort sind die hohen, steilen, nackten Felsen die interessanten Schaustücke, hier sind es dunkle, kräftige Tannenwälder, welche Herz und Sinn fesseln. Sie spiegeln sich in dem klaren Wasser der Bistrița, wenn dieselbe tiefe Stellen bildet; anderswo wälzt sich der Fluss über unheimlich starrende Steine und Felsblöcke hinweg. An solchen Orten knirscht unser Fahrzeug ob des Gerölles, einzelne Stämme desselben heben sich, allein ein Unglück geschieht nicht.

Windung auf Windung fliegt vorüber, eine romantischer als die andere. Wenn die eine Seite des Thales im Schatten ruht, wird die zweite von der Sonne beschienen; auf dem Flusse theilt sich das schattenspendende Element mit dem Tagesgestirne in die Herrschaft. Stundenlang geht es so fort, kein lebendes Wesen ist sichtbar, kein Geräusch ausser dem des langsam sich vergrößernden Flusses dringt an unser Ohr. An einer Stelle kommen wir vorbei, wo der Fels steil in die Bistrița abfällt und nur eine Rinne zeigt. In dieser mussten laut Bericht unserer Führer die Flösser Rumäniens einstens hinauf- und hinunterklettern, da man ihnen nicht gestattete, auf ihrem Wege das österreichische Gebiet zu betreten. Heutigentags überspannt eine Brücke den Fluss, und die armen, gequälten Leute sind wenigstens einer Gefahr und einer Mühe enthoben. Gleich einem neckischen Spiele der Natur erweitert sich zuweilen das Thal, um die saftigsten, lockendsten Bergwiesen, geziert mit den schlichten Häusern der Berg-



Waldbewohner.

bewohner, dem Auge darzubieten. Einige Kühe stehen bis zum Bauch im Fluss und schauen uns mit ihren gutmüthigen Augen an, kleine, wohlgenährte, kluge Pferde springen davon, noch einige Kinder und eine Bäuerin mit dem Spinnrocken in der Hand, dann ist das Bild entschwunden, wir sind wieder mit der Wildniss allein. Ach, sie ist so reizvoll, sie erweckt den Wunsch, sich einmal wochenlang zu vergraben, um nach Herzenslust zu jagen, was die dunkeln Wälder in ihrem Schosse bergen.

Plötzlich bemerken wir, dass das Floss steht. Wir sind an einer Klippe haften geblieben, unsere Flösser müssen in die klare, warme Flut steigen und versuchen, mittelst kräftiger Stammen das Fahrzeug flott zu machen. Vergebens ist ihr Mühen, und wir könnten wohl noch lange sitzen, käme nicht hinter uns ein zweites Floss. Es wird angerufen und kommt auf uns zu. Wird es uns in den Grund bohren? Ein Stoss folgt, dass wir sammt unserem Gepäck durcheinander geschüttelt werden, doch der Stoss war gut, wir gleiten von Neuem thalabwärts, Stunde auf Stunde verrinnt, die Sonne verliert nach und nach an Kraft, endlich versinkt sie hinter den Kuppen der Bergriesen. Die drückende Schwüle, ungemildert durch jeden Lufthauch, verwandelt sich in eine empfindliche Frische, und wir begrüßen daher freudig ein grosses Sägewerk nebst einigen Häusern. Das ist Barnarŭ, ein Besitzthum des Königs, auf dessen Domäne Broștenŭ gelegen. Noch eine kleine Weile, und wir sind in Broștenŭ selbst. Die deutschen Vertreter der Firma Goetz & Co. schütteln uns die Hand, der Verwalter des Königs, ein Schweizer, kommt uns auf's Liebenswürdigste entgegen.

Die Domäne Broștenŭ gehört zu jenen dreizehn Kron-
gütern, welche der rumänische Staat dem König über-
lassen. Sie umfasst nicht weniger als 75 000 Joch, meistens
Tannenwälder, deren Bewirthschaftung durch 28 Waldheger
geschieht. In Broștenŭ ist der Verwalter des Gutes thätig,
mit ihm ein Cassirer, ein Buchhalter, ein Exportationschef.
In Barnarŭ zerschneiden acht, in Broștenŭ sechs Sägewerke

Tausende von Stämmen. Das Holz wird von der Gesellschaft Goetz & Co. oder einem hier weilenden Türken übernommen. Noch ist die Bereitung von vorzüglichem Schweizerkäse zu erwähnen, jährlich werden 3000 Kilogramm dieses Nahrungsmittels durch die Domäne hoch oben im Gebirge erzeugt.

Am nächsten Morgen schiffen wir uns wieder ein, diesmal mit einem schlanken, intelligent aussehenden Rumänen und dessen kleinem Weib. Unsere Führer vom Vortage haben ihre Schritte heimwärts gelenkt; wie in allen Karpathentheilen vermeiden sie es, sich allzuweit von ihrer Heimat zu entfernen. Müssen sie doch ohnehin von Broșteni bis Dornawatra einen halben Tag lang, von Piatra bis Broșteni einen ganzen Tag lang wandern. Vasile weiss sehr geschickt die Stromtiefen zu umgehen, ununterbrochen steht er an dem unförmigen Ruder, während sein Weib ihm Cigaretten dreht, selbst eine raucht oder sich niedersetzt, um ihr einfaches Mahl — übelriechenden Schafkäse und uralte Mămăligă — zu verzehren. Wie am Vortage hüpfte auch heute bei einer Anlegestation ein schwarzbärtiger Jude auf das Floss, ein Bündel in der Hand, mit den Zipfeln des langen Rockes fast die Wellen berührend. Er kauert sich nieder, starrt uns an und geht an ein fröhliches Examen. Woher, wohin, weshalb, warum, tönt an unser Ohr. Es macht einen ordentlich peinlichen Eindruck, inmitten der Wildniss und des menschenleeren Gebirges die Söhne Israels hantieren zu sehen, sogar hier bleiben ihre Geschäftskniffe nicht unerprobt, sogar hier ist das Land von ihnen zersetzt und verpestet.

Immer grösser wird der Fluss, das unbändige Kind des Gebirges. Allerorts zeigen sich kleine Bäche, die dem Gewaltigen ihren Tribut entrichten. In solchen winzigen Gesellen wohnt noch die muntere geschmeidige Forelle, ungejagt schnellte sie in ihrem kühlen Reiche dahin. Der Fluss beherbergt höchstens einige Lachsforellen, die Flösserei und das Dynamitlegen der Bauern haben das zierliche Heer der Fische aus diesem Revier vertrieben.

Am Nachmittag erleiden wir Schiffbruch. Pfeilgeschwind und ahnungslos schiessen wir durch die grünen Wellen. Plötzlich erhebt unser israelitischer Reisegefährte kreischend die Arme und veranlasst den Steuermann beizulegen. Unter grossen Anstrengungen bewegt man das schwerfällige Beförderungsmittel zum Ufer, und wir nehmen jetzt wahr, dass eine Mühle der indirecte Störenfried gewesen. Ihretwegen hat man den Fluss mit einer Art Wehr versehen, welches einen Theil des Wassers der Mühle zuschickt. Die Hälfte des Stromes ist durch ein aufgefahrenes, auseinander gebrochenes Floss gesperrt; berühren wir dasselbe, so können wir ein unfreiwilliges Bad in der hier besonders ungestümen Bistrița nehmen, halten wir uns rechts, so werden wir der Mühle zugetrieben. Die Schiffer des Wrackes liegen im Grase und schauen kaltblütig herüber, erst nach heftigen Reden entkleiden sie sich, patschen in's Wasser und stemmen sich gegen die Balken. Ihr Mühen ist ein vergebliches. Wir fordern daher unsere Flösser und einen inzwischen herangekommenen Burschen auf, ihre Gefährten zu unterstützen. Sie aber erwidern, das gehe sie nichts an; zwei Männer lehnen an einem Gartenzaun des jenseitigen Ufers, wir bieten ihnen einige Lei, wenn sie die Grossmuth haben wollen, ihre Mitmenschen zu unterstützen, selbst diese rühren sich nicht vom Flecke. Erbozt winken wir mit der Flasche, es verfängt nicht, die beiden Gesellen schreiten vielmehr davon. Endlich gelingt es den drei verunglückten Schiffen, von denen einer stark an Fieber leidet, das Wrack zu entfernen. Wir gleiten weiter, der Schaum spritzt an uns empor, einige Steine starren uns drohend an, allein glücklich streifen wir an den äussersten Stämmen des Wracks vorüber, und die Gefahr liegt hinter uns.

Die Landschaftsbilder verlieren immer mehr an Wildheit, das Thal erweitert sich, Häuser und Felder treten zum Ufer heran. Um so überraschender wirkt der Anblick des Ceahlău, des höchsten Gipfels der rumänischen Karpathen. In bläulicher Beleuchtung strebt er empor. Zu

seinen Füßen ziehen sich amphitheatralisch zwei Höhen hin, weit über ihnen ragt der Gewaltige gen Himmel, das Haupt frei von Nebel präsentirend. Seine Gestalt ist eine merkwürdige. Auf dem linken Flügel trägt er ein Horn, eine Einsenkung führt zum Centrum, wo ein Kegel die höchste Erhebung bildet. An den Kegel lehnt sich ein runder Sturz. Der rechte Flügel fällt in fünf bis sechs Abstufungen in's Thal; man kann sich nicht sattsehen an den herrlichen Formen. Sind sie doch schon deswegen verlockend, weil man auf dieser Seite in sechs Stunden mühelos zum Gipfel hinaufreitet! Oben reicht das Auge bis Romanü und bis Jaşı.

Die Domäne Hangulü umfasst nicht weniger als 80 000 Joch. Die Liebenswürdigkeit, mit der man uns in der Familie des Pächters empfängt, lässt die Strapazen des heutigen Tages vergessen und die des morgenden nicht fürchten. Das Haus selbst ist voller Gäste. Eine ganze Gesellschaft, wohl fünfzehn Personen, hat sich zusammengefunden. Da sind einige Officiere von Romanü nebst Gemahlinnen, sie wollen morgen nach dem in vier Stunden mit Wagen erreichbaren siebenbürgischen Badeort Borszek reisen, weiterhin Beamte von Băcău. Die Officiere zeichnen sich durch gediegene, ernste Reden, die Damen durch musikalisches Talent aus. Ueberhaupt muss auf den Unterschied hingewiesen werden, der zwischen dem Benehmen der höheren gesellschaftlichen Kreise Rumäniens und denen Deutschlands besteht. Die rumänischen Männer und Frauen sind fast stets von schlanker, schwächlicher Figur und geschmeidigem Wesen, deutsche Plumpheit und deutsche Körperfülle werden selten wahrnehmbar sein. Ebenso übertreffen beide Geschlechter in Rumänien das deutsche Element durch Grazie des Geistes, durch gewinnende Liebenswürdigkeit und besonders in der Moldau durch Offenheit und herzlich gebotene Gastfreundschaft. Auch die ungewöhnliche Sorgfalt, welche man der Kleidung widmet, berührt vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet nur angenehm, Höflichkeit, gesellschaftliches Ceremoniell

und ein unbezwinglicher ruhiger Ton sind für den Deutschen nicht minder beneidenswerthe Eigenschaften. Die Gesamtheit dieser Dinge bewirkt, dass man sich in Rumänien äusserst behaglich fühlt, und nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte im Lande die Bewohner Wiens und Berlins nur wenig anziehend erscheinen. Die Schönheit ist in Rumänien mehr ein Attribut der Männer, kühngeschnittene Züge, rabenschwarzes Haupthaar, glänzende Augen, ein bleicher Teint und schöner Bart verleihen den Herren der Schöpfung vielfach grosses Interesse.

Zeitiger als sonst besteigen wir am dritten Tage das Floss, um unsere Gebirgsfahrt zu vollenden. Es ist kälter, der Nebel dichter als gestern. Fröstelnd hüllen wir uns in die Mäntel, verstimmt blicken wir auf das graue Wolkengewirr und den immer mehr anschwellenden Fluss. Der Himmel erweist sich jedoch auch heute freundlich gesinnt; die Sonne, anfangs eine glanzlose, unscheinbare Scheibe, wird immer feuriger, bis sie durchdringt und Wolken- und Nebelgebilde in wenigen Minuten zerstäubt. Nur hie und da bleibt noch eine weisse, hässliche Masse an den grünen Wäldern hängen.

Sobald es völlig klar geworden, können wir das Charakteristische des letzten Reisetages ermessen. Die Landschaftsbilder sind an demselben nicht so reizvoll wie bei Broșteni, sie sind entschieden grossartiger wie am vergangenen Tage. Zuweilen erinnern sie an die Flussengen von Dornawatra, nur erfreuen sich jetzt die Tannenwälder nicht mehr der Hegemonie, sie theilen die Herrschaft mit schönen Laubbäumen. Herrliche Eichen, Erlen, Eschen zieren die auf beiden Ufern in den Fluss fallenden Berge, die daraus entstehenden Waldgruppen wechseln mit schlichten Hütten ab. Die Bistrița ist jetzt um das Doppelte gewachsen. Während am ersten Tage die weissen, rundgewaschenen Steine des Flussbettes sichtbar waren, herrschen zwischen Hangulă und Piatra Stellen vor, an denen der Fluss ruhig und majestätisch seine Fluten dahinwälzt, seinen Grund verbergend, den versinkenden Schiffer mit dem Untergang

bedrohend. Kommen dann Partien, wo hohe Felsblöcke das Wasser zum schäumenden Strudel erregen, so ist die ganze Geschicklichkeit des Steuermannes erforderlich. Das Wasser spritzt dem Führer in's Gesicht, es durchnässt ihn völlig, und doch darf er seinen Posten nicht verlassen. Zuweilen erweitert sich die Bistrița beckenartig, an einem solchen Orte fahren wir auf. Eine halbe Stunde lang arbeitet unser Ehepaar, bis an die Kniee im Wasser stehend und eine grosse Anzahl Steine aus dem Wege räumend. Währenddem nehmen wir wahr, wie unser Beförderungsmittel beginnt auseinanderzubrechen, ein gestrandetes Floss vor uns ist gerade nicht geeignet, die Stimmung rosiger zu gestalten. Alles läuft indessen glatt ab, das Fahrzeug setzt sich dank den Anstrengungen Vasiles in Bewegung, und wir treffen am späten Nachmittag in Piatra ein, froh, dass eine dreitägige Wasserreise vorüber, andererseits bedauernd, dass diese herrlichen Bilder entschwunden.

Bei seinem Ursprunge wird es sich der klare, reine Gebirgsfluss schwerlich träumen lassen, wen er einst in Piatra als Gast beherbergen und wie man ihm dies lohnen wird. Wir wissen es jetzt gleich ihm. Aller zehn Schritte plätschert ein Adam oder auch eine Eva im Wasser herum, hier starren uns zwei enorm dicke Jüdinnen mit Négligé-häubchen und Badehosen an, weiterhin scheint es, als ob eine Rabenmutter ihre sieben Kinder ertränken wollte, so laut wenigstens ertönt das Jammergeschrei der armen Würmer. Am Landungsplatz ragen zwei hölzerne Baracken aus den Fluten empor, besetzt mit Herren und Damen, vermuthlich sämmtlich der christlichen Confession zugehörig, da wir ja bereits ganz Israel schwimmend und krabbelnd angetroffen. Wer all' dies gesehen, der schwört bei seinem Heiligen, eher zu verdursten als unterhalb Piatra das Wasser des entheiligten Flusses zu trinken.

Die Stadt Piatra wird weder durch ihre Lage noch durch ihr Inneres entzücken. Einige Strassen mit einzelnen hübschen Gebäuden ziehen sich zum Fluss hinab, der eigentliche Ort breitet sich am Fusse mehrerer kahler, entsetzlich

hässlicher Berge aus. Den Namen „Stadt“ verdient dieses Gewirr von elenden Holzbaracken ganz entschieden nicht. Die üblichen jüdischen Kaufläden erinnern keineswegs an Magazine eines cultivirten Staates, sie sind in ihrem starrenden Schmutz, mit ihren abscheulichen, stinkenden Waaren und ihren ebenso abscheulichen Israelitenfamilien den Schlupflöchern eines Rattenvolkes zu vergleichen. Die Strassen sind ebenso unbelebt wie in Băcău und Romană, hinsichtlich der einzelnen Wanderer aber müssen die obengenannten Niederlassungen als Paradies gelten. Die Juden von Piatra bestehen aus wandelnden Kothhaufen. Dass sie in Lumpen gehüllt auftreten, ist am Ende nichts Ueberraschendes, allein man bemerkt viele, die nur einen zerfetzten Rock mit sich herumtragen, die übrige Bekleidung besteht aus einem Hemd, das in seinen unzähligen Falten, Fetzen und Rissen ein unbegreifliches Wunderwerk der Schöpfung genannt werden muss. Nicht einmal die Zigeuner erzeugen derartige räthselhafte Gebilde der Schneiderkunst.

Wie neugeboren fühlt man sich, wenn man die Ansiedelung im Rücken hat und durch blühende Felder dahineilt. Ein Birjar in der Tracht der Lipovener, der sich beim Oeffnen seines Mundwerks als harmloser Sohn Israels entpuppt, bringt uns in leichtem Fiaker und mit zwei gutgenährten Rossen nach Neamă. Die durchmessene Gegend ist landschaftlich anmuthig, culturell bedeutend. Man fährt drei Stunden, ohne auf grössere Strecken Haidelandes zu stossen, ein Zeichen für die Nähe der Karpathen. Anfangs führt unser Weg über einen Höhenzug. Die Strasse schlängelt sich durch jungen Laubwald, dessen Lieblichkeit an die kleinen Karpathen zwischen Pressburg und Tirnau gemahnt. Hierauf geht es eine Stunde lang durch ein weites Thal, dann hebt sich die Strasse, und wir berühren den Badeort Bălătesci. Seine Lage ist keine gewinnende. Der Wald winkt von der Ferne, die sanftgewellten Hügel bieten keinen Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen, ein erquickender, die Einförmigkeit behebender Bach zeigt sich nirgends. Ein grosses luftiges Hôtel und einige

kleinere Gebäude im Schweizerstyl, ein Badehaus und ein langhingestreckter, pavillonartiger Holzbau umfassen die Wohn- und Gesellschaftsräume des Curortes. Der Aufenthalt daselbst muss trotz der augenscheinlich neugeborenen Turnapparate, Schiesshalle und der Kegelbahn ein entsetzlich geisttödtender sein. Wer sich durch Ruhe und durch Langeweile curiren will, kann in Bălătesci am besten seine Absicht erreichen.

Unmittelbar hinter dieser Oase in der Wüste hebt sich der Weg, und uns rückwärts wendend erblicken wir eine ganze Kette dunkler Karpathenberge; vor uns ragt eine zweite Legion empor, geziert mit einer Ruine. Das ist die Burg Neamtu, ein viereckiger Bau; zu seinen Füßen liegt die Stadt gleichen Namens.

Wenn man sich in dem lieblichen Piatra mit dem Gedanken getröstet, es könne nichts kommen, was noch übler sei, so spürt man gar bald die gründlichste Täuschung. Piatra stellt doch wenigstens den schwachen Versuch dar, einen jüdischen Ameisenhaufen durch einzelne Villen und Gärten zu verschönern, in Neamtu bleibt der Charakter der Judenstadt rein erhalten. Breite, schmutzige Gassen, die Rückseite mit ihren fensterlosen Bretterwänden an die Verkaufsstände eines Jahrmarktes erinnernd, die Vorderseite, wenn man übertreiben will „die Strassenfaçade“, die schlechtesten Schlupfwinkel von Botoşani und Jaşi in den Schatten stellend, das ist Neamtu, das vielgenannte Neamtu. Wer Christen sehen will, muss die Popen besuchen oder die Beamten interviewen, Bauern sind unsichtbar.

Spät Abends verlassen wir den Ort, dessen glänzende Kirchthürme von der Ferne unendlichen Respect einflößen. Ein emancipirter Jude, der einzige Sabbathverächter der ganzen Moldau, entführt uns in einer altersschwachen, schwerfälligen Carosse. Nach Landessitte hat er vier Pferde vorgespannt, allein die vier mageren, kleinen Geschöpfe ähneln vier Katzen und ziehen nicht besser als die zwei gutgenährten Thiere des Birjars von Piatra. Die Nacht ist kalt, zum Glück scheint der Mond. In Begleitung

des ganzen Sternenheeres taucht er empor, die Gegend weithin erhellend und seine silberne Scheibe auf dem von uns durchmessenen Neamtuflusse spiegelnd. Hinein geht es in den geheimnissvollen Schoss der Nacht. Die Schellen unserer Pferde verbreiten einen unheimlichen Lärm. Läge eine Räuberbande auf der Lauer, sie müsste eine halbe Stunde vorher von unserem Kommen benachrichtigt sein. Der Kutscher scheint diesem Falle vorbeugen zu wollen, er stösst von Zeit zu Zeit ein diabolisches Geschrei aus, etwaige Räuber würden dadurch sicherlich unschlüssig werden, Zigeuner aber in Ohnmacht fallen oder spornstreichs davonlaufen. Dabei betheuert unser Beschützer, er könne mit dem Peitschenstiel zehn oder gar zwölf Räuber erschlagen. Wir glauben ihm dies sehr bereitwillig, ziehen indessen zum Ueberfluss den Revolver hervor. Einzelne Häuser und Heuschober fliegen gespensterartig vorüber, hie und da blinkt ein Feuerschein. Sind es Zigeuner, ist es ein Strassenhüter? Gott weiss es; vorwärts stürmen die vier Pferde. Ein Laubwald umgibt uns, düster starren die Bäume auf uns nieder, es ist als zürnten sie den vorwitzigen Menschen, durch die sie aus ihren nächtlichen Träumereien erweckt werden, und die mit beängstigendem Lärm dahinstürmen. Zwei dunkle Gestalten wackeln vorbei, fleissige, von später Feldarbeit heimkehrende Bauern, zwei Ochsenwagen mit Heu werden überholt, hierauf ist alles still. Lange geht es so fort, die schwarzen Formen der Bäume, das Heer der Sterne und der silberne Mond, das sind die einzigen Begleiter der nächtlichen Reise. Zuweilen leuchtet ein Licht aus dem Wald herüber, ist es ein Irrlicht, ist es eine Oeffnung im Walde, durch die ein Stern herauslugt? Wir wissen es nicht, es scheint, als ob einer der ungezählten Sterne vom Himmel gefallen wäre, um in den Zweigen einer mächtigen Eiche hängen zu bleiben. Plötzlich erhellte sich das Dunkel. Ein Feuerschein schwankt von rechts nach links, kein Zweifel, eine Fackel wird geschwungen. Wir sausen daran vorbei und blicken in das Antlitz einer hässlichen Megäre; neben ihr schreitet

ein hagerer, langhaariger Mann dahin, — ein Zigeuner-ehepaar auf der Streife.

Der Wald wird lichter, und wir erreichen das Feld. Bei einem kleinen Häuschen hält unser Hebräer. Er lässt so lange sein diabolisches Indianergeheul ertönen, bis dasselbe aus dem Innern der Hütte Beantwortung erfährt. Die Thür des Gebäudes öffnet sich, und ein Greis im Hemd tritt hervor. Er und der Kutscher raffen unermüdlich von dem grossen Heuhaufen weg, bis wir sammt dem Gepäck fast im Heu vergraben sind. Vierzig Bani zahlt der Kutscher für das Erworbene, nach westeuropäischen Begriffen ein Spottgeld, nach hiesigen sehr viel, da wir selbst am nächsten Tage erleben müssen, wie der Kutscher einen ganzen Heuhaufen packt und dem hinterher springenden, jammernden weisshaarigen Bauer fünf Bani zuwirft. Und dabei klagt der edle Rosselenker beständig, er müsse nach Amerika auswandern, in der Moldau benähme sich der Bauer wie ein Bojar, er behandle den Juden als Sklaven! — Während wir halten, dringen die Töne einer Flöte zu uns herüber. Schlichte Hirten hüten am Ufer des Flusses ihre Heerden, die gefühlvollen Melodien ihrer Instrumente verkürzen ihnen die unfreundliche Nacht. Wenige Minuten später fahren wir an zwei Mönchen vorbei. Die Umrisse einer ganzen Reihe von Thürmen und eines gewaltigen, festungsartigen Gebäudes steigen gigantisch vor uns herauf, eine kleine Pforte öffnet sich, wir sind in Mănăstire Neamtu, dem vornehmsten und berühmtesten aller moldauischen Klöster.

Am Morgen blickt die Sonne lächelnd in unser streng klösterliches Gemach und bescheint den Erdäpfelteig und die bittersauern Hetschen, womit uns einer der Brüder tractirt. Der kleine Kerl ist zwar nicht sehr appetitlich, trotzdem muss man ihm hold sein. Er ist flink wie ein Wiesel, sucht unsere Gedanken zu errathen und wirft sich beim Bereiten des Nachtlagers mit den Beinen baumelnd auf die im Lande üblichen Schlafdivans.

In der Kirche dienen die Mönche dem Herrn. Wir

folgen ihnen und finden etwa zwanzig, meist weissbärtige, von der Last der Jahre gebückte Greise. Ihre Tracht ist eine seltsame. Ein grobwoollenes, braunes Gewand umschliesst den Körper, ein schwarzer Cylinder den Kopf, von ihm fällt ein dunkles, feierlich stimmendes Tuch den Rücken hinab. Die Kirche ist sehr interessant, werthvolle, vollständig gut erhaltene Freskogemälde bekleiden die Wände von der Decke bis zum Boden. Der Ikonostas wurde reich vergoldet und gleich der Decke mit guten Malereien verziert. Lauscht man dem eigenthümlichen, ernstesten Gesang der Mönche, blickt man in die leidenschaftslosen Gesichter der alterthümlich gekleideten Greise, so wird man gar seltsam gestimmt, man schliesst unwillkürlich die Augen und wähnt sich in einer Gruft, dem Gesang versunkener, mittelalterlicher Mönchsgeschlechter lauschend. Dicht am Eingang zeigt sich eine frischgemauerte Stelle in den Steinplatten, ein Teppich ist darüber gebreitet, eine ewige Ampel daraufgestellt. Der Metropolit von Bucuresc, kürzlich gestorben, schläft hier den letzten Schlaf. Zwei Tage nach seinem Hinscheiden hat ihn die Geistlichkeit nach dem angesehenen Kloster gebracht, um ihn daselbst in Gegenwart von einigen Hundert Mönchen und Nonnen beizusetzen.

Leider ist der Gottesdienst der Mönche das einzige Interessante, was sie bieten. Die Wissenschaft scheint heutzutage nicht den geringsten Gewinn von ihnen zu haben, der Feldbau ebenso wenig, sie leben von Müssiggang und von Hunger. Die Geldnoth dieser Leute muss eine grosse sein, haschen sie doch förmlich nach der kleinsten verabreichten Münze. Ihre Behausungen sind meistens ärmlich, eine hölzerne, fellen- und kotzenbelegte Bank dient als Ruhestätte. Die wenigen Kleider hängen an den Wänden, Kochgeschirr, Eier, Mämăligă und ein Gebetbuch vervollständigen das Meublement. Hundert Mönche beherbergt Mănăstire Neamtu, über zweihundert-siebzig findet man in drei benachbarten Klöstern. Die Bibliothek ist werthvoll, in ihr stösst man auf einige tausend

Bände, darunter alte in Neamțu gedruckte Kirchenbücher mit kostbaren Initialen. Die Ungebildetheit der hiesigen Mönche spielt uns zu unserem grossen Leidwesen einen



Mönch und Nonnen.

argen Streich. Kaum haben wir zwei der Bücher hastig durchblättert, so nimmt uns schon der Bibliothekar das dritte weg, sperrt alle Schränke ab und öffnet mit unzweideutiger Geberde die Thür. Die Versicherung, dass wir

ihm in einem Buche über Rumänien ein Denkmal setzen wollen, fertigt er mit graziöser Handbewegung ab. Noch einen Blick werfen wir in die für vornehme Fremde bestimmten Zimmer, dann wenden wir dem ungastlichen Hause den Rücken, um nicht Gefahr zu laufen, vor die Thür gesetzt zu werden.

Die landschaftliche Lage, sowie das Aeussere des Klosters ist herrlich, die dunklen, mit schönen Wäldern gezierten Karpathenberge umgeben es wie ein Kranz. Mănăstire Neamțu besteht aus einem einstöckigen, langseitigen, viereckigen, weissen Gebäude, nicht weniger als zehn grössere und kleinere Thürme verleihen dem Complex imponirenden Reiz. Doch zurück geht es nach der Stadt Neamțu. Der uns in der Nacht gespensterhaft erschienene Wald grüsst jetzt in holder Freundlichkeit, auf der einen Seite dicht und undurchdringlich, auf der anderen den Ausblick in ein liebliches Thal gestattend. Hie und da fährt einer der Mönche auf einem winzig kleinen Bauernwägelchen vorüber. Nicht eines der Gesichter ist wirklich intelligent, dagegen duften die Leute nach Branntwein, nach Schafkäse und Gott weiss was, einen Mann wie den gelehrten serbischen Archimandrit Ruvarac im Kloster Grgetek dürften sämtliche rumänische Klöster nicht mehr aufzuweisen haben.

Auf schlechtem Feldwege eilen wir nach Varatică, einem Nonnenkloster. Oftmals droht unser grosser Familienwagen umzustürzen und sich seines Inhaltes zu entledigen, doch die Gefahr geht glücklich vorüber, und endlich können wir uns sorglos eines lieblichen Anblickes erfreuen. Das Kloster liegt dicht an einer herrlichen Bergkette der Karpathen, es erscheint wie eingemauert in die dunklen Höhen. Sein Hauptschmuck besteht in einem halben Dutzend Kirchthürmen und einer grösseren Anzahl dicht bei einander stehender Häuser. Rechts und links davon, versteckt zwischen Busch und Baum, erheben sich noch fünfzig bis sechzig andere Gebäude. Es muss hier bemerkt werden, dass in Rumänien jene Klöster selten sind, die

wie Neamțu allen Zugehörigen in einem einzigen Gebäude Unterkunft gewähren. Die meisten der Mönche und der Nonnen haben ihr eigenes Häuschen, in dem sie ungenirt kochen, lesen, schlafen, arbeiten, wann und soviel es ihnen beliebt. Nur der Gottesdienst vereinigt sie.

Schreiten wir durch das Klosterthor von Varaticü. Nicht wie in Neamțu gähnt uns die Oede eines weiten Klosterhofes entgegen, man sieht, hier walten Frauen. Zwei eingefasste Quellen nebst Birnbäumen zieren den Hof, inmitten steht die Hauptkirche, ringsherum bilden etwa zwanzig Wohngebäude ein sympathisches Viereck. Ueberall Obstbäume, überall Blumen. Besuchen wir eine der Schwestern in ihrem Hause weit oben in der Dorf-gasse. Das Gebäude enthält nur zwei winzige Räume. In dem einen steht ein Webstuhl und ein Divan, auf dem eine Maică mit untergeschlagenen Beinen sitzt und spinnt. Tuch, welches man am Webstuhl erzeugt, bringt man zur Ansicht, es ist geschickt verfertigt und offenbar äusserst dauerhaft. Das andere Zimmer macht einen anheimelnden Eindruck, es gleicht einem Boudoir. Zwei grosse Divans mit einem Dutzend kleiner Zierpölsterchen nehmen die eine Wand in Anspruch, an der gegenüber liegenden steht eine Commode mit Nippsachen, Dulcettä, Tellern und Gläsern. Die Nonnen besitzen frische, blühende Gesichter. Das sorglose Leben scheint ihnen gut anzuschlagen, es dürfte einige sogar übermüthig machen, auf diese Weise wenigstens lässt sich der Umstand erklären, dass mancherlei galante Geschichten im Umlauf. Bei vielen der Schwestern freilich scheint das Geld das Höchste auf Erden zu sein, sie dürften im Stillen bedauern, dass sie bei unserem Scheiden nur über zwei Hände verfügen.

Eine Stunde später rollen wir durch die Stadt Neamțu. Wieder ist es Schabbes, wieder sitzen ihm zu Ehren am Abend im ganzen Lande die israelitischen Familien im schönsten Schmucke vor den Thüren. Zum Glück für uns hat sich unser Führer von althergebrachten Satzungen los-gesagt und es keineswegs als Sünde erachtet, am Sabbath

Geld zu verdienen, um sich und seine Pferde ernähren zu können. Die Juden von Neamtu denken anders; sie werfen ihm entweder misstrauische Blicke zu, oder lächeln, mit dem Finger drohend. Plötzlich erfährt unsere Reise eine unerwartete Unterbrechung. Ein robustes Judenweib fällt den Pferden in die Zügel, lässt sich eine Strecke weit mitschleifen, reisst dann die Schellen herunter und jüdeln tapfer drauf los. Die Sabbathruhe geht ihr über Alles. Wir zittern, unser Kutscher wird sie vielleicht niederschlagen, die bekannte, fürchterliche Peitsche liegt in seiner Hand. Doch nein, der Mann, der in der vergangenen Nacht zehn Räuber getödtet hätte, wenn sie nämlich seinem diabolischen Geheul Widerstand geleistet, weint wie ein Kind. Zwanzig Schritte fährt er weiter, und dann — charakteristisch für den unbeugsamen Sinn seines Volkes — befestigt er die Schellen von Neuem, bereits unter Thränen lächelnd.

Die Stadt Neamtu ist heute todt. Israel hält alle Läden geschlossen, mithin hat ein Christ nichts im Orte zu suchen. Wir athmen auf, als wir den hässlichen Platz hinter uns haben und durch die freundlichen Felder, immer auf schnurgerader Strasse dahinjagen. Unter den Bauern trifft man bemerkenswerthe Typen. Während die Rumänen in Siebenbürgen und im Banat sich immer rasiren und nur den Schnurrbart stehen lassen, entdeckt man hier eine grosse Anzahl Männer mit Vollbärten. Alle Bärte sind indessen ergraut, es dürfte mithin das Privilegium nur den Greisen zukommen. Solche Bauern sehen dann imponirend wie siebenbürgische Landpfarrer aus, ebenso berühren die Weiber sympathisch. Ein sonnenverbranntes Antlitz ist selten, rosige Farbe der Wangen gewöhnlich. Die Kinder besitzen meistens Flachsköpfe, offenbar laufen sie ohne Kopfbedeckung im Sonnenschein herum. Sie benehmen sich so schalkhaft und gefällig, dass man unwillkürlich verleitet wird, ihnen Obst und andere Kleinigkeiten zuzuworfen.

An dem breiten Flussbett der versandeten Moldava, unserer alten Freundin von Gora Humora, machen wir

Halt; unsere armen Pferde müssen getränkt werden. Weit und breit Steppe, nur an der Brücke eine Schenke. Diese rumänischen Strassenwirthshäuser rufen einen unsagbar kläglichen Eindruck hervor. Kein Busch, kein Baum schmückt die Umgebung des düsteren, halbverfallenen Baues. Ringsum die schweigende, geisttödtende Steppe, nur ein Strohhaufen und eine Distelgruppe, zwischen denen eine Hündin vier Junge geworfen, vertreten das Pflanzenreich. Vor der Thür sitzt die Jüdin, träumend und blos wenn Fremde kommen erwachend, um dieselben auszuforschen. Im Gebäude selbst herrscht Patriarchenthum. Da stehen einige Holzbänke für Brantweinbehälter, Zuckerhüte und andere Steppenraritäten; im Zimmer nebenan einige wurmstichige Divans, ein Tisch und mehrere Stühle. Hinter einem Bretterverschlag haust die Familie des Schankwirthes, jedes Jahr mit grösster Pünktlichkeit um ein Mitglied wachsend.

Ueber einen nicht unbedeutenden Höhenrücken steigen wir zum Thale des Seretŭ hinunter. Oben passiren wir ein ärmliches Dorf, dessen letzte Häuser von Zigeunern bevölkert sind. Einige der braunen Gesellen unterhalten ein mächtiges, weithin sichtbares Feuer, als gälte es, einen Ochsen zu braten. Sie kochen ihre Mămăligă; ein halbes Dutzend Kinder begleitet uns. Auf der höchsten Stelle des Berges hat man ein Triangulum errichtet, hier gilt es, Abschied von den moldauischen Karpathen zu nehmen. Ihre blaue Kette hat sich wie zürnend in Dunst und Nebel gehüllt, nur an wenigen Punkten gewinnen ihre Formen Gestalt. Vor uns liegt das reizlose, moldauische Hügelland und das fruchtbare Thal des Seretŭ. Hinab geht es, im Galopp durch Paşcani, einen Ort, dem russischen Ungheni so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Und hier, am letzten Tage in der oberen Moldau ereilt uns noch das Unglück. Auf der vorzüglichen Bahnhofsrestauration hält man keine Passagierzimmer, wir müssen daher in der schönsten der zwölf gegenüber stehenden Baracken übernachten. Wohl heisst das Hôtel „Gasthof zur Rose“, allein man liegt nicht

wie auf Rosen gebettet. Allerdings bleiben auch hier wie in jeder der hundert vorangegangenen, in Rumänien verbrachten Nächte gewisse kleine Thierchen ferne, doch dafür sind allerlei bedenkliche Gerüche der Bettwäsche im Stande, uns des Athems zu berauben. Selbst diese Qual geht vorüber, am Morgen kommt das Dampfross, um uns der oberen Moldau zu entführen. In etwas mehr als zehn Stunden, wovon der dritte Theil auf Dulcătă-, Weintrauben-, Melonen-, Bisquit- und Wurststationen verbracht wird, befördert man uns nach Galați. Eine neue Welt empfängt uns, das gemüthliche Völkchen der moldauischen Bauern, das curiose Heer der Hebräer sinkt vor unserer Erinnerung hinab, und ein reges See- und Hafenleben erschliesst sich.





4. Leben und Treiben auf und an dem Wasser.

Galați und Brăila, die rumänischen Seestädte an der Donau. — Lacu sărat, ein originelles Seebad. — Auf dem Wege nach Byzanz. — Im Sulina-Canal. — Sumpf- und Steppenbilder. — Der Pontus Euxinus. — Constanța, das rumänische Seebad. — Eine Fahrt durch die Dobrogea. — Türken und Tartaren. — Die siebenbürgischen Wanderhirten. — Bei den deutschen Colonisten. — Ueber Cernavoda und Giurgiu nach Bucuresc. — Rustschuk und die Bulgaren.

Mehr als 24 Meilen oder 184 Kilometer von der Mündung der Donau in den Pontus Euxinus entfernt liegt Galați, einst das rumänische Hamburg, jetzt eine verfallene, stille Stadt. Galați und Brăila, das letztere noch 15 Kilometer weiter westwärts gelegen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke der „rumänischen Seestädte“. Auf den ersten Blick mag das widersinnig erscheinen, man gebraucht jedoch eine solche Benennung mit dem nämlichen Rechte, mit welchem man etwa Hamburg oder Bremen als Seestadt hinstellt. Wohl muss der Schiffer noch tagelang landeinwärts reisen, will er Galați und Brăila erobern, es bleibt ihm indessen keine andere Wahl, denn erst in diesen beiden Orten wird alles ein- und ausgeladen, was zur Meeresfahrt bestimmt.

Die Lage von Galați ist eine durch die Natur bevorzugte. Im Norden der Stadt breitet der Brateșsee seine klaren Fluten aus, im Süden zieht die Donau entlang, im Westen erhebt sich das Hügelland von Barboși, Cătușa und Calica. Hinter demselben wälzt der Seretă sein Wasser

dem mächtigen Strome zu, um es unweit der Stadt mit dem der Donau zu vereinigen. Dank dieser wassers umschlossenen Lage ist der Gesundheitszustand der Bevölkerung ein günstiger.

Betritt man die Stadt vom Bahnhof aus, so kommt man durch freundliche, breite Strassen, von hübschen Häusern und Gärten gebildet, man vermisst aber jeden regen Verkehr. Hin und wieder eilt ein Birjar davon, hin und wieder tauchen einige Fussgänger auf. Der Volksgarten harmonirt mit dem Stillleben. Es ist ein abseits gelegener, verwahrloster Ort. Man wandelt zwischen einigen Beeten von Georginen, Pelargonien, Blattpflanzen und Vergissmeinnicht dahin, betrachtet mehrere hundert Pappeln, Akazien, Linden und Eichen und gelangt zu einer Art von Esplanade. Zu ihrer Linken liegt der Garten, zur Rechten die kaum übersehbare Fläche des Brateşüses. Steigt der Mond empor, um sich mit seiner runden Scheibe auf der glatten Fläche zu schaukeln, dann ist der Volksgarten ein zu Träumereien geeigneter Platz, allein auch da wird sich das Heer der Kröten unangenehm bemerkbar machen; es hat bereits am Nachmittag einzelne hässliche Mitglieder über den Weg geschickt.

Der Mittelpunkt der Stadt ist das Geschäftsviertel. Man findet hier gutbesuchte Kaffeehäuser, in denen selbst Wiener Zeitungen aufliegen, und wo zu allen Tageszeiten ein reges Kommen und Gehen herrscht. Das sind Locale, die zu den zeitunglosen, unbesuchten Jaşier Cafés einen erfreulichen Gegensatz bilden. Im genannten Viertel trifft man ferner die Präfectur und andere Amtsgebäude, sämmtlich ziemlich alt und auffällig, sowie die Hauptmasse der Magazine. Die meisten derselben sind von einer staunenerregenden Vielseitigkeit. Wir stehen vor einem Laden, dessen Schild ihn als Rasirsalon bezeichnet. Allein sein Inhalt scheint nicht recht damit übereinzustimmen, denn neben Cravatten und Bürsten bemerken wir Spazierstöcke, neben falschen Zöpfen Uhren und Ohringe. Der Nachbar hält Juwelen, Services, Stickereien und Nippsachen feil, in

einem dritten Locale winken allerlei Confectionswaaren, in ihrer Gesellschaft Schuhe, Hüte, Portemonnaies, Stöcke, Tücher, Kleiderstoffe. Früher soll die Reichhaltigkeit einiger Magazine eine derartige gewesen sein, dass man in einem einzigen alle Bedürfnisse des Lebens auf 10 Jahre erstehen konnte. Für die Nahrungsmittel sorgen die Delicatessenhandlungen. Die mannigfachsten Bewohner des Meeres stehen in Tonnen und Tönnchen, sowie in verschlossenen Schachteln aufgestapelt, Caviar in centnerweisen Portionen, verlockendes Obst, Wurst und Fleisch vollenden die Herrlichkeit.

In einer besonderen Strasse stösst man — Ende gut, Alles gut — auf ganze Reihen von Läden, in denen die edlen Israeliten Woll- und Leinwandwaaren feilbieten, in einer anderen Gasse herrschen gleichfalls nur die Nachkommen Mosis. Zwischen beiden Strassen besteht indessen ein seltsamer, ergötzlich wirkender Unterschied. In der ersteren zeigen sich die Verkäufer in moderner Kleidung, sie sprechen deutsch und benehmen sich äusserst geschmeidig, in der letzteren hausen in ungesunden Höhlen Tandler und allerlei Professionisten. Sie verstehen meistens keine fremde Sprache, sind Spagniolen und verrathen in ihrem Aeusseren den strenggläubigen Juden. Ihr Benehmen ist oft recht abstossend, übrigens gleichen sich beide Gruppen wenigstens in einem Punkte: sie bestürmen in mehreren Exemplaren den Spaziergänger und suchen ihn zum Betreten des Ladens zu überreden. Obgleich erstere Sippschaft die Aristokratie, die letztere das Plebejerthum der Judenschaft darstellt, sind beide Parteien fähig, dem Fremden nachzulaufen und sich an seine Rockschösse zu klammern. Auch anderswo erweist sich das Hebräerthum als herzlich unverschämt. Trotzdem ist man in Galați ziemlich tolerant, und wenn Leute, wie Rudolf Henke, versichern, Judenhetzen seien an der Tagesordnung, so ist dies eine arge Uebertreibung, dictirt von einer unbegreiflichen Zuneigung für dieses Schmarotzervolk. Leider befinden sich auch die meisten Birjars in den Händen der Israeliten, man ist daher

gezwungen, in Galați mit wenig appetitlichen Wagen und Pferden vorlieb zu nehmen.

Der Marktplatz erscheint nicht uninteressant. Er bietet die uns bereits bekannten Producte, zu denen die Donau und das Meer das ihrige beigetragen haben. Bulgaren und Griechen liefern das Hauptcontingent der Händler. Auffallend wirkt ein Artikel, den wir in Brăila in grösster Anzahl nochmals entdecken werden. Es sind dies Reisekoffer, aus Holz gefertigt und mit grünem, gelbem oder grauem Blech überzogen. Das Blech glitzert und glänzt und verleitet den vorüberwandelnden Fremdling zum Kaufe eines solchen Ungeheuers. Aber ach, die Freude wird bald gemindert, man bemerkt mit Schrecken, welch' entsetzliche Schwere das neuerstandene Möbel besitzt, und dass die orientalische Neigung für äusseren Glanz wieder einmal einen tüchtigen Betrug gespielt.

Den schönsten Schmuck des Mitteltheiles der Stadt bilden unstreitig zwei neben dem vorzüglichen Hôtel Metropole gelegene öffentliche Gärten. Beide gewähren mit ihren hübschen Anlagen, ihren alten Bäumen und ihrer reichen Beleuchtung einen sehr angenehmen Aufenthalt. Im Communalpark spielt sehr häufig eine Militärbande, im nebenliegenden „Universel“, eigentlich Kaffeehaus und Bierlocal, vereinigt sich allabendlich die feine Welt, um die Vorträge von Volkssängern — vielfach russische Juden — und ähnlichen Künstlern mit ihrer Anwesenheit zu beehren. Wenn aber Rudolf Henke, dessen Buch zum grössten Theil durch die Beschreibung der beiden Schwesterstädte gebildet wird, behauptet, die schönsten Damen von Galați wären Jüdinnen und es könnten sich hinsichtlich der Eleganz nur noch Deutsche, Französinnen und Griechinnen mit ihnen messen, irrt er ganz gewaltig, er dürfte die graziösen rumänischen Damen möglicherweise für Französinnen gehalten haben. Das Richtige hat er nur mit der Angabe getroffen, die meisten Mitglieder der Demimonde gehörten zur Judenschaft.

Ein drittes schönes Plätzchen ist der sogenannte Park regal, ein Kaffeehaus, welches am Ende der Oberstadt

liegt. Von ihm aus genießt man ein hochinteressantes Panorama. Unmittelbar vor dem Beschauer endet der Höhenzug, der den vornehmen Theil der Stadt von der Mahalà trennt, und man blickt nunmehr in die einzelnen Gassen der Vorstadt hinein. Daneben zeigen sich die Hafenstrassen, hinter ihnen ragen die Masten der Schiffe empor, und weiterhin zieht der silberne Streifen des Stromes entlang; jenseits desselben kosen die Sonnenstrahlen mit den blauen Bergen der Dobrogea. Diese Höhen spielten im Jahre 1877 eine ernste Rolle. Am 22. Juni setzten die Russen von Galați aus in Kähnen über die Donau, am folgenden Tage thaten sie dasselbe bei Brăila. Am 26. Juni nahm General Zimmermann Isaktscha, Tulcea und Hirsowa, vollendete den Brückenbau bei Brăila und rückte am 15. Juli bis zum Trajanswall. Erst am 28. August stieß von dort aus russische Cavallerie in südlicher Richtung vor, am 26. September rückte ein stärkeres Detachement von Medschidsche auf das leicht vertheidigte Bazardschik, und im November kam das Land drei Tagemärsche weit vor dem Trajanswall in die Hände der Moskowiter; Baltschik und Bazardschik wurden beobachtet. In dieser Stellung verblieb man, ohne sich gegenseitig zu belästigen. Der Uebergang aber hatte Blut gefordert, mehrere Bataillone Türken massen sich mit den Russen am Fusse jener Berge, und das liebliche Gras der Steppen färbte sich mit Menschenblut. Damals wurde auch Brăila beschossen. Ein türkisches Kanonenboot erschien auf dem Strome, und indem es sich wie in lustigem Tanze drehte, feuerte es einige Stunden lang gegen die Stadt und die russischen Batterien. In jenem Jahrzehnt mag das Bild, welches man von dem Kaffeehaus oder der jetzt eingegangenen Conditorei Bellavista aus genoss, ein noch viel fesselnderes und reizvolleres gewesen sein. In der Regel spielte eine Zigeunerbande hier oben, und man musterte bei den Klängen des Donauwalzers den unten hingleitenden mächtigen Strom, seine zahlreichen Schiffe, sowie die buntbelebte Unterstadt mit ihrem entsetzlichen Gedränge und ihren Besuchern aller Nationen.

Heutzutage kann man die aus abscheulichen Häusern, zweideutigen Hôtels, finsternen Kaffeehäusern voller Nargilehs bestehende Hafenstrasse leicht passiren. Die wenigen türkischen und griechischen Matrosen, sowie die Soldaten und Hafenbeamten vermögen die gähnende Leere des Platzes nicht vergessen zu machen, schläfrig lehnen die Grosshändler vor ihren Läden. Früher mietheten sie dieselben für tausend Ducaten jährlich, jetzt sind die Gewölbe bereits für hundert Ducaten zu erhalten.

Wandeln wir den Quai entlang. Er ist nicht mehr aus Holz, sondern aus Stein hergestellt und sehr sauber gehalten. Da liegen die stattlichen Agentieen der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, des österreichisch-ungarischen Lloyd und anderer Vereinigungen, dort die gewaltigen Seefahrer. Allen voran zeichnen sich die Schiffe der genannten Gesellschaften durch Sauberkeit und Geschmack aus, neben ihnen stechen die einfachen Holzbauten der türkischen und griechischen Händler, zwei- oder dreimastig und der Dampfmaschine entbehrend, seltsam genug ab. Auch ein russischer Kreuzer hat dicht am Ufer geankert, er zählt zu jener Flotte, welche seitens der Garantiemächte beständig an der unteren Donau stationirt ist. Eine halbe Stunde können wir am Quai dahinpilgern, und noch immer zeigen sich Schiffe, ganz am Schluss zierliche, kleine Dampfschaluppen und ein grösseres, auffallendes Fahrzeug. Die kleinen Geschöpfe sind Werkzeuge der Strompolizei, das grössere ist der *Stefanŭ celŭ mare*, das namhafteste Kriegsschiff Rumäniens. Es rangirt freilich nur als Transportdampfer, weshalb auch sein Deck, abgesehen von einigen Kanonen und Mitrailleusen gänzlich kahl erscheint. An seiner Seite ruht eines jener Ungeheuer, bei deren Gedenken dem friedliebenden Bürger das Blut in den Adern erstarret: ein Torpedoboot. Ein zweites wird unweit davon am Ufer vollendet, so dass wir Gelegenheit haben, das düstere Erzeugniss mit Musse zu betrachten. Es ist kaum 30 Fuss lang und wird in der Regel nicht mehr als einen Officier und vier Mann beherbergen. Um so

grössere Bedeutung besitzt eine am Bugspriet hervorragende Stange. Ihre Bestimmung ist es, den Torpedo zu werfen und ihn unter das dem Verderben geweihte Schiff zu expediren. Im Arsenal, dessen liebenswürdiger Vorstand uns mündliche Erläuterungen zutheil werden lässt, sehen wir sämtliche Maschinentheile entstehen, und in einer Kammer entdecken wir Hunderte von Torpedos. Gegenwärtig hat man ein neues Arsenal errichtet, es liegt am entgegengesetzten Ende der Stadt, auf gesunder, den Winden ausgesetzter Anhöhe; in seiner Nähe befinden sich einige Kasernen.

Weithin nach Osten dehnt sich die Mahalà aus, die sogenannte Unterstadt, hier Hafenstadt. In ihr fallen noch heute blutige Raufereien vor, besonders von den heissblütigen griechischen Matrosen ins Leben gerufen. So stark wie früher wird natürlich nicht mehr in der Mahalà gekämpft und getrunken, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil weniger Schiffe ankommen und die Polizei nicht mehr so gemüthlich ist. Gemüthlich sind dagegen noch immer viele Strassen der Mahalà. Pflaster existirt hier nicht, und trifft nun auch die Schilderung von Henke, Patrick O'Brien und anderen Reisenden, derzufolge die Mahalà ein Gemisch von Düngerhaufen und Spelunken sei und man in ihrem fusshohen Koth trotz des Bretterganges die Stiefel verlieren könne, nicht mehr zu, so ist es doch gewiss, dass im Frühjahr nach den häufig eintretenden Donauüberschwemmungen oft ein zollhoher Koth sichtbar wird. Ebenso wäre es Lüge, wollte man die Stadtverwaltung wegen Beleuchtung und Reinlichkeitspflege loben. Um so merkwürdiger erscheint es, dass die Cholera von 1873 in Galați verhältnissmässig wenig Opfer gefordert hat und gerade die sumpfige Hafengegend glimpflicher wegkam als die obere Stadt.

Welches aber ist die Ursache des in Deutschland fast unbekannt gebliebenen Verfalles von Galați und des in demselben Verhältnisse statthabenden Aufschwunges von Brăila? Es sind mehrere Gründe vorhanden, ihre Gesamt-

heit hat den Verfall der einstens bedeutenden Handelsstadt herbeigeführt. Zunächst hat man in den angrenzenden Districten Bêrladû und Tecuciû seit einigen Jahren Missernten gehabt, so dass der Getreidehandel jener Gegenden brach liegt, ausserdem hat die Aufhebung des Freihafens entschiedenen Nachtheil gebracht, ferner holen die Engländer ihre Getreideladungen lieber in Brăila ab, weil dort der Eisenbahnzug direct zum Hafen fährt und ihnen somit Spesen erspart bleiben, endlich hat Brăila durch Vollendung des walachischen Eisenbahnnetzes eine hervorragende Bedeutung erlangt. Ausserdem führt man noch an, die Galațier Kaufleute seien pedantischer als die Brăilaer, die letzteren schlugen die Waaren los, selbst wenn sie nur geringen Gewinn erzielen könnten. Die Regierung bemüht sich redlich, dem „rumänischen Hamburg“ von Neuem zu regem Verkehr zu verhelfen, sie hofft dies durch den Ausbau der Linie Bêrladû-Galați zu erreichen, wodurch der Ort direct mit der oberen Moldau verbunden wird. Endlich ist man gesonnen, Docks zu errichten. Alles dies dünkt uns recht löblich, allein wir glauben, es wiegt einen einzigen Umstand nicht auf: Rumänien war früher nur über Galați und Brăila mit dem Ausland verbunden, heute bezeichnen die Eisenbahnen nach Neu-Itzkany, Vêrciorova und Predealû wichtige Aus- und Einfuhrstrassen. Nun möge Galați wieder emporblühen und jene Zeiten einigermaßen zurückkehren, wo ein Schiff eine halbe Stunde laviren musste, wollte es nicht mit anderen Fahrzeugen zusammenstossen! —

Von Galați bringt das Dampfschiff den Reisenden in einer Stunde stromaufwärts nach der Schwesterstadt Brăila. Die Fahrt ist wunderlich. Rechts ragen die blauen Höhen der Gebirge empor, links entschwindet langsam der Hafen, sowie das graue und gelbe Häusermeer von Galați, um den Reisenden Musse zu gewähren für die Betrachtung der auf ansehnlicher Höhe gelegenen Kasernen, einiger bewaldeter Inseln, und der schönen Segelschiffe, die mit weisser Leinwand gleich herrlichen Schwänen stromauf

oder stromab schwimmen. Der erste Anblick von Brăila ist hochinteressant. Eine Staub- und Dunstwolke bedeckt den Strom. Fast traumhaft und gespensterartig nimmt sich unter derselben das Leben und Treiben des Hafens aus. Schiff liegt an Schiff, das eine, um seine Waaren auszuladen, das andere, um sie in ferne Länder zu führen. Hunderte von Segeln bieten sich dem Blicke dar, und kommt man direct von Galați, so wirkt das wie ein Zauberschlag. Gewandte Lastträger und Matrosen tummeln sich mit Säcken, Kisten, Körben und Handwagen durcheinander. An der Landungsbrücke finden wir als Entrée eine elende Holzbude, von wackeligen Stangen über einem Kothmeere erhalten: ein türkisches Kaffeehaus, wo täglich Hunderte und aber Hunderte schwarzen Kaffee und Dulcêță schlürfen. Beim Austreten wälzt die Donau ihre Fluten unter dem Bretterbau hin, und die Besucher des Erquickungslocales schweben thatsächlich über dem Wasser. Ein zweites eigenthümliches Wahrzeichen von Brăila sind die grauen Lehmwände, welche sich fünfzig Schritte vom Ufer erheben und auf deren Rücken die Stadt steht. In Tausenden von Löchern hausen, unbekümmert um das hässliche Treiben der Menschen, ungezählte Schwalben, deren lustiges Gezwitscher im Sommer den Fremden überrascht.

Der Aufgang zur Stadt ist wie in Galați ziemlich kurz und steil. Hat man ihn überwunden, so steht man auf dem St. Michaelsplatz. Ein freundliches Stück Erde, ringsherum durch stattliche, behäbige Häuser abgeschlossen, in der Mitte mit hübschen Pflanzungen besetzt. Nicht die geringste Zierde sind zwei Cafés, deren Gäste während des Sommers im Freien sitzen. Tische und Stühle nehmen das Trottoir wohl fünfzig Schritt weit in Anspruch. Vom Michaelsplatz führt direct nach Norden die Hauptstrasse der Stadt: Strada Bucuresci. Sie ist von beträchtlicher Breite, schnurgerade angelegt und enthält viele schöne Bauwerke. In ihr vollzieht sich der Hauptverkehr, hier liegen die vornehmsten Magazine, hier preisen die bedeutendsten Obsthändler prachtvolle Weintrauben, Melonen,

Birnen, türkische Haselnüsse und andere Herrlichkeiten an, endlich aber trifft man auf Schritt und Tritt reichhaltige Niederlagen mit den schon in Galați vereinzelt entdeckten Koffern. Diese blechglänzenden Erzeugnisse, die süßen Melonen und die in allen möglichen Farben dahersegelnden türkischen Schiffer gemahnen einzig und allein noch an den Orient.

Brăila ist im Vergleich zu Galați entschieden schön zu nennen. Während Galați die orientalische Bauart in seinen krummen und engen Gassen vorführt, trägt Brăila mit seinen durchgehends breiten und geraden Strassen einen europäisch-modernen Charakter zur Schau. Es trifft somit die Schilderung Henkes bezüglich des äusserlichen Eindrucks beider Städte noch vollständig zu, während man nicht begreifen kann, wie der Irländer Patrick O'Brien, Berichterstatter zur Zeit des Krimkrieges, zum Tadel von Brăila und zum Lobe von Galați gelangen konnte. Ihm zufolge war die „sogenannte Stadt Brăila“ nichts als eine staubige Ebene mit verstreut liegenden Häusern. Galați erschien ihm nach dem „erbärmlichen Brăila sehr zu seinem Vortheil“, er fand breite, gutgepflasterte Strassen und lobenswerthe Behörden. Der Mann musste in Brăila in einem elenden Khan, dessen Wände und Ritzen von Myriaden kleiner Bewohner wimmelten, übernachten, möglicherweise ist dadurch sein Blick getrübt worden.

Ausserhalb der auf einem Plateau gelegenen Stadt Brăila dehnen sich wüste Strecken aus. Die Sonne hat hier entsetzlich gewirthschaftet, der Boden ist völlig verbrannt, das dürftige Gras braun und gelb. Eine dichte, den Athem versetzende Staubwolke umgibt unsere Birjä. Das Gefährt kommt langsam vorwärts, eine eigentliche Strasse existirt nicht. Jeder fährt, wo es beliebt, fünf Schritt weit ziehen sich die Wagenspuren hin. Nach einiger Zeit wechseln bestaubte Kukuruzfelder mit braunem und grauem Gestrüpp ab, aus dem Hunderte von Zuckermelonen hervorblicken. Ihr Ruf ist weit und breit berühmt, mehr als ein Schiff läuft wöchentlich in den Brăilaer

Hafen ein, um sich mit den köstlichen Früchten beladen zu lassen.

Wie auf dem Meere schwimmen wir auf diesem von der Sonne gequälten Landstriche dahin. Allein alles Leid hat ein Ende, nach einer halben Stunde hebt sich am Horizont das Ziel unserer Reise empor, eine weisse, glitzernde Fläche. Das ist der Lacu sãratũ, an seinem Ufer treffen wir einen rumänischen Curort. Aber gerechter Himmel, wir finden keinen anmuthigen Platz, wo sich die Naturkräfte mit der Lieblichkeit der Landschaft vereinigen, um den Leidenden zu gesunden. Man möchte es am Ende dem einförmigen Spiegel der salzigen Flut und der baumlosen Ebene verzeihen, dass sie so und nicht anders, wäre nur ein freundliches Hôtel zu entdecken, wo bei befriedigender Nahrung und allerlei Gesellschaftsspielen die Tage verbracht werden könnten. Allein von all' dem keine Spur. Vier Strassen sind vorhanden, aber was für Häuser bilden dieselben! Numerirte Bretterschlãge mit je einer Thũr und einem Fenster schliessen sich aneinander, ihrer zwanzig oder dreissig machen eine Gasse. Eine Kũche existirt nirgends, wer kochen will, mag sich ins Freie bemũhen; Wãsche, Bettgewand etc. wird natũrlich mitgebracht. Doch warum sind denn diese Behausungen gar so elend? Die Antwort fãllt kurz aus. Das Bad ist Eigenthum der Stadt Brãila, die schon lãngst einen stattlichen Gasthof hãtte bauen kũnnen, da die Zahl der Besucher eine wirklich bedeutende Hũhe erreicht, und es diesen schliesslich gleichgiltig sein kann, ob sie von einzelnen kleinen Rãubern oder von einem Pãchter zum Vortheil der Gemeinde geschnũrt werden. Der Unternehmungsgeist im Lande fehlt jedoch ũberall, und die Stadtbehũrden thaten bis jetzt nicht das Geringste. Mithin haben zweihundert kleine Hũteliers Gelegenheit gefunden, die elendesten Bretterbuden zu erbauen und sie fũr 300 Lei und noch mehr per Monat an einen armen Kranken zu vermieten. Den Hũtten reihen sich einige Schenken ebenbũrtig an, hier bemũhen sich die Wirthe im Vereine mit Millionen

von entsetzlich kecken Fliegen, die Fremden zur Ver zweiflung zu treiben. Uebrigens amüsiren sich die Gäste trotz des fehlenden Luxus vorzüglich. Bälle werden in der Hochsaison abgehalten, und verirrt sich ja einmal ein Sänger oder ein Leierkastenbesitzer nach dem Lacu săratŭ, so wird ihm in demselben Masse jubelnd gehuldigt, wie dem neuentdeckten Amerika seitens des Christoph Columbus.

Auf dem Rückweg nach Brăila haben wir noch Gelegenheit, einen wüsten Park zu besuchen, dessen Bäume und Gräser unter der entsetzlichen Glut fast verschmachten. Inmitten des Gartens erhebt sich das Denkmal des russischen Generals Pawlowitsch. Der Feldherr liess 1828 vor Brăila sein Leben. Am Sockel der Säule sind vier Kanonen angebracht, am Fusse derselben vier Adler; die Spitze ziert ein Kreuz, welches auf einem Halbmond steht. —

Zwischen Galați und Brăila zieht das Seretŭthal entlang, eine mit herrlichem Graswuchs besetzte, wildreiche Gegend, schön für den Naturfreund, nicht minder anziehend für den Jäger und den Alterthumsforscher. Auf dem erhöhten linken Ufer des Flusses steigen die sogenannten Römerschanzen empor. Dem Beschauer dünkt es, als seien sie durch die Arbeit der Sterblichen hervorgerufen, allein es muss angenommen werden, dass die Naturkräfte sie erzeugt und die Menschen nur ihre ausgleichende Hand erhoben. Der Punkt ist von grosser strategischer Wichtigkeit; wer die Donau überschreiten will, der muss seiner Herr sein. Seit Jahrhunderten haben das die Kriegführenden erkannt, so lehren es die vielen Gold- und Kupfermünzen, die man hier und bei Barboși zutage gefördert. Schritt für Schritt stösst man auf die Spuren alter Niederlassungen, sie beweisen, dass hier sogar vorrömische Völker gehaust. In allen russischen und türkischen Feldzügen haben die Römerschanzen eine Rolle gespielt, sie werden dies bei allen künftigen Kämpfen an der Donau thun. Energischen Tadel erntete die türkische Heeresleitung, weil sie im Jahre 1877 die Höhen nicht besetzte,

um den russischen Aufmarsch zu stören. Allein abgesehen von diplomatischen Bedenken waren keineswegs genügende Truppen zur Hand, und endlich, was hätten die Türken wohl mit einer Offensive in Rumänien bezweckt? Die Römerschanzen wären eine Art Brückenkopf geblieben, der die Russen einige Zeit aufgehalten, um jedoch schliesslich als schmerzlicher Verlust wie der Kopf vom Rumpfe abgeschlagen zu werden. Die Aussicht von den Römerschanzen ist bei untergehender Sonne von eigenartigem Zauber, freilich darf man nicht allzulange mit der Trennung zögern, denn mit den Nebelgebilden steigen Fiebermiasmen herauf. —

Die Sonne schwebt noch als rother, dunstumgebener Ball über dem mächtigen Strome, als wir an Bord des österreichischen Lloyd dampfers steigen. Die Reisegesellschaft ist eine weitaus interessantere als auf der oberen Donau. Dort ist sie durchaus modern und monoton, hier echt orientalisches. Gleich am Eingang sehen wir einen weissbärtigen Türken mit untergeschlagenen Beinen am Boden kauern. Neben ihm hocken zwei Weiber, den Körper in hässliche, schwarze Kleider gehüllt, das Gesicht zur Hälfte mit weissen Tüchern bedeckt. Mehrere blondhaarige Kinder füllen den ausgebreiteten Teppich, auf dem die Gesellschaft Platz genommen. Daneben liegt ein starker, blaugekleideter, weissbeturbanter junger Mann, er hat sich ein förmliches Ruhebett mitgebracht. Weitere Türken stehen wie Marmorfiguren vor der Kajüte, der unerschütterliche Ernst, das unbesiegbare Phlegma charakterisirt sie. Juden, Rumänen und Bulgaren tummeln sich in buntem Gemisch, unter ihnen leuchten die überaus sauberen Uniformen der Schiffsbeamten hervor. Leider interessirt das Publicum des ersten Platzes bei weitem nicht so wie das des zweiten. Auch hier wird das Volk Israel durch wenig saubere, äusserst hässliche Jüdinnen und sehr arrogante Juden vertreten, ferner zeigen sich kreidebleiche Rumäninnen, deren Teint nicht einmal durch die allerschlimmste Seekrankheit vornehmer werden könnte, sowie eine

Anzahl räthselhafter Salonfiguren, versehen mit rothgebundenem Führer für Konstantinopel.

Stiefelputzer, Weintraubenhändler und Bretzelverkäufer treiben sich auf dem Deck herum, besonders von den Passagieren des zweiten Platzes stark beschäftigt. Mehrere Male lässt die Maschine nervenerschütternde Piffe hören, dann müssen die Geleitspersonen das Fahrzeug räumen, es geht an ein Küssen, Händeschütteln und Drücken, dass man glaubt, man fährt der Ewigkeit entgegen: das Schiff verlässt den Hafen. Freilich wird dies nicht mühelos bewerkstelligt, der schwere, hohe Seereisende vermag nicht, sich leicht wie ein gewöhnlicher Stromdampfer loszulösen, langsam wendet er sich, den Curs donauabwärts nehmend. Immerhin ist die Bewegung gut ausgeführt worden, die französischen und russischen Schiffe sollen weit mehr Zeit dazu benöthigen, wie sie überhaupt in jeder Hinsicht hinter denen des Lloyd zurückstehen.

Bald schwimmen wir in der Mitte der majestätischen Wassermasse. Das Bild, welches Galați in der Abschiedsstunde gewährt, ist von unvergesslichem Reiz. Ein leichter, kaum merklicher Dunst liegt wie ein feiner, durchsichtiger Gazeschleier vor der Hafenstadt. Zunächst fällt der Blick auf die Masten der Kauffartheiflotte, auf die Rauchsclote der Dampfer, auf einige Fischerbarken und das Leben und Treiben am Quai, weiter hinaus hebt sich das Häusergewirr der Stadt empor. Wohl sind der Kirchen wenige, auch die Zahl der hervorragenden Gebäude ist gering, allein das Gemisch von Tausenden gelber, grüner, brauner Häuser und Häuschen bietet eine stolze und überwältigende Gesamtheit.

Langsam gleitet der Dampfer den Strom hinab, der hier, vollständig rein von Sandbänken und Untiefen, glatt wie ein Spiegel seine ungeheuren Wassermassen dem Grabe zuwälzt. Plötzlich wird uns ein betrübender Anblick zutheil. Vor uns zeigen sich die Umrisse eines gestrandeten Schiffes. Der Rumpf ist versunken, der Kiel ragt ein wenig hervor, Schlot und Maste streben wehklagend gen Himmel. Ein

englisches Fahrzeug wurde vom tückischen Schicksal ereilt. Vor zwei Monaten stiess es dicht am Ufer mit einem anderen zusammen und sank, ein Mitglied seiner Bemannung in den Fluten verlierend. Die Mündung des Pruth, die dicht am Ufer hinführende Eisenbahn und das freundliche Reni verwischen den tragischen Eindruck. Der erste russische Ort besitzt einige am Ufer liegende hervorragende Gebäude, sowie den zweifelhaften Ruhm, den von niederträchtigen Verräthern seinem Palaste und seinem Volke entrissenen Fürsten Alexander von Bulgarien einen Tag lang beherbergt zu haben. Hierher wurde Fürst Alexander auf seiner Yacht, begleitet von fünf pflichtvergessenen Officieren und hundert abtrünnigen, bestochenen Soldaten, geführt. Um den unglücklichen Regenten unkenntlich zu machen, hatte man ihn in schafswollene Bauernkleider und in eine Lammfellmütze gehüllt; die russischen Behörden thaten zudem alles Mögliche, um dem Ueberraschten seine Lage zu verbittern.

Hinter Reni wechseln schier unermessliche Steppen, hin und wieder mit einer Viehheerde durchsetzt, mit sumpfigen Strecken ab, selten fliegt eine Ortschaft vorüber. Häufig tauchen dagegen russische Wachtposten auf. Der Dienst in denselben kann nicht gerade der angenehmste des Riesenreiches sein. Busch und Baum umgeben die drei oder vier Häuser der Colonie, am Ufer wiegt sich ein Kahn, mit dem die Insassen des Postens spazieren fahren, fischen oder ihre etwaigen Feinde verfolgen. Einzelne Soldaten liegen im Grase, einer führt wohl auch ein Pferd zur Tränke.

Weit fesselnder sind die Bilder der Dobrogea. Obgleich die Berge nicht einmal die Höhe von tausend Fuss erreichen, erscheinen sie doch gigantisch, die Tiefe des Donauthales bewirkt das. Manche sind mit herrlichen Wäldern bedeckt, wieder andere mit spitzen Zacken und Klüften grotesk gestaltet. Alle diese Hügel klimmen jedoch nicht unmittelbar am Ufer gen Himmel, sie erheben sich erst eine Stunde landeinwärts. Das Vorland ist mit Sümpfen,

Wiesen, Büschen und einigen Fischerhütten aus Stroh erfüllt. Die ehemals türkische Stadt Isaktscha bildet in diesem Einerlei eine erfreuliche Abwechslung. Ihre wenigen Hundert Häuschen können keinen Anspruch auf Schönheit machen, ein Minaret ist die einzig sichtbare Kirche, ein grosses, rothangestrichenes Gebäude und offenbar die grösste Sehenswürdigkeit des Ortes. Ausserhalb desselben ragen ein Dutzend Windmühlen unthätig in die Luft, daneben ein kahler, runder Hügel, so jäh aus der Steppe emporsteigend, dass wir uns geneigt fühlen, an seinem natürlichen Ursprung zu zweifeln. In der That ein Werk der Menschenhand! Als im Jahre 1877 das nimmerrastende Russland die abscheuliche Kriegsfackel auf die Balkanhalbinsel schleuderte, rüsteten sich die Muselmänner zur Vertheidigung. Sie errichteten diesen Kegel, um von ihm aus weite Strecken des feindlichen Landes zu beherrschen. Jetzt ist der Halbmond in Isaktscha verschwunden, der Ort Sitz rumänischer Behörden. Hinter Isaktscha trauern die Ruinen des römischen Noviodunums. Unweit davon befindet sich eine Stromenge von 200 Metern, wo der Vermuthung zufolge König Darius 503 v. Chr. seinen Donauübergang bewerkstelligte.

Um die Fahrt zu kürzen, unternehmen wir einen Rundgang auf dem Vorderdeck. Man hat sich daselbst nach Völkerschaften gruppirt. Das Osmanenthum ruht auf Teppichen und Polstern, drei Türken schlafen, ein vierter, in schwarzem Kaftan und mit grünem Turban, lehnt ernst an der Schiffswand. Die Weiber beschäftigen sich mit der Reinigung der Kinder, von denen eines von einer wahren Flut goldenen Haares fast verdeckt wird. Eine zweite Gruppe besteht aus Rumänen, eine dritte aus schmierigen Juden und Jüdinnen. Der letztere Trupp ist natürlich der zahlreichste, der lebhafteste und der beweglichste. Er sendet seine Mitglieder oft in ganzen Schaaren auf das Gebiet der ersten Classe, wo alsdann ein peinlicher Knoblauchgeruch und ein ebenso peinlicher Jargon die Luft durchdringt. Bei solchen Invasionen suchen die übrigen

Reisenden vergebens nach Sesseln und Bänken, alle sind von dem Heuschreckenschwarme mit Beschlag belegt worden.

Gegen Mittag erblicken wir Tulcea. Die Donau bildet eine halbmondförmige Einbuchtung, deren eines Ende durch einen schönen Hügel abgeschlossen wird. Auf ihm starren drei altersschwache Windmühlen in die blaue Luft, ein schlankes Minaret verkündet, dass noch nicht alle Türken vor dem verhassten christlichen Regiment weggezogen. Weiterhin liegen die theilweise schmutzigen und verfallenen Häuschen in fünf, sechs Abstufungen und mit Grün vermischt, über einander. Ihre braunen Dächer sind nicht wie die der rumänischen Häuser fast ebenso hoch wie der ganze Bau, sondern flach, ein Characteristicum des Orients. Ein zweites Minaret, einige ansehnliche Amtsgebäude, ein Café am Ufer, dazu einige Dutzend buntbewimpelter Barken und Schooner, fungiren als Zierrathen des eigenartigen Panoramas. Hinter dem Orte beleidigen wiederum zwei Dutzend der unvermeidlichen Windmühlen das Auge.

Am Landungsplatz drängt sich eine bunte Menge. Mindestens fünfzehn Türken mit rothem Fes, einige Bulgaren in braunen Farben, acht oder zehn rumänische Officiere mit Pariser Modedamen stehen bei einander, und damit Niemand fehle, wenden einige Peißigeschmückte dem Dampfer ihre Aufmerksamkeit zu. Das Bemerkenswertheste dünken uns sechs Gestalten, Träger von klatschrosenrothen Hemden und hohen Stiefeln. Man sagt uns, dass es Lipovener sind. Vor dem Kaffeehaus hockt auch ein Albanese, seine Tracht gehört zu dem schönsten, was man von männlicher Kleidung sehen kann. Ein rother Fes mit schwarzer Quaste zielt den Kopf, eine schwarze Weste den Oberkörper. Die Aermel derselben hängen auf dem Rücken des Mannes herab. Das Hemd ist ein halber Kittel, in unzähligen Falten reicht es nur bis zu den Knien, unter ihm sieht man hohe, braune Gamaschen, sie bedecken fast die Beine.

Ziemlich spät steigt ein vornehmer Türke in Begleitung eines Dieners an Bord, der Herr im langen, schwarzseidenen

Kaftan, mit roth und weissem Turban. Die Kleidung des Dieners muss wirklich geschmackvoll genannt werden. Sie besteht aus einem hellrothen, weissgestreiften Hemd, dunkelblauer Hose, dunkelrother Schärpe, blauen Gamaschen, weissen Sandalen und einem prachtvollen Turban, dessen Mitte dunkelblau, dessen Rand blendend weiss erscheint. Uebrigens feiert man heute türkisches Osterfest, wo ein Jeder, der es nur halbwegs vermag, einen Widder schlachtet. Und es werden viele dieser Thiere bluten müssen, denn von den ehemals zahlreichen Türken ist der vierte Theil geblieben. Handel und Wandel der Stadt tragen noch immer einen echt türkischen Charakter.

Eine Stunde stehen wir, währenddem ein- und ausgeladen wird. Ein stattlicher Lloyddampfer rauscht stolz durch die Mitte des Stromes, ihm folgt ein kleinerer, griechischer, eine blau-weiße Flagge führend.

Bereits vor Tulcea ist der Chilia-Arm abgebogen, hinter Tulcea scheidet sich die Donau in den St. Georgs- und in den Sulina-Canal. Der Georgs-Canal zieht scheinbar unregulirt seitwärts ab, wir fahren in den Sulina-Canal ein. Die jetzt folgende Reise bis zur Mündung des Stromes in das Schwarze Meer dürfte wohl die seltsamste Strompartie Europas sein. Sie soll mit der Passage des Suezcanals viel Aehnlichkeit besitzen. Landschaftlich ist sie entsetzlich öde und trostlos. Sechs Stunden schlängelt sich der Dampfer dahin, ohne dass das Auge etwas Anderes erblickt als Schilf. Schilf rechts und links, Schilf soweit das Auge reicht, nur am Horizont ragen einige blaue Berge der Dobrogea empor. An ihnen hängt das Auge mit demselben Wohlgefallen, wie das der Schiffbrüchigen an dem rettenden Lande. Kein lebendes Wesen unterbricht die Stille dieser Rohrwüste, in der das Fieber lauert, Frösche und Kröten herrschen und Millionen von Gelsen am Abend ihre wilden Jagden halten. Besonders im Sommer sollen die letzteren Geschöpfe eine wahre Landplage sein, sie stürzen auf die Ochsenheerden der Gegend und peinigen das Vieh. Die Pferde magern in der genannten Jahreszeit ganz ab, da

sie sich beständig vertheidigen müssen und nie zum Schlaf kommen können. Dass aber die Schwalben Erlösung von dem Uebel bringen, ist schon deswegen ein Irrthum, weil die Schwalben unter die Tagvögel, jene aber unter die Nachtschwärmer zu rechnen sind. Die Rohrwüsten gleichen in ihrer Einförmigkeit dem Meere, jenes wird durch die Wellen, diese werden durch die im Winde schwankenden Halme bewegt. Und im Frühjahr stellen sie ein wirkliches Meer vor. Dann ist das Land, so weit das Auge reicht, überschwemmt. Im Sommer sucht das Wasser der Donau in ungezählten grösseren und kleineren Armen und Canälen seinen Weg zum Pontus Euxinus, ein ganzes Königreich unbebaut und unbenützt lassend.

Worin besteht denn aber der Reiz einer solchen Fahrt zwischen Rohr und Sumpf? Gleich bei unserem Einzug in den Canal haben wir Veranlassung zum Staunen. Der Sulina-Arm ist nicht breiter als vierzig bis sechzig Schritte, er ist also so schmal, wie der Donau-Canal bei Wien oder irgend ein gewöhnlicher Fluss. Dabei hat er jedoch die Bestimmung, mächtigen Seeschiffen den Weg zum Binnenland zu erschliessen. Unzählige rothe, schwimmende Zeichen deuten an, wo Untiefen vorhanden sind. Rechts von ihnen muss unser Dampfer laufen, links davon würden wir stranden oder festfahren und mehrere Stunden oder auch Tage mit dem Wiederflottwerden verbringen. Der Canal erscheint vorzüglich regulirt, dank der unermüdlichen Thätigkeit der europäischen Donaucommission. Millionen hat freilich die Instandsetzung der Wasserstrasse verschlungen, Millionen dafür an Gütern und Tausende von Menschenleben gerettet. Zuweilen taucht rechts oder links über dem Schilfe ein Mast oder ein dampfender Schlot auf, es sind Fahrzeuge, die wir einholen, oder denen wir begegnen müssen; die vielen Biegungen des Canales künden ihr Nahen vorzeitig an.

An einer etwas breiteren Stelle, kennbar gemacht durch eine grosse Anzahl von Bojen und anderen verächtlichen Vorrichtungen, begegnen wir zwei grossen Schiffen.

Lange bleiben wir liegen, endlich kommen sie heran. Der schwarze Rumpf eines englischen Kauffahrers windet sich dicht an uns vorüber, das Deck mit vollbärtigen Matrosen, echten Söhnen Albions, besetzt. Ihnen folgt in kürzester Zeit ein altes, griechisches Fahrzeug, weit weniger stattlich und weit weniger reinlich als jenes. Seine Bemannung unterscheidet sich von der des vorigen Baues in mehr als nur in der Kleidung. Wettergebräunte, kühn geschnittene Gesichter, blitzende Augen und schwarzes Haar verrathen die Kinder des Peleponnes. Die Capitäne beider Schiffe werden von unserem Piloten heftig zur Rede gesetzt, sie haben die Vorschriften der Donaucommission ganz ausser Acht gelassen, indem sie statt links rechts ausgewichen, sie werden deshalb ohne Erbarmen Strafe zahlen müssen. Selbst das Lamento des weissbärtigen griechischen Führers kann sie vor diesem Schicksale nicht bewahren. — Eine Strecke weiter streifen wir an zwei türkischen Barken vorüber. Sie transportiren Bauholz nach Konstantinopel, vielleicht das nämliche, das wir auf der Bistrița als Floss benützt. Die ernstesten Gesichter der Muselmänner sind auf unsere „Galatea“ gerichtet; vor jedem Fahrzeug rudert ein Kahn mit je vier Osmanen einher. Da die Schiffe keine Maschinen besitzen und der Wind nur sehr leicht weht, müssen die Leute auf eine solche anstrengende Weise ihr Fortkommen zu fördern suchen. Tritt auf dem Schwarzen Meere Windstille ein, dann heisst es, sich in Geduld fassen und tagelang oder selbst wochenlang warten. Ein darauf folgender Sturm vernichtet vielleicht alle Mühen und Hoffnungen, indem er das Fahrzeug sammt seiner Ladung und sammt seiner Bemannung dem Untergange weiht. Ganz besonders tückisch ist die Mündung des Sulina-Armes, an der vor geraumer Zeit drei Schoner und fünfzehn Menschenleben endeten, und wo oft in einem Monate ein Dutzend Leichen ans Land geworfen werden.

Lange bleibt uns jetzt jede Begegnung erspart, trotzdem wird unser Interesse stets lebendig erhalten. Die Enge des Canales, seine Windungen, die verschiedenen

Schifffahrtszeichen, der Umstand, dass unser Seedampfer fast das Ufer berührt, ein sich entwickelndes Gewitter mit Sturm, gibt Stoff zu Betrachtungen. Allmählich hat sich der blaue Himmel verfinstert, endlich steht eine unheimliche Wolkenmasse über dem Schilfmeer, und ein heftiger Wind bricht los. Das Schicksal möge unserer Meeresfahrt gnädig sein. —

In der Mitte dieses seltsamen Sumpfreiches wird uns ein merkwürdiger Anblick zutheil. Hier muss sich der Landkarte zufolge auf dem rechten Ufer ein stattliches Dorf, Namens Gorgova, erheben, in Wirklichkeit finden wir nur ein Dutzend zerfallener Rohrhütten, und ein kleines, hübsches Häuschen; es dient einem Beamten der Donau-commission zum Aufenthalt. Der Mann muss hier die Sommermonate verbringen, um den Wasserstand zu messen und seine Ergebnisse den Seefahrern zugänglich zu machen. Vor den Hütten sind die Fischer beschäftigt, kleine, curiose Männer mit schmutzigen Bärten und schwarzen Pelzmützen. Grobe blaue, ziegelrothe oder braune Leinwandkittel geben den Leuten ein plumpes Aussehen, hohe Stiefel verrathen ihren Beruf. Das sind weder Rumänen, noch Türken, es sind Lipovener und andere Russen. Den Sommer über treiben sie hier ihr Handwerk, kommen die eisigen Stürme des Winters und friert der Canal zu, so verlassen sie die ungastliche Einöde und ziehen gleich dem Beamten der Commission weg. Heute kauern etwa zehn von ihnen an einem Feuer, mit der Stillung ihres Hungers beschäftigt und an die Worte Heinrich Heines erinnernd:

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmaulig und klein;
Sie kauern um's Feuer und backen
Sich Fische und quaken und schrei'n.

Bei der Betrachtung dieses unermesslichen Sumpflandes drängt sich einem die Ansicht auf, die Bewohner von Gorgova und Tulcea müssten an allen möglichen Krankheiten darniederliegen, dies trifft indessen nicht zu. Brustleiden sind in Tulcea fast unbekannt, Gicht und sonstige Uebel

selten. Das Fieber grassirt natürlich, besonders bei dem ärmeren Theile der Bevölkerung. Gesunde Nahrung steht dem Befallenen ebenso wenig zur Verfügung wie entsprechendes Obdach und Pflege. Als Hauptmittel gegen die Krankheit benützt der Leidende schwarzen Kaffee, ihn trinkt er in grosser Menge. Das Fieber zehrt, der Kaffee zehrt, und man sieht förmlich die Leute ins Grab sinken.

Am Abend naht der Schluss unserer Isterfahrt. Der Punkt ist da, wo sich die Donau mit dem gewaltigen Meere vermengt. Ein Hafenbild, wie es eigenartiger gar nicht gedacht werden kann, zieht an uns vorüber. Rechts und links in dem kaum fünfzig bis achtzig Schritt breiten Strome liegen die Seeschiffe aller Nationen. In unermesslicher Zahl sind sie vor Anker gegangen, auf dieser Seite ein Glied, auf jener zwei Reihen bildend. Zwischen ihnen dampfen wir dahin. Wohl hundert Schiffe können wir betrachten. Die meisten von ihnen tragen griechische Namen und die griechische Flagge, indessen hantiren auch auf einigen buntgekleidete Muselmänner, drei oder vier zeigen die österreichisch-ungarischen Farben, andere die englischen, eines die französischen. Fünf oder sechs Schiffe haben sich in Gala gekleidet und ihre Masten, sowie die Stricke der Segel mit allen erdenklichen bunten Fetzen und Wimpeln geschmückt; ein gar lieblicher Anblick. Was aber hat die ernsten, dem Tode beständig entgegen sehenden Männer bewogen, dem Leben eine freundliche Seite abzugewinnen? Ein von der Donaucommission veranstaltetes Flottenfest wird gefeiert, seit einigen Tagen belebt es den kleinen Hafenort. Böllerschüsse durchzittern die Luft, Hochrufe folgen ihnen, und als wir die letzten der ankernden Riesen erreichen, erblicken wir den Landungsplatz. Hunderte und aber Hunderte von Menschen drängen sich durcheinander. Ein buntes Gemisch; alle Nationen Europas haben sich gut vertreten lassen. Zwischen ihnen zeigen sich die Ehrengäste, die rumänischen Damen in Crèmekleidern, Seide und Spitzen, die Kinder in Nationaltracht, die Herren im schwarzen Salonzug, die Officiere

in Galauniform. Eine Militärbande spielt soeben die österreichische Volkshymne, leider entsetzlich schlecht. Entweder kommt es den Künstlern schwer an, dem Nachbarstaate zu huldigen, oder die Capelle macht eine Ausnahme von den sonst so lobenswerthen Militärbanden Rumäniens. Kleine Boote tummeln sich im Strome, sie geben dem schaulustigen Publicum genügend Stoff zur Unterhaltung. Wie man uns sagt, finden allerlei Belustigungen statt. Ein Schwein wird glatt rasirt, wer es auf dem Lande mit blossen Händen fängt, ohne Ohren und Schwanz zu berühren, erhält es als Eigenthum. Auf dem Wasser werden Beutel mit Geld auf schwimmenden Stangen befestigt, die darnach Greifenden fallen natürlich eher in die Flut, als dass sie das Entschlüpfende erobern.

Eine Stunde rastet unsere „Galatea“, eine Stunde können wir das Gewühl und die beflaggten Gebäude Sulinas bewundern. Die Nacht bricht herein, eine Strecke des Ufers wird illuminirt. Endlich sticht unser Schiff in See. Grüsse werden gewechselt, Buntfeuer in rothen, grünen, weissen Farben erhellt unser Fahrzeug, und von der Commandobrücke lässt man ununterbrochen Raketen zum dunkeln Firmament aufsteigen. Vor uns erhebt sich ein gigantischer, schlanker Bau aus den Fluten. Hoch oben endet er, sein Haupt trägt ein mächtiges Feuer. Das ist der Leuchthurm von Sulina, das Wahrzeichen an der Istermündung und an den Gestaden des wilden Pontus Euxinus, ein Hoffnungs- und Warnungszeichen in einer Gestalt. Der mächtige Dampfer beginnt leicht zu schwanken, wir haben die offene See erreicht. Das Schwarze Meer liegt vor uns, eine endlose, in seiner majestätischen Wildheit beklemmende Wüste. Vergebens sucht das Auge das vertraute Gestade, allzubald entschwinden die Lichter von Sulina, und in dem ewigen glatten Einerlei ruft nur der Mond eine angenehme Abwechslung hervor. Er präsentirt ruhig und heiter wie gewöhnlich seine runde Scheibe, eine Fläche des Meeres in unstät flimmerndes Silber kleidend. Scharf hebt sich der schwarze Rumpf unseres Dampfers

ab, starr ragen Masten, Maschinentheile und Commandobrücke empor, und doch erscheint das Schiff nicht mehr mächtig genug, den Gefahren zu trotzen. Was ist es denn im Vergleich zu dieser Wasserwüste ohne Grenzen? Ein unscheinbarer Punkt, schwach wie ein Blatt, das der Sturm davon trägt.

Von den Passagieren ist einer nach dem anderen zur Ruhe gegangen, selbst ein verliebtes Ehepaar hat sich zurückgezogen. Unsere Türken schlummern längst. In Sulina sassen sie in einer Gruppe beisammen und verzehrten Schaffkäse, Weintrauben und Brod. Wir liessen uns ein Stück von ersterem reichen und drängten, um ihren Charakter zu erproben, den Leuten einige Münzen auf. Ein allgemeines „Nein“ scholl uns entgegen, lebhaftes Entrüstung verkündete den gastfreundlichen Sinn dieses Volkes, welches zu ehrlich, zu bieder, zu edel und zu rechtlich, um noch heutigentags eine Rolle zu spielen, da es nun einmal nicht verstanden, die Ruhe und den Hang zum Träumen mit reger Beweglichkeit, künstlerischem, erfinderischem Sinn und Gleichberechtigung der Frauen zu vertauschen. Ein einziges Licht noch leuchtet als letztes Wahrzeichen des Landes herüber, es gleicht einem ins Meer sinkenden Brillanten, das ist der Leuchtturm an der Mündung des St. Georgs-Canals. Am Himmel erscheint ein Stern nach dem anderen, bis sie alle versammelt sind. Ab und zu schwankend, strebt der Dampfer vorwärts, ein frischer Wind streicht kühlend über das Deck, unsere Träume davontragend. Wie viele Hundert Fahrzeuge, wie viele Hundert Tausend Menschen müssen auf dem Grunde dieses Meeres ruhen, welche Schätze müssten zutage treten, wenn die Wassermasse plötzlich eintrocknete! An den Gestaden des Westens erstand in längst vergangenen Zeiten eine Reihe glänzender Emporien. Das handeltreibende Volk der Griechen gewann hier die Schätze der Barbarenländer. Da war Tomi, wo Ovid in der Verbannung lebte, weiter südlich Callatis, Odessus, Mesembria und Apollonia. Alles das waren volkreiche Orte, in denen

sich herrliche Paläste aneinander reihten, wo die Kunst ein Heim fand und nur der Arme wie heutigentags trauernd durch das Leben schritt. Die blühenden Städte fielen, Barbarenhorden hausten zwischen ihren Trümmern. Doch was hier verwüstet wurde, erstand im Osten des Meeres in voller Pracht. Auf der Halbinsel Krim, dem lieblichen Garten an der Schwelle des Morgenlandes, waltete die Hand des Genuesers. Byzanz aber, das herrliche Eden, blieb immer dasselbe, gleichviel ob seine Herrscher der deutsche Ritter, der griechische Kaiser oder jene Heldengeschlechter von Sultanen waren, denen die Welt für ihr Schwert zu klein dünkte. Gegenwärtig trauert es an der Seite des sterbenden Gebieters. Das Schicksal wird ihm einem jugendlichen, neuen Herrn vermählen, unter dem es zu frischem Dasein erwacht; hoffen wir, dass dies nicht das rohe Moskowiterthum ist.

Mitleidig lullt uns der Schlummergegott in der bequemen Schiffscabine ein. Bange Träume belästigen uns, das Schwanken der „Galatea“ unterbricht oft den Schlaf. Am Morgen turnen wir vom Lager herab, um in der Cajüte hin und her geschleudert zu werden. Wir taumeln aufs Deck und gewahren in weiter Ferne Lichter, das bedeutet Land, das rettende Constanța naht. Doch ist es noch zu fern, und die Katastrophe verschont uns nicht. Nach kurzer Zeit bringen wir dem Meere unseren Tribut dar, und eine Stunde lang würde uns selbst die Aussicht, dass es in Konstantinopel Ducaten regne, keineswegs zur Weiterreise verlocken können. Sogar beim Einlaufen in den Hafen verunglücken wir. Und dies ist freilich kein Wunder, denn gerade da gehen die Wellen am höchsten.

Acht kleine Barken nähern sich, behend wie Corsarenfahrzeuge, sie werden in Schwindel erregender Weise von den Wellen auf- und abgeschleudert, dies hält jedoch ihre Insassen nicht ab, mit den Landungslustigen über den Preis der Ausschiffung zu verhandeln. Wir scheiden vom Dampfer, die schwankende Treppe geht es hinunter, hinein in die ebenso schwankenden Boote, und an den im Hafen

liegenden Schiffen vorbei zum Lande. Hier offenbart sich die Tücke und Roheit der Kahnführer. Man fordert statt des festgesetzten Leustückes drei Lei und scheint nicht übel Lust zu haben, mit uns in thätliche Verbindung zu treten. Alle Drohungen mit Präfecten und Polizei werden verlacht, und wir müssen die privilegierten Räuber ihrem Wunsche gemäss bezahlen. Wie wir später erfahren, sind diese rohen Blutsauger sämmtlich Griechen und erkennen keine andere Autorität an als die des Hafencapitäns, eines Landsmannes, der wiederum von höherer Seite Schutz geniesst. Es wäre wirklich angezeigt, wenn dem anders würde und man einen Tarif vorzeichnete, damit der erste Eindruck im rumänischen Seebade kein allzu ungünstiger ist.

Kaum sind wir dem geldgierigen Hellenenthum entronnen, tritt uns ein zweites Hinderniss entgegen. Ein verschlafen dreinschauender Herr nimmt den Pass ab, und — Ende gut, Alles gut — ein Zollbeamter durchsucht das Gepäck. Seine Herren Collegen waren bisher allzu chevaleresk, sie warfen einen einzigen Blick in den grössten Koffer und liessen das Uebrige unerforscht. Unser heutiger Geschäftsfreund durchsucht Alles, nicht das kleinste Stück Papier bleibt ihm fremd. Nachdem er den Salonanzug tüchtig mit Insectenpulver, die Hemden mit Cacao angeschüttet, wird uns gestattet, mit den Trümmern unserer Habe zu entfliehen. Zwei armenische Lastträger stehen uns bei, und nach kurzer Zeit befinden wir uns im Hôtel Carolă, einem monumentalen Prachtbau ersten Ranges, errichtet auf einem in das Meer hinaus springenden Felsen. Es ist das einzige Hôtel in Constanța, welches europäischen Anforderungen entspricht. Die übrigen Gasthöfe sind echt orientalisch, allerlei Ungeziefer soll daselbst über den Reisenden herfallen. Hôtel König Carolă I. ist Eigenthum einer Actiengesellschaft, als Leiter fungirt ein deutscher Landsmann, ein geborener Hildesheimer.

Wir treten in unser Zimmer und eilen überrascht zum Fenster. Zur Rechten und zur Linken wälzt das Schwarze Meer seine blauen Fluten heran, in der Mitte breitet sich

die Stadt aus. Das ist ein Ort, der am Tage wohl wenig anheimelnde Freundlichkeit und nicht die geringste imponirende Schönheit besitzt, am Abend aber, wenn der silberne Mond die Landschaft mit seinem zauberischen Lichte übergiesst, glauben wir uns in die Geheimnisse des Orients versetzt, und uns dünkt, als ob ein leichtes Lüftchen holde Märchen aus 1001 Nacht herantrüge. Gotteshäuser steigen nur drei aus dem Gewirr empor: dicht am Meere ein monumentales Bauwerk, die neue griechische Kirche, welche fünfhunderttausend Lei kostete; weiterhin zeigen sich zwei Moscheen. Sie besitzen kleine, auffallend dünne Thürmchen, kaum dicker wie Mastbäume. Oben auf der Galerie erscheint bei Sonnenuntergang der Muzzetin, unten stehen die Gläubigen, um sich betend zu neigen.

Wer bei Tage die Stadt durchwandert, wird freudig erregt ein echtes Stück Orient wahrnehmen. Der Westeuropäer und besonders der Ethnograph muss sich angenehm berührt fühlen ob der bunten Völkermischung und des vorzüglichen Studienfeldes, das sich ihm darbietet. Constanța ist nach wie vor eine türkische Niederlassung. Die Besitznahme der Dobrogea durch Rumänien hat nichts herbeigeführt als ein Heer von rumänischen Beamten und rumänischen Soldaten, die Einwohner sind die alten geblieben. Turban und Kaftan herrschen vor, diese aber in allen Farben. Die Türken und Tartaren leben als bescheidene Verkäufer, Sagaciï, Fischer, Bauern und Lastträger, die Griechen beherrschen den Handel. Ausserdem findet man sie als Obsthändler, Barkenführer und Fischer. Die Armenier stellen einige Magazinsinhaber und Lastträger, die Spaniolen gehören zu den reichsten Kaufherren, die Bulgaren zu den Gemüseproduzenten, einzelne deutsche Familien zu den Landbebauern. Das Gemisch wirkt äusserst buntfarbig. Hier schreitet der ernste Türke davon, dort humpelt der hässliche Tartar einher. Seine Augen sind geschlitzt, seine Ohrmuscheln stehen weit ab, Hals und Gesicht sind äusserst starkknochig. Trotzdem gilt er als gutmüthig, selten wird er zum Verbrecher. Diebstähle

kennt man in tartarischen Dörfern nicht, und nur die Eifersucht vermag diese Leute lebendig zu machen. Zum Bauern eignen sie sich keinesfalls, in der Früh arbeiten sie einige Stunden, kommt die Sonne herauf und wird es den Tartaren zu warm, so lassen sie am liebsten alles liegen, um zu Hause einen schwarzen Kaffee zu schlürfen.

Auf einem kleinen Plateau, wo man dem Vater Ovid — er soll einstens hier in der Verbannung geathmet haben — ein Denkmal errichten will, steht ein echt orientalisches Kaffeehaus. Vor demselben sitzen an wackeligen Tischen Türken, Griechen und Fremde, Dulcétă, Scherbet oder Kaffee schlürfend, sowie die Wasserpfeife rauchend, deren Genuss bekanntlich schier betäubend wirkt. Ein zweiter, offener Raum dient als Marktplatz. Hier nehmen die Melonen den ersten Platz ein. Es gibt Buden, in denen nichts anderes als Hunderte dieser köstlichen Früchte, das Stück zu fünf Bani, feilgeboten werden. Auch in den grösseren Magazinen der Stadt sind Delicatessen, Conserven, Butter, Käse, Obst und andere Lebensmittel die gesuchtesten Artikel. Dort fallen besonders die türkischen Früchte auf, Feigen, Datteln, Oliven, Trauben, daneben Aepfel mit ungewöhnlich dickem Stiel, Nerazmi, halb Citrone, halb Apfel, nur zur Dulcétă verwendbar, sowie türkische Haselnüsse, besser als die westeuropäischen und nicht wie diese von runder, sondern von ovaler Gestalt. Die Verkaufsläden des Orients sind von den unseren sehr abweichend. Sie bestehen meist aus kleinen Holzbuden, deren ganze Front entweder gegen die Strasse hin offen, oder deren Fenster die sämtlichen Herrlichkeiten verathen. In den Höhlen der Bäcker liegen gleich neben dem Backofen die Producte desselben zum Verkaufe bereit.

Ausserhalb des ehemaligen türkischen Köstendsche stellen sich täglich die Landleute der Dobrogea mit Ochsenwagen oder Pferdegespannen ein und veräussern die Erzeugnisse ihrer Felder an Händler, die das Gewonnene weiter nach dem Morgenlande verschiffen. Tartaren, Türken, Rumänen und deutsche Colonisten bilden das bunte

Gemisch der Getreidelieferanten, Griechen, Armenier und Juden sorgen für die Weiterbeförderung.

Ein Spaziergang zum Hafen bietet wenig Merkwürdiges dar. Die Eisenbahn fährt längs der Meereseinbuchtung bis zum Zollamt hin, von hier beginnt ein Molo, der den eigentlichen Hafen abschliesst. Innerhalb desselben beobachten wir einen stattlichen Dreimaster, mehrere kleinere Schiffe, einige Dutzend winziger Barken und Kähne und ein englisches Kriegsschiff. Das ist ein stattlicher, vornehmer Bau. Zwei mit hellgelber Oelfarbe bestrichene Essen nehmen die Mitte ein, an sie reihen sich hochelegante Wohnräumlichkeiten. Oberhalb derselben läuft eine Art Verdeck hin, auf ihm machen sechs Matrosen Fechtübungen. Das Bugsprit führt zwei Kanonen, ausserdem enthält das Schiff noch vier Mitrailleusen und achtundfünfzig Mann Besatzung. Es ist ein Remorqueur, der im Pontus Euxinus Polizeidienst versieht. — Am Ufer fischen zwei Griechen. Einer von ihnen hütet einen Korb, zum Theil mit unzähligen, winzigen, silberglänzenden Fischchen gefüllt, die sich auf ihrem Todtenbette zappelnd herumwinden. Der andere wirft das Netz aus, um mit jedem Zuge zwanzig neue Schlachtopfer zu erwerben. Es sind Atherin, kleine Meeresbewohner, die man gerne gebacken geniesst. In der Nähe promenirt die Frau des türkischen Gesandten, tief verschleiert und in Gesellschaft eines Dieners. Ihr Mann weilt in Bucurescî, sie selbst darf sich dort indessen nicht aufhalten, da das türkische Gesetz einer Frau das Wohnen in einem Ort mit Moschee vorschreibt. Weit, weit an der Küste sieht man zwei kleine Häuschen herüberwinken. Erst dort unten konnte man die Badeanstalten errichten, in der Nähe des Ortes war der Meeresgrund zu steinig.

Constanța ist seit einigen Jahren als Seebad stark in Aufschwung gekommen, weilen doch jetzt jährlich gegen 2000 Gäste hier, um Luftkur und Bäder zu benutzen! Das Publicum setzt sich fast ausschliesslich aus Rumänen zusammen, von denen wiederum 60⁰/₀ auf Bucurescî, mehr als 20⁰/₀ auf Galați und Brăila entfallen. Leider hat man

bisher viel zu wenig für Sportbelustigungen gesorgt, Constanța hätte sich sonst schon längst zum Rendezvousplatz der gesamten feinen Welt Rumäniens und der angrenzenden Länder emporgearbeitet. Immerhin wächst die Zahl der Besucher beständig, obgleich auch Spaziergänge fehlen. Nicht wie an den Gestaden der Ost- und Nordsee bieten die Küsten des Schwarzen Meeres herrliche, meilenweite Buchenwäldungen, hier ist alles kahl, und wer Wald sehen will, der muss zwei Tage weit reisen. Wird doch sogar Holz aus Anatolien herübergebracht! Anders dürfte das freilich werden, wenn man erst die grosse Brücke bei Cernavoda über die Donau gebaut hat, bestimmt, das neu-erworbene Gebiet mit dem rumänischen Hauptlande zu vereinigen. Für dieses Communicationsmittel bewilligte die Kammer zwanzig Millionen Lei, weitere zwanzig Millionen Lei setzte man für den Umbau des gegenwärtig sehr kleinen und ungenügenden Hafens aus, so dass alle Aussicht vorhanden, den rumänischen Hafenort in 4—5 Jahren zu vervollkommen. Wie sich Constanța unter rumänischer Herrschaft entwickelt, ist wirklich bewunderungswerth, es stellt der rumänischen Regierung ein sehr günstiges Zeug-niss aus. Noch vor zwei Jahren war der Import eben so schwach wie der Export, heute wird um 100% mehr exportirt, der Import ist um 300% gestiegen. Unter türkischer Hoheit bildete die Ansiedelung nur ein elendes Dorf, gegenwärtig zählt sie 6000 Einwohner und besitzt eine Menge hübscher Häuser, in denen Beamte und Erholungsbedürftige residiren. Leider steht es um die Unterhaltung der Gäste schlecht genug. Von ihnen ist wohl nicht einer, der auf den Gedanken verfällt, das Land ethnographischer Studien halber zu durchstreifen. Aber an der Küste des fast immer bewegten Pontus Euxinus entlang zu wandeln, Seegras und Muscheln zu betrachten und die Füsse von den weissköpfigen Wellen benetzen zu lassen, ist nicht leicht durchführbar, da keine Wege am Gestade hinleiten. Es bleibt nur der gut gepflegte Boulevard, der vom Hôtel Carolă zum Hafen führt, er gewährt einen herr-

lichen Ausblick auf das unbegrenzte Meer. Einige Pavillons, ins Meer hinausgebaut, laden zur Ruhe ein, und wenn der Mond sein Licht auf dem alten Türkenort spielen lässt, versammelt sich das Publicum, um zu promeniren und zu kokettiren, alles bei den Klängen der schmucken Roşiorimusikanten. Zur Ruhe gehend kann es sich als Schlusseffect ereignen, dass man Ohrenzeuge eines einstündigen entsetzlichen Wortwechsels wird, welchen im Nebenzimmer ein vornehmer Rumäne mit seiner Gattin auskämpft. Die Gute vertheidigt sich mit Händen und Füßen gegen die Beschuldigung der allgemeinen Menschenliebe, ihr Mundwerk lässt nichts zu wünschen übrig. Das Ende erinnert an die Meistersinger von Nürnberg, zu dem stimmungsvollen Landschaftsbilde da draussen und dem Märchenduft von 1001 Nacht passt es ganz und gar nicht. —

Wer eine Fahrt durch die Dobrogea unternommen, dem wird dieselbe Zeit seines Lebens in der Erinnerung haften. An Türken und Tartaren vorbei verlassen wir Constanţa. Die Casernen zeigen sich in freudeloser Gegend, einige unförmige Windmühlen sind in Thätigkeit, die Zahl ihrer Flügel beträgt nicht wie anderswo vier, sondern zwölf, auch hat man sie nicht von Holz, sondern von Segeltuch verfertigt, was viel vortheilhafter sein soll. Sobald sie entschwunden, umgibt uns die Steppe. Ein hässliches Land. Auf beiden Seiten Disteln, verkommenes Gras, werthlose Blumen, alles grau und gelb. Auf der Strasse liegt zollhoher Staub, in dichten Wolken wirbelt er auf, sobald ihn die Räder des Wagens berühren. Rechts herrscht das Meer, man sieht, wie sich seine Wellen am Ufer brechen, es schickt einen starken Wind ins Land herein. Die Strasse ist anfangs sehr belebt. Unförmige Wagen mit munteren Kleppern rasseln vorüber; in diesem sitzt mit untergeschlagenen Beinen, bunt gekleidet wie ein Stieglitz, ein stumpfnasiger Tartar, seine hässlichen Kinder hinter sich, im nächsten kommt ein Rumäne mit weisser Lammfellmütze daher, der dritte birgt ein halbes Dutzend

deutscher Colonisten, hierauf folgen wieder Wagen mit Tartaren.

Nach einer Viertelstunde erreichen wir Anatolkiöj, eine elende Ansiedlung, mitten in der Steppe gelegen und aus wenigen Häusern bestehend. Hier wohnen deutsche Colonisten. Ihrer sind wenige, höchstens fünfzehn kleine Lehmhäuser stehen dicht bei einander, je zwei Fenster der Strasse zugekehrt. Hinter den Wohnräumen gruppieren sich die Ställe, hinter diesen mächtige Berge von Stroh und Heu. Das Innere der Häuser entspricht den Begriffen, die man sich in der Regel von deutscher Reinlichkeit macht, ganz und gar nicht, Einzäunung, Gemüseanlage oder Busch und Baum sucht man vergebens.

Da über die deutschen Colonisten der Dobrogea im Mutterlande viele und zwar sehr abenteuerliche Gerüchte verbreitet worden, dürfte es angezeigt sein, in vorliegender Schrift die Verhältnisse der Wahrheit und Gerechtigkeit gemäss zu schildern. Nachdem die Gewaltherrschaft des ersten Napoleon niedergeworfen und Russland mehr wie zuvor in Verbindung mit dem westlichen Europa getreten, zogen Tausende von Deutschen, denen ihre Heimat zu eng und zu dicht bevölkert erschien, nach dem Osten, wo schon unter Katharina II. deutsche Dörfer entstanden. Bayern, Württemberger, Oesterreicher, Preussen, Elsässer und Holländer liessen sich in Bessarabien nieder, weite Strecken Landes erfüllend und cultivirend. Ihre Thätigkeit war eine segensreiche, ihre Enkel findet man noch heute in gut gebauten Dörfern. Von Odessa bis Kischineff trifft man links vom Dnjester drei deutsche Sprachinseln mit Petersthal, Freudenthal, Mannheim, Strassburg, Glücksthal, Bergdorf, weiter hinaus liegt Hoffnungsthal, München, Worms, Landau. Die grösste Insel erstreckt sich zwischen Odessa und dem Pruth. Da wuchs Leipzig, Kulm, Borodino, Kraszna, Teplitz, Arcis und manch' anderer blühender Ort empor. Die Aussicht, unter türkischer Herrschaft vom Militärdienst frei zu bleiben und auch sonst ausser der Abgabe des Zehnten in jeder Hinsicht unbelästigt zu leben,

bewog viele dieser weggesetzten Deutschen, nach der Dobrogea zu ziehen. Hier gründeten sie sich ein neues Heim und bebauten so viel Land, als sie wollten und konnten, denn die ganze Provinz war Eigenthum des Sultans. Die Abgabe des zehnten Theiles aller Feldfrüchte sagte ihnen sehr wohl zu. Gerieth in einem Jahre das Getreide gut, so kam es ihnen leicht an, den zehnten Theil zu entbehren, gerieth es schlecht, nun so bekam der Sultan gleichfalls wenig. Die Rechnung war freilich ohne den Wirth gemacht, das Schicksal wünschte, dass der Muselman das Steppenland an die Giaurs verlieren sollte. Eines schönen Tages sahen sich die guten Deutschen unter rumänischer Herrschaft, und der türkische Schlendrian hatte ein Ende. Da kamen Beamte, die das Land vermessen, es kamen Steuerzettel, und es kam die Nachricht, die deutschen Bauernsöhne müssten Soldatendienste leisten. Alles das war wenig nach dem Geschmacke der Germanen. Immer lauter wurden ihre Klagen, immer verbreiteter das Urtheil, es sei unter den Türken viel besser gewesen als unter den Rumänen. Die letzten Windeswehen solcher Jeremiaden drangen nach Deutschland, und dort säumte man nicht, die rumänische Regierung schlechtweg zu verurtheilen und zu verkünden, die Deutschen der Dobrogea würden gleich denen Ungarns und Siebenbürgens unterdrückt und misshandelt. Unserer Meinung nach beruhen derartige Urtheile entweder auf völliger Unkenntniss der Verhältnisse oder auf absichtlicher Entstellung. Beweis dafür wird die Fortsetzung unserer Reise bieten. —

Wenige hundert Schritte hinter Anatolkiöj steht an der Strasse ein einsames Haus. Vor demselben sieht man einige primitive Bänke und Tische, ja, es ist sogar der Versuch gemacht worden, etwas Grünes zu pflanzen. Infolge des unglaublichen Staubes musste es natürlich beim Versuch bleiben. Das Gebäude ist vielleicht das merkwürdigste in der ganzen Dobrogea, es ist eine deutsche Bierbrauerei! Der Besitzer stammt aus dem Banat; er theilt uns mit, er verkaufe jährlich 50 000 Liter Bier,

leider zahle er für jeden Liter 28 Bani Verzehrungssteuer, für jedes Kilo Holz 5 Bani. Seine besten Abnehmer sind die Tartaren; die Deutschen sollen zu sparsam sein, als dass sie ihr Nationalgetränk genössen. Dem Hause gerade gegenüber liegt das Eldorado des Sacagiü. Eine Quelle entspringt dem Boden, sie wird beständig von den Lohnfuhrwerken und von den Sacagiü umlagert. Das Wasser von Constanța gilt übrigens als nicht besonders gut. Es erzeugt Diarrhöe und fieberhafte Erscheinungen; Fremde können nicht genug vor seinem Genuss gewarnt werden. Das Klima von Constanța ist gleich dem der ganzen südlichen Dobrogea sehr gesund.

Unmittelbar hinter der Brauerei erscheint alle Cultur versunken. So weit das Auge reicht, nichts als unbebaute Flächen. Stellenweise wird diese entsetzliche Einförmigkeit von völlig abgerundeten Hügeln unterbrochen. Sie rufen den Eindruck wach, als ob sie nicht von der Natur, sondern von Menschenhand geschaffen seien. Das sind Tumuli, Grabhügel, die Ruhestätten alter Helden, die Heiligthümer von Völkern, die seit Jahrtausenden verweht und vergessen. Ihre Zahl ist eine ungeheure, wie denn überhaupt die ganze Dobrogea eine Fundgrube interessanter Alterthümer bildet. Auf dem Boulevard von Constanța können wir zwanzig eingemauerte Römersteine bewundern und im türkischen Kaffeehaus römische Münzen und Statuetten erstehen.

Die Bodenbeschaffenheit scheint sich verändern zu wollen: plötzlich gewahren wir, wie sich aus dem felslosen Steppenlande ein ganzes Chaos von Steinen loslöst. Es sind meist unbedeutende, in die Erde versunkene Stücke, neben ihnen ragen jedoch einige grössere säulenartig empor. Sollte hier wieder die Menschenhand im Spiele sein? Es ist so. Dieses melancholische Steinmeer stellt das türkische Todtenfeld von Constanța dar. In seiner fürchterlichen Realistik übertrifft es alle jene christlichen Friedhöfe Osteuropas, deren Gras von weidenden Pferden oder Schafen verzehrt wird. Da ist nichts als Himmel, Steppe, ein erbärmlicher, winziger, grauer Vogel, die verwahrlosten Steine

und das ewig schweigende Meer. Doch nein, nicht immer verhält sich dieses stumm, oft wälzen sich die Wellen wie Berge heran, und die Flut drängt ans Ufer, als wollte sie die Schatten der ernsten Muselmänner aus dem Grabe heraufbeschwören. Vorüber, vorüber, das Bild war gar zu düster. Weiter rollen wir, die Strasse entlang. Eigentlich ist das ein ganzer Landstrich, auf dem wir vorwärts streben. Achtzig bis hundert Schritt breit gehen die Wagen-spuren, die eine hier, die andere dort, man reist, wie es gerade einem Jeden beliebt.

Nach einiger Zeit steigen grosse, graue Gegenstände aus der Steppe empor. Sind das Häuser, ist das ein Dorf? Wir halten erstaunt inne, uns an den Anblick zu gewöhnen. Kein Zweifel, hier vegetiren menschenähnliche Geschöpfe. Eine Pflanze ist nicht zu entdecken, nicht einmal Flechtwerk grenzt die einzelnen Gebäude ein. Diese erscheinen mit der Erde wie verwachsen. Viele von ihnen stecken bis zum Dach unter dem Boden, nur die Strohbedeckung schaut empor. Beim Hinunterklettern findet man einen einzigen Raum, in dem Schmutz, Unrath und die grässlichste Armuth hausen. Das sind sogenannte Bordehs, halbunterirdische Wohnungen, wie sie früher in ganz Rumänien im Gebrauche waren und noch heute in vielen Gegenden, namentlich in den Landstrichen längs der Donau, wahrgenommen werden. Der Umstand, dass Gewalt im Lande regierte und blutige Kriege das Errichten kostbarer Wohnobjecte untersagten, bedingte ihre Lebensfähigkeit. Heute verringert sich allerorts ihre Zahl, und in Dörfern, wo noch vor zehn Jahren nur sechs oder acht wirkliche Häuser zu finden waren, sind jetzt deren fünfzig oder sechzig vorhanden, während sich die Menge der Bordehs um die Hälfte verringerte. Der Besitzer unseres Bordehs hat sich in Fetzen gekleidet, stoisch raucht er seine Cigarette, das Weib wiegt den Säugling und kocht dabei eine Mämäligă. Melonen, Ackergeräthschaften, einige Kleider, die eingeheimste Feldfrucht und gepresster Kuhdünger als Feuerungsmaterial füllen den Raum.

Wollen wir die Tartaren kennen lernen, so müssen wir uns abseits wenden. Dort an einer durch einen Damm vom Meere abgeschlossenen Wasserfläche liegen wohl fünfzig tartarische Häuser. Sie sind nicht wie die rumänischen und deutschen aus Lehm, sondern aus Stein erbaut, ebenso wird die im Innern herrschende Reinlichkeit überraschen. Der Erdboden ist sauber und weiss wie Mehl, auf ihm liegen Rohrmatten, sie dienen den Frauen und Kindern zum Lager. Die Weiber zeigen weit weniger asiatischen Typus als die Männer, ihre Nasen sind nicht so stumpf, ihre Augen heller. Mit untergeschlagenen Beinen hocken sie da, in demselben Grade erstaunt über die ungewöhnlichen Gäste wie die beturbanten herbeieilenden Gatten. Diese waren gerade damit beschäftigt, im Freien ihre Feldfrucht durch die Pferde austreten zu lassen. In der Ecke liegen Ruhekissen; in einem zweiten Raume hängen an Stangen hübsch gewebte Tücher, der kleine Webstuhl steht daneben. Ein wenig Kochgeschirr, und die Habseligkeiten wurden alle genannt. Leider erträgt man das Athmen im Häuschen nicht lange. Der Rauch des gepressten Kuhdüngers schlängelt sich allzu träge zu der Oeffnung im Dache empor, er würde einen Europäer in wenigen Stunden dem Tode nahe bringen. Verfallene Steinmauern umgeben die Gebäude, hinter ihnen liegen ganze Haufen des edlen Brennmaterials. Geflügelzucht muss eine Lieblingsbeschäftigung der Asiaten sein, prachtvolle Indians, schöne Hühner und zahlreiche Gänse stolziren herum.

Im nächsten Decennium wird man vielleicht in Kanarakijöy vergebens nach einem Tartaren suchen. Obgleich die rumänische Regierung ihnen in jeder Hinsicht tolerant entgegentritt, — nur eigene Schulen besitzen die Tartaren nicht, — ziehen die Leute dennoch weg, ihr Glaube verbietet ihnen, unter der Herrschaft der Giaurs zu leben. In unergiebigem Jahren pilgern sie mithin davon, weil sie sich unglücklich fühlen, in ergiebigen, weil sie Reisegeld besitzen. Geflügel, Webstuhl und Kochgeschirr wird verkauft, das Bettzeug mitgenommen, und mehr besaßen sie

niemals. Sie folgen dem untergehenden Sterne des Padi-schahs, selbst dem Untergange geweiht. Ihre Auswanderung erklärt die erschreckende Bevölkerungsabnahme der Dobrogea. Von 250 000 Seelen ist die Einwohnerschaft auf 170 000 gesunken. Das beständige Herüberkommen rumänischer Bauernfamilien der Gegenden von Brăila und Călăraşi, verursacht durch die Bedrückungen einzelner Pächter und den finanziellen Nothstand, vermag die Lücken umso weniger zu füllen, als die Präfecten solche Umzüge gegenwärtig verhindern.

Unweit des Dorfes wird uns noch auf andere Art der Beweis geliefert, dass wir im Orient sind: neben einigen plumpen Büffeln weidet ein hässliches Kameel. Beide Thiergattungen sind in der Dobrogea heimisch. Doch weiter geht die Fahrt durch die Steppe, Kukuruzfelder und abgemähte Flächen werden sichtbar, bald darauf erscheint ein drittes Dorf. Das ist Karamurat, ein Häuserhaufen, der siebenbürgischen Rumänen und deutschen Colonisten dient. Hier haben wir Gelegenheit, die Landsleute zu beobachten und ihr Treiben mit dem ihrer Nachbarn zu vergleichen. Wohl sind ihre meist weissgetünchten Lehmhütten von denen der Rumänen zu unterscheiden, allein man erwarte in ihnen nicht Ebenbilder der schwäbischen, siebenbürgisch-sächsischen oder zipserischen deutschen Wohnhäuser. Man trifft einfache, nur das Nöthigste enthaltende Baulichkeiten. Das Innere ist erbärmlich ausgestattet, Truhen, Bettstellen und Kochgeräth bilden das Mobiliar, der sprichwörtlich gewordene Bettenreichthum der deutschen Bäuerin fehlt so ziemlich. Reinlich kann man die Stammesverwandten auch hier nicht nennen. In dieser Hinsicht sollten sie sich an den culturell viel tiefer stehenden Tartaren ein Beispiel nehmen. Besonders die Frauen verdienen getadelt zu werden; sie leiden ausserdem an Hässlichkeit und machen oft einen widerlichen Eindruck. Anders die Männer. Unter ihnen stossen wir auf stramme, kernige Gestalten mit intelligenten Gesichtszügen und lebhaften, klugen Reden. Man freut sich ihrer und wünscht,

dass das Land einige Tausende mehr besitze. Der Ausspruch, die Leute seien der Ausschuss des deutschen Volkes und bereiteten dem Mutterlande Schimpf, wird vielfach von Deutschen und Anderssprachigen verbreitet. Er verdient ganz entschieden zurückgewiesen zu werden. Wohl ist die Richtigkeit des Sprichwortes: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten“ wahrzunehmen, indem von den umwohnenden Völkern manches Ueble angenommen wurde, allein die Schwaben sind noch immer fleissiger, sparsamer, nüchterner und moralischer als ihre Nachbarn. Während jene des Sonntags in der Schenke zechen und raufen, sitzen die Deutschen zu Hause oder besuchen sich gegenseitig. Dass sie starke Trinker seien, widerlegt der Ausspruch unseres Freundes, des Bierbrauers von Constanta, dessen Urtheil uns jedenfalls massgebend dünkt. Sparsamkeit ist eine Tugend, welche bei allen anderen umwohnenden Völkern nicht gefunden wird. Das Bestreben vorwärts zu kommen, kann als weitere gute Eigenschaft gelten.

Dagegen muss man die vielen Klagen der lieben Landsleute über die rumänische Regierung zum grössten Theil als grundlos zurückweisen. Es ist ihnen nicht angenehm, ihre Söhne für den Militärdienst abzuliefern und Viehsteuer, Kopfsteuer und Feldabgaben zu entrichten. Allein fast in ganz Europa besteht nun einmal die unschöne Einrichtung des allgemeinen Wehrgesetzes. Der Sohn des rumänischen Ministers wird ebensogut Soldat wie der des Tartaren von Kanarakiöj; warum sollte gerade der Einwanderer aus Bessarabien eine Ausnahme machen? Ferner fühlt sich der Deutsche behaglich, wenn er jetzt auf guter Strasse und ohne überfallen zu werden, dahinfahren kann; eine Kopfsteuer von 9 Lei jährlich ist mithin nicht unbillig.

Mit den Feldabgaben hat es folgende Bewandniss. Die rumänische Regierung nahm als Nachfolgerin des Sultans die Dobrogea in Besitz. Bei der Vertheilung des Bodens ging sie von dem vollständig zutreffenden Grundsatz aus, den Bauern nicht allzu viel Feld zu überlassen, damit dasselbe umso sorgfältiger gepflegt werde. Ein

jeder Colonist erhielt also nur zehn Hektar für immer zugewiesen. Für jeden dieser zehn Hektar zahlt er jährlich $4\frac{1}{2}$ Lei Leihgebühr, nach zwei Decennien wird das Land sein Eigenthum. Wünscht ein Bauer mehr Grund zu cultiviren, so empfängt er weitere Hektar in unbestimmter Zahl — das Maximum ist 60 — und entrichtet für einen jeden derselben 6 Lei per Jahr. Leider vermag bei der zweiten Kategorie von Feldern der Inhaber zu wechseln. Beispielsweise ereignet es sich, dass ein Bauer im Sommer auf dem elften Hektar Kukuruz gezogen, der sehr gut gerathen. Der Nachbar, ein Schlaukopf, beobachtet das, er geht bei Beginn des Frühlings zum Dorfprimar, verspricht demselben eine Fuhre Heu, gibt eine Declaration für das laufende Jahr ab, und der erste Besitzer hat das Nachsehen. Es wäre wünschenswerth, wenn die Regierung Mittel fände, einen derartigen Zustand zu beheben, besonders da die rumänischen Dorfprimare wirklich oft Leute von zweifelhaftem Werthe sein sollen. Auf Bestechlichkeit aber versteht sich der deutsche Colonist nicht, seine Hände sind dazu von der Arbeit zu hart geworden. Auch in anderer Hinsicht acclimatisirt er sich wenig. Seine Hautfarbe verräth ihn in ihrer Blässe unbedingt als Mitteleuropäer, sie liefert den besten Beweis für die Unbrauchbarkeit der Deutschen zum Cultiviren des afrikanischen Bodens. Besonders hinfällig erscheinen uns die endlosen Jeremiaden der deutschen Colonisten in Bezug auf den Militärdienst. Dieser wird nämlich in der ganzen Dobrogea nur im Verbande der Territorialarmee geleistet. Der Bursche hat also nicht nöthig, die Dobrogea zu verlassen, sein Dienst ist kein langwieriger, und ausserhalb der Dobrogea kann er dem Gesetz nach nicht verwendet werden.

Ferner ist eine gerechtfertigte Klage der deutschen Colonisten jetzt beseitigt. Bisher lagen die Felder der Germanen mit denen der Rumänen vermischt um das Dorf herum. Infolge dessen trieben die Rumänen sehr häufig ihre Heerden auf die Aecker der Deutschen und weideten sie daselbst. Neuerdings hat man den Wunsch der Schwaben

erfüllt, indem man alle ihre Felder auf eine Seite des Dorfes verlegte. Mit ihrer Kirche ist man etwas unglimpflich vorgegangen. Eigentlich sollte ein jedes Gotteshaus in der Dobrogea, gleichviel ob tartarische Moschee oder rumänische Kirche, zehn Hektar Land erhalten. In Karamurat sprach man nur dem rumänischen Gotteshaus jenes Gebiet zu, die tartarische und die römisch-katholische Confession gingen leer aus. Die Colonisten klagen deshalb im Interesse ihres Glaubens. Sie zahlen ihrem Pfarrer, einem Polen, jährlich 1000 Lei, führen ihm das Holz kostenfrei zu und entrichten ihm Gebühren für Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse. Er benöthigt obigen Grund und Boden infolge dessen nicht, wohl aber möchten die Leute aus jenem Fond eine Kirche errichten. Bis heute dient ihnen ein Saal, anstossend an die Wohnung des Seelsorgers, zur Zusammenkunft. Ebenso fehlt eine deutsche Unterrichtsanstalt. Es missfällt den Germanen, ihre Kinder in die rumänische Dorfschule zu schicken, wo sie kein Wörtchen verstehen und nutzlos die Zeit verbringen. Wie anderen deutschen Colonisten sollte die rumänische Regierung auch denen von Karamurat die Errichtung eines eigenen Schulhauses gestatten. Da die Rumänen mit vollem Recht die Unterdrückung ihrer Stammverwandten in Siebenbürgen durch den magyarischen Chauvinismus verurtheilen, sollten sie Alles vermeiden, was der Freiheit und Gleichberechtigung zuwider läuft und der Behauptung des Fremdenhasses den Schein der Wahrheit aufdrückt.

Ausser dem katholischen Pfarrherrn von Karamurat wohnt ein zweiter derselben Confession angehöriger in Tulcea, ein dritter in Constanța. Die Aemter von Tulcea und von Constanța wurden bis vor Kurzem durch italienische Franziskaner verwaltet, neuerdings sind deutschsprechende Geistliche aus Bucurescî gekommen. Lehrer findet man in den meisten germanischen Ortschaften, doch geht ihr Wirkungskreis nicht viel über den Schreibunterricht hinaus; Sonntags lesen sie eine Predigt vor. An dieser mangelhaften geistigen Führung haben jedoch die

Leute selbst die grösste Schuld. Die Wenigsten von ihnen bezeugen dafür ein so reges Interesse wie die Karamurater, den Meisten fehlt es gänzlich an religiösem Bedürfniss. Unleugbar hängt ein solches Sichgehenlassen mit der Einführung der Civilehe zusammen, welche den Colonisten das religiöse Gefühl nimmt. In Angelegenheiten der protestantischen Gemeinden erscheint jährlich zweimal der evangelische Pastor von Galați. Er ertheilt die Bestätigung von Taufe, Heirat und Confirmation, stellt die darauf bezüglichen Urkunden aus und hält wohl auch Gottesdienst. Alles nur ein Tropfen Wasser auf einen heissen Stein.

Der Boden der Dobrogea kann als mittelmässig gut bezeichnet werden; würde der Regen im Lande häufiger und regelmässiger fallen, so wäre eine befriedigende Ernte fast immer gewiss. Leider bleiben häufig die Niederschläge zwei Monate lang aus, Erklärung genug für die seit vier Jahren erzielte Missernte. Gegenwärtig ist das Ergebniss ein befriedigendes, Gerste und besonders Leinsamen finden wir in jedem Hause aufgestapelt. Letztere Frucht liefert ein gutes Erträgniss, das Kilogramm verkauft der Landmann für 12—15 Lei. Von Erdäpfeln gedeihen vorzügliche, tadellose Gattungen, auch ihre Felder vertragen jedoch das Düngen nicht; der trockene Boden reisst nach dem Düngen auf. Holz vermisst man weit und breit; will der Colonist solches erstehen, so muss er weit nach Norden fahren. Dort in der Gegend von Tulcea zahlt er 3 Lei für eine Fuhre; nach drei Tagen kehrt er wieder zu den Seinen zurück.

Es ist vielleicht nicht uninteressant, die Namen der deutschen Brüder zu erfahren, die als weggesetzte, verlorene Aeste der Mutterreiche im ehemaligen Türkenlande ein monotones Steppenleben führen. Die Familien in Karamurat heissen: Arnold, Fähnrich, Bolitschky, Bunogovsky, Götz, Greiss, Getak, Heitrig, Kuhn, Mass, Mengs, Miller, Ruschinsky, Schäfer, Speicher, Söhn, Thernes, Weber, Schröder, Erker, Blotzky, Furch, Moser, Hoffart, Nitsche, Wolf.

Mit energischem Händedruck und den besten Wünschen scheiden wir von unseren Landsleuten in dem Bewusstsein, dass sie allerdings nicht auf Rosen gebettet, dass es ihnen aber befriedigend ergeht. Für das grosse Mutterland müssen sie freilich schon seit Decennien als verloren gelten, ihrer politischen Ansicht nach sind sie Zigeuner.

Auf unserer Rückreise machen wir noch eine interessante Bekanntschaft. Abseits vom Wege bemerken wir zahlreiche Haustihere, hier eine Kuhheerde von mehreren Hundert Stück, dort endlose Mengen grosser, grobwoolliger, brauner und weisser Schafe. Die mürrisch dreinblickenden Hüter sind keine Söhne dieses freudelosen Landes, es sind Siebenbürger Mokanen (Mocană, Mocan), Männer, die Weib und Kind verlassen haben, um im fremden Lande, auf den menschenleeren Flächen der unteren Donauländer ihre Thiere zu weiden. Früher wurde ihnen dies leichter möglich als heute, damals achtete die türkische Regierung wenig auf ihr Thun und Treiben. Gegenwärtig haben sie sich fast alle nach Bulgarien und nach der Dobrogea zurückgezogen, aber auch in letzterer Provinz müssen sie Steuer zahlen. Für jedes Pferd oder jeden Ochsen verlangt die Obrigkeit 2 Lei, für jedes Schaf 50 Bani per Jahr; Schnittlinge, Kälber und junge Lämmer gehen frei aus. Hat der Mokane diesen geringen Betrag entrichtet, so darf er seine Heerden wo immer, natürlich nur auf dem Boden der Regierung, herumtreiben. Ein einfaches, langes Gebäude dient dem Manne zur Behausung, dort schläft er mit seinen Knechten, dort bewahrt er den gewonnenen Käse auf. Das Vieh frisst bis zum Winter das Gras der Steppe, im Winter scharrt es den Schnee weg, um zur Nahrung zu gelangen; und wenn endlich das nicht mehr genügt, lässt man es zu den grossen Heu- und Strohhaufen heran, die man während der Ernte um ein geringes Entgelt von den Bauern gekauft. Käse und Wolle sind die Handelsartikel des Mokanen. Er verkauft das Kilogramm Käse für 1 Leu, das Kilogramm Wolle für 1—1 $\frac{1}{5}$ Leu. Die Letztere geht selbst bis England und Frankreich. Das Vieh setzt der

Unternehmer auf den Märkten oder an Händler ab. Die Letzteren schiffen jährlich 15—20 000 Schafe in Constanța



Mokanen.

für Konstantinopel ein, das Stück mit 12—15 Lei erstanden, das ist um 15—20% theurer als die Schafe Bessarabiens.

Einige der Hirten sind ungeheuer reich, sie verfügen über 6000 Schafe, 300 Ochsen und Kühe, sowie über 60 bis 100 Pferde. In der Dobrogea gelten sie als Störenfriede, man schreibt ihnen Neigung zur Wegelagerei zu und hütet sich, mit ihnen in Verkehr zu treten.

In drei Stunden erreichen wir wieder Constanța, zu der Erkenntniss gelangt, dass die Dobrogea hinsichtlich ihrer ethnographischen Verhältnisse ebenso interessant ist wie jenes an Naturschönheiten viel höher stehende Land, dessen Gestade gleichfalls von den Wogen des Schwarzen Meeres bespült werden: die Halbinsel Krim. Hier wie dort eine hochoriginelle Nationalitäten-Mischung, hier wie dort die Reste ehemals herrschender mohammedanischer Stämme, überholt von der lebensfähigeren christlichen Bevölkerung, hier wie dort die schweigende Steppe, Büffeln und Kameelen zur Weide dienend.

Auf unserer Rückreise mit der Eisenbahn von Constanța nach Cernavoda können wir ermessen, wie irrig die Ansicht aller jener Leute, welche gleich einem Herrn Dr. Schwarz, Verfasser einer werthlosen Reisebeschreibung über die Dobrogea, behaupten, Rumänien habe einen guten Tausch gemacht, indem es für Bessarabien die Dobrogea erhalten. Gewiss ist der neue Besitz keineswegs das Sumpfland, für welches man ihn hält, denn Sümpfe finden sich nur bei Tulcea und an der Donaumündung, sie nehmen etwa ein Zehntel des Landes in Anspruch; allein auch der bergigen und waldigen Districte sind wenige, der ganze südliche und westliche Theil, etwa zwei Drittel des Gebietes, umfasst baumloses, regenarmes Land. Millionen hat es bereits verschlungen, Millionen müssen noch geopfert werden, will man es aus dem orientalischen Schlummer erwecken. In der neuen Provinz ist der rumänischen Regierung dieselbe schwierige Aufgabe zutheil geworden, wie sie Friedrich dem Grossen betreffs der polnischen Gebiete erstand. Hier wie dort gilt es, ein Schmerzenskind unablässig zu bürsten und zu streicheln, damit es in anständigem Aeussern auftreten kann. Der schwerste

Verlust aber, der die Rumänen mit der Abgabe Bessarabiens getroffen, liegt darin, dass der Tausch ganz und gar nicht dem heutigen Streben der Völker, sich ethnographisch-national zu sammeln, Vorschub leistet. Rumänien verlor mit Bessarabien einige Hunderttausende treuer Söhne und Töchter, es erhielt dafür eine klägliche fremdartige Bevölkerung, unablässig bestrebt, dem Lande den Rücken zu kehren.

Die Ausschau von den etwas alterthümlich geformten Waggonen gewinnt einzig und allein durch ein halbes Dutzend Tartarendörfer Interesse. Steinhäufen in der Steppe, das alte Bild. Man sieht plötzlich eine Unmasse riesiger Strohhaufen emporsteigen, und wer genauer hinblickt, gewahrt hinter und neben ihnen die schlichten Häuschen der Tartaren. Baum und Busch fehlen, alle Annehmlichkeiten des Lebens erscheinen verbannt; man müsste denn eine weisse Moschee mit schlanken Thürmchen als Schmuck betrachten. Medschidsche, wo im Jahre 1877 die flinken Kosaken vor den nicht minder flinken Baschi-Bozuks Fersengeld gaben, fliegt vorüber, es ist ebenso unbelebt wie Cernavoda.

Bei dem letzteren Orte erreichen wir die Donau und den schmucken Dampfer. Es gilt, dem Strom entgegenzustreben. Schnell und mit voller Kraft zertheilt das Schiff die Flut. Die Donau präsentiert sich hier ganz anders als weiter unten. Sie macht den Eindruck als sei sie sich noch ihrer einstigen Aufgabe bewusst, die Welt des Kreuzes von der des Halbmondes unüberbrücklich auseinander zu halten. Gleich einem mächtigen See breitet sie sich kaum übersehbar aus, stets ruhig und glatt wie ein Spiegel oder eine eisbedeckte Fläche. Da sind keine Strudel, keine Riffe, keine Sandbänke, das ist kein Jüngling mehr, sondern ein gesetzter, im kräftigsten Mannesalter stehender Herr. Die Ufer bieten wenig. Das rumänische ist flach, mit Weiden und Büschen besetzt, das der Dobrogea, später das bulgarische, steigt bis zu 100 Fuss empor, es beherrscht mithin das gegenüberliegende. Die Reisegesellschaft umfasst

diesmal zahlreiche Mitglieder, da die meisten Bucurescïer Constanța ob der herannahenden kühlen Zeit der Aequinoctialstürme verlassen haben.

Die Sonne sinkt blutgroth unter, der Mond gewinnt allmählich an Glanz. Hin und wieder leuchtet ein Licht herüber, und zugleich ragt eine weisse Masse gigantisch empor. Ein türkisches, griechisches oder rumänisches Segelschiff. Es verkehrt zwischen Galați und den Donauufern bis Turnu-Severin, jetzt liegt es vor Anker oder zieht langsam seine Bahn. Das flüssige Silber des Mondes fällt auf das Wasser herab und gleitet ununterbrochen mit uns dahin, die Luft ist ruhig und zauberhaft warm. Wahrlich, eine solche Herbstnacht wird dem deutschen Lande nie zutheil, sie bildet in ihrer entzückenden Milde, ihrer märchenhaften Stille eine unschätzbare Gabe des Orients, ihr ist zum grossen Theile der Phantasiereichthum desselben zu danken. In solcher Stimmung und in solcher Beleuchtung legen wir bei dem vielgenannten, weltberühmten Silistria an. Ein grosses Stück fesselnder Vergangenheit ersteht vor unserem Geiste. Hier schaltete und waltete einst der römische Soldat, hier gebot der Bulgarenchan, der Silistria zur Reichsfestung erhob. Bis ins 10. Jahrhundert lag der Schwerpunkt des ersten Bulgarenreiches im Flussgebiet der Kamtschischa und in den Ebenen der Dobrogea, in Preslav an der grossen Kamtschischa war die Residenz. Später drohte in Silistria Jahrhunderte lang der Halbmond. Im Umkreis der Festung schlummern Tausende russischer Krieger, die den Traditionen von St. Petersburg gemäss den Muselman in diesem Säculum bedrängten, ohne den starken Osmanenhort bezwingen zu können. Heutzutage sitzen in der hellerleuchteten Uferrestauration bulgarische Officiere; bulgarische Soldaten mit grauen Mänteln und weissen Mützen, an die Moskowiter erinnernd, steigen an Bord. Bald vielleicht wird der russische Bär den Versuch erneuern, das verfallene Silistria für immer an sich zu reissen; ob sich dann ein Giaurpascha findet, der sie mit blutigen Köpfen heimsendet, das steht zunächst noch nicht

in den Annalen der Geschichte. Ein Passagier nach dem anderen verschwindet, selbst die unförmige, weiss gekleidete Türkin, die uns bei jeder Station angeglotzt und nach dem Namen des Ortes gefragt hat, kommt nicht mehr zum Vorschein. Oltenița wird passirt, wo 7000 Russen vor dreissig Jahren in einem mehrstündigen Kampfe entscheidend geschlagen wurden; in dem gegenüberliegenden Turtukai legt unser Schiff an, um Nachtruhe zu halten.

Der Morgen findet uns nicht weit von Giurgiu. In seinem Hafen Smârdanû liegen etwa zwanzig Schiffe vor Anker; Säcke und Fässer werden ein- und ausgeladen, der herrschende Staub ist kein geringer. Unweit vom Ufer harrt unserer der Eisenbahnzug, allein es währt noch eine halbe Stunde, bis wir ihn besteigen können. Das zahlreiche Volk der Gepäckträger stellt unsern Koffer beharrlich zurück, und als wir endlich unwillig werden, strecken sich sechs Hände aus, und man brüllt uns ein „Bakschisch“ entgegen. Nachdem wir drei der Gesellen befriedigt, kommt bittend der vierte, Polizisten sind nicht zu sehen. Es wäre in der That wünschenswerth, wenn man die Gentlemen der Hafenorte etwas schärfer in Zaum hielte. Die Kampflust und Tollkühnheit dieser Leute ist ja so ziemlich das Einzige, was von alten Hinterlassenschaften des Orients in Rumänien auszumerzen wäre. Endlich führt man uns nach dem Giurgiuer Bahnhof, wo wir drei Stunden bis zum Abgang des Zuges warten müssen.

Giurgiu, der Hafenort für Bucurescî, ist eine im Aufblühen begriffene Stadt. Reger Verkehr herrscht in den breiten Gassen, handelnde Kaufleute füllen die Kaffeehäuser. Leider ist die Reinlichkeit keine besondere, Staub und Unrath zieren die Geschäftsstrassen, allerlei Dünste verpesten die Luft. Es scheint der Stadt eben noch nicht völlig gelungen zu sein, sich ihres türkischen Charakters zu entkleiden, immerhin übertrifft sie darin ihr Gegenüber, das viel grössere, oft genannte Rustschuk.

Ein Besuch Rustschuks ist für alle Kenner Rumäniens von grossem Interesse, die sich dabei ergebenden Ver-

gleiche sind äusserst lehrreich. Sie zeigen, dass Rumänien den viel jüngeren christlichen Nachbarstaat an culturellen Erfolgen unendlich überragt.

Das Localboot bringt uns in einer halben Stunde nach der zweitwichtigsten Stadt Bulgariens. Es ist gerade Sonntag. Das Entrée kann kein verlockendes genannt werden, es besteht in einigen verschleierten, schmutzigen Weibern, die uns mit der grössten Hartnäckigkeit anbetteln. Das sind türkische Zigeunerinnen, ihre gelben Wangen beweisen es zur Genüge. Nach ihrer Ueberwältigung ist der Einzug ohne Verlust möglich. Unseren Pass haben wir allerdings auf der Landungsbrücke abgeben müssen, denn dort hat sich ein halbes Dutzend braungekleideter Gendarmen aufgestellt, welche nach Pässen schreien, jedes beliebige Stück Papier indessen als Pass annehmen. Unmittelbar beim Hafen beginnt die vornehmste Strasse der Stadt, in ihr liegt das modernste Hôtel, Hôtel Islah-Hane „Schweizer“. Es gehört einem Serben und genügt allen europäischen Anforderungen. In seinem Garten debattiren zehn bulgarische Officiere, sämmtlich äusserst kernige, schöne Männer. In der nämlichen Gasse stossen wir dagegen neben einigen stattlichen in Bau begriffenen Häusern auf die Hinterlassenschaften vergangener, trauriger Zeiten. So begreift man nicht, wie die offenbaren Wanzenpalais Hôtel Bulgaria, Hôtel Livadia, Café à la Tyrolienne ihre stolzen Namen führen dürfen. Das Pflaster ist entsetzlich, man stolpert über grosse Hügel hinweg und fällt in ganze Bergwerke hinein. Die wenigen Läden reihen sich dagegen denen der rumänischen Städte ebenbürtig an.

Links von dieser Strasse läuft eine Promenade hin, die schönste Zierde Rustschuks. Unter ihren Villen nimmt die des Fürsten Alexander das meiste Interesse in Anspruch, ein einstöckiger, geschmackvoller Bau. Zu ihm wurde der Fürst nach seiner Rückkehr auf den Schultern der Officiere getragen, umjubelt vom treuen bulgarischen Volke. Jetzt liegt Alles verödet. Das Haus gehört dem Aerar, die Möbel hat man vom Fürsten für 56 000 Lei übernommen.

Die Ausschau von der Esplanade ist umfassend. Unten zieht der mächtige Strom dahin, drüben liegen endlose Flächen des rumänischen Königreiches. Aus dem Wasser aber ragt ein schwarzer Koloss, halb drohend, halb klagend empor, wieder ein Denkmal für den letzten russisch-türkischen Krieg. Dort drüben auf den Höhen vor Giurgiu standen die russischen Batterien, hier bohrten sie drei türkische Schiffe in den Grund. Unbehoben liegen deren Massen, obgleich man schon allerlei Versuche angestellt.

Wir vertiefen uns in die Stadt und finden einen echt türkischen Wohnort. Die Gassen sind eng, krumm und schmutzig, das Pflaster stellt ein Gebirge dar, Gras wächst überall, die Gärten hat man sorgsam eingepflankt, die Häuser peinlich verschlossen, auf den Dächern zeigen sich die originellen türkischen Ziegel, rund gebogen, dreifach übereinander gelegt. Einige mit Nüssen spielende Kinder, eine verschleierte alte Türkin, ein rüddiger Hund, das ist das einzig Sichtbare. Wir wandeln weiter und stehen plötzlich vor einer türkischen Moschee. Vor dem Gotteshause liegt ein Steinfeld, aus dem vier oder fünf mächtige steinerne Särge, ähnlich den römischen Sarkophagen, und einige mit türkischen Schriftzeichen bedeckte Pfeiler emporragen. Wenige Minuten später erreichen wir einen grossen, öden Platz, besetzt mit mehreren türkischen Birjars und einem prachtvollen, stattlichen Gebäude. Das ist der Administrationspalast, ein Werk des befreiten Bulgariens. Seitwärts von ihm werden die Wahlen für die grosse Sobranje gehalten. Heute ist der langersehnte Tag gekommen, an dem das bulgarische Volk seine Ergebenheit für die Regentschaft und seine Entrüstung über das niederträchtige, hohnvolle, völkerwidrige Benehmen des General Kaulbars kundgeben wird. Wir treten an einen Kreis intelligenter Herren heran und erfahren, dass der Russe vorgestern mit einer Barke angekommen und am Landungsplatze vom russischen Consul und zwei geldgierigen Kellnern empfangen worden. Gestern erfuhr er die allgemeine Stimmung durch eine Deputation und reiste sodann wüthend

ab. Die Wahlen vollziehen sich in grösster Ordnung, der politischen Reife des bulgarischen Volkes das schönste Zeugniß ausstellend. Bulgaren und Türken treten in ihrer bunten Tracht an fünf Tische heran, ihr Name wird in den Listen gefunden, und sie werfen die Stimmzettel in bereitstehende Kasten. Die Gegenpartei enthält sich gänzlich der Wahlen. Das bulgarische Element ist ziemlich so intelligent wie das rumänische, es ist weit kräftiger und strammer als dieses. Vollkommen Recht hat der rühmlichst bekannte nationalökonomische Schriftsteller Paul Dehn mit dem Ausspruche, die Bulgaren seien die Piemontesen der Balkanhalbinsel. Russland gibt sich einem schweren, historischen Irrthum hin, wenn es glaubt, es könne das eben erst aufathmende Volk in fremde Fesseln schlagen. Bulgarien hat den Reiz der Selbstständigkeit empfunden, es wird ebensowenig wie Rumänien jemals die russische Vormundschaft willig ertragen, geschweige denn herbeisehnen.

Am Nachmittag pilgern wir zur Hauptstrasse von Rustschuk, zum sogenannten Alexander-Boulevard. Die Magazine hat man zwar meistens geschlossen, mit Ausnahme einiger jüdischer Schnittwaarenhandlungen und der Tabakläden, in denen vorzügliche Waare verkauft wird, aber dafür tummelt sich das Volk in Sonntagskleidern herum. Die jungen Mädchen tragen das blumengeschmückte Haar in Zöpfen, ihre Nationaltracht ist nicht so fein, wie die der Rumäninnen, aber sie entspricht ihrer viel lebensvolleren Gestalt. Rothe Farben sind häufig, blumenverzierte, schaffellene Leibchen gern gesehen. Am Ende der Strasse, da wo die Reste des ehemaligen Festungswalles gigantisch emporragen und eine weite Aussicht gewähren, versammelt sich das Volk besonders zahlreich, möglicher Weise wird sich hier ein Tänzchen entwickeln.

Doch nicht alle Leute huldigen dem Vergnügen, an mehreren Orten beobachten wir eine Anzahl Wagen, welche die Stelle von Weinkellern vertreten. Die Sache klingt bizarr, doch ist sie leicht begreiflich. Die grauen, unappetitlichen Fahrzeuge sind vollständig mit blauen und grünen

Trauben erfüllt. Am oberen Ende des Wagens hat man mehrere schwere Steine aufgelegt, um die Trauben zu belasten und den Saft herauszupressen. Am unteren Ende sickert die Flüssigkeit langsam hervor und fällt in ein schmutziges Gefäss. Andere Fahrzeuge bieten einen viel interessanteren Anblick. Ist nämlich der Zeitpunkt gekommen, wo die Steine keinen Saft mehr herauszudrücken vermögen, so entfernt man sie, und ein Mann vertritt ihre Stelle. Seine nackten Waden leuchten in lockendem Braun und Schwarz, seine Fusssohlen ähneln dem Leder. Er stampft aus Leibeskräften, hinten läuft der Wein heraus, um von den Familienangehörigen gekostet zu werden. So die Weingewinnung und Kellerwirthschaft der Bulgaren. Man weiss nicht, soll man dabei die Leute oder die köstliche, misshandelte Flüssigkeit beklagen! Was könnte aus diesem Weine werden, würde er anders gewonnen und würden wenigstens die rothen von den weissen Trauben gesondert! Als Tafeltrauben eignen sich freilich beide nicht, sie sind zu wenig süss, der Kern löst sich nur schwer von der Schale. Hinsichtlich der Grösse unterscheidet man zwei Gattungen, die eine nennt man Rasachia, die andere Ceausü.

Dienstag und Freitag wird in Rustschuk Markt gehalten. Dann fordert die Arbeit ihr Recht, der Tag gehört den Professionisten und den Marktweibern. Frühzeitig sind wir am Platze und finden einige Dutzend türkischer Frauen vor. Sie veräussern die köstlichste Leinwand, die feinsten, seidenen Tücher, Uhrbeutelchen und Geldbörsen, alles sorgfältig gestickt und alles den Stempel des Orients tragend. Zu erstaunlich billigen Preisen werden diese Kostbarkeiten abgegeben. Der Obst- und Lebensmittelverkauf ist ein auffallend schwacher, unter den blutigen Fleischstücken aber sitzen Dutzende von Hunden, die sich bemühen, ganz ungestört hie und da ein Stück herunter zu zerren. Wie ungleich mannigfaltiger entwickelt sich dagegen ein rumänischer Markt! Auch heute sind die Strassen nicht besonders belebt, die Zahl der türkischen,

verschleierte Weiber ist nicht viel grösser als am Sonntag. Dafür sind alle Läden geöffnet, und wir haben Gelegenheit, bei einem russischen Händler vorzüglichen russischen Thee, bei jenem alten Armenier echte Janitscharenklingen und hochfeine Handschars zu erstehen. Beim Nachbar erlangen wir die Erzeugnisse der fleissigen, türkischen Hausfrauen. Sie übertreffen an Pracht, Feinheit, Geschmack und Billig-



Türken.

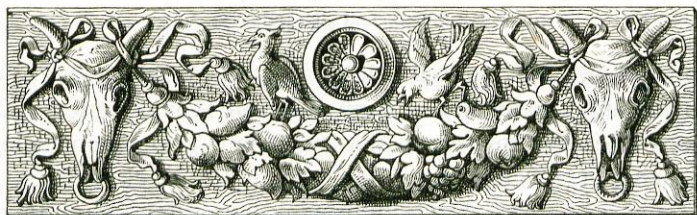
keit alles, was wir von abendländischen oder rumänischen Damenerzeugnissen bewundert. Pantoffelüberzüge auf rothem Sammet, mit Gold und Perlen gestickt, erwirbt man für 5 Lei, echt orientalische Polsterüberzüge für 6 Lei. Dabei lassen die Leute mit sich handeln, obgleich nicht in dem Masse wie unser Waffenhändler, der den Yatagan statt für 50, für 20 Lei abgibt. Am Nachmittag gewahren wir auf der Plattform des schlanken Minarets den Hodja. Er neigt sich nach allen Seiten und ruft die Gläubigen

zum Gebet. Wir treten später in die Moschee, wo Vorsänger und ernste Muselmänner ihrem Allah dienen. Das Innere des Gotteshauses hat man mit Teppichen belegt, ein schöner Kronleuchter hängt von der Decke herab.

Ein echt türkischer Schlupfwinkel von Rustschuk ist der Fischmarkt. Unter ihm darf man sich keinen freien Raum, sondern nur eine enge, krumme Gasse vorstellen. Zwanzig Türken, einer immer ernster und schweigsamer als sein Concurrent, sitzen mit untergeschlagenen Beinen und Tschibuk rauchend da, vor sich allerlei Sorten von Donaubewohnern, sämmtlich natürlich eingesalzen, da man im Orient den Verkauf lebender Fische nicht kennt. —

Von Giurgiu wird man durch das Dampfross binnen zwei Stunden nach Bucurescî getragen. Einige Dörfer werden dabei durchmessen, mehrere Flüsse überschritten, reges Volksgewühl in den Stationen beobachtet. Auf dem Filaretüer Bahnhof herrscht ein entsetzliches Gewühl. Während an anderen Orten in der Regel ein lästiges Heer von Gepäckträgern förmlich um die Reisenden und ihre Habe kämpft, ereifern sich hier die von Constanța kommenden Damen in der Sorge um das ihre umfangreichen Toiletten bergende Gepäck. Die fünf oder sechs sichtbaren Träger gelten für kostbare Personen. Ihre Arbeit ist keine leichte, ganze Berge von Koffern, Kisten und Ballen sind aufgethürmt. Schier eine halbe Stunde müssen wir uns in Geduld fassen, endlich naht die Erlösung, und wir fahren aufathmend durch die Strassen Bucurescîs, zu der Erkenntniss gelangt, dass die Toiletten der eleganten Bucurescîerinnen zwar herrlich und geschmackvoll genannt werden müssen, dass sie aber, dank ihrem Umfange und ihrer Zahl, auch ihre Schattenseiten besitzen.





5. In der Walachei.

Pitești, eine Ausgangspforte der Karpathen. — Mit der Diligence nach Câmpulung. — Rucar. — Rumänische Sommerfrischen und Karpathenlandschaften. — Aberglaube. — Curtea de Argeș und die herrlichste Kirche des Landes. — Die Weinlese von Dragăsan. — Craiova, die Hauptstadt der Kleinen Walachei. — Das Gefangenenhaus von Bucovești. — Turnu-Severin und die Trajansbrücke. — Calafat-Widdin.

Jene köstliche Zeit, in der ein Heer von Früchten die Erde bedeckt, und wo die Luft so rein und so klar wie Krystall, sie ist gekommen. Die Natur erscheint nicht mehr als blumenspendende Jungfrau, ein Hauch von kalter Schönheit liegt über der ganzen Schöpfung ausgegossen. Die Sonne blickt keineswegs in zerstörender Glut herab, ein jeder ihrer Strahlen bildet jetzt ein dankbar entgegen genommenes Geschenk. Der Wanderer fühlt sich nicht durch eine dunstige Atmosphäre gedrückt, ungehemmt dringt das Auge zum Horizont, an dem sich die Berge in scharfen Umrissen zeigen. Die zierlichen Schwalben sind fortgezogen, man lauscht vergebens nach ihrem fröhlichen Gezwitscher, und auch auf den Feldern herrscht Ruhe. Die Menschen haben die Ernte eingeheimst, die Kukuruzstauden ihr erfrischendes Grün mit dem hässlichen Gelb vertauscht; ihrer Früchte gingen sie bereits verlustig, trostlos und melancholisch hängen die zerfetzten Blätter herab.

Nur der Wein hat die Stufe der höchsten Schönheit erklommen, lockend winken seine herrlichen Trauben, ihnen versuchen gelbe, saftige Pfirsiche den Rang streitig zu machen. In solcher Zeit zu reisen, dünkt Einem als unvergessliches Geschenk des Schicksals, allein jede Stunde muss dann benützt werden, denn vor und nach Sonnenuntergang spürt der Mensch Neigung zum Frösteln und die Tage sind ja so kurz! Freilich dauert in Rumänien der Herbst länger als anderswo, und dies ist wünschenswerth, da ein Frühling oft kaum existirt. Diesmal steht ein ganz besonders langer Herbst zu gewärtigen. Die alten Hirten erzählen, die wilden Veilchen hätten wiederum geblüht, und die Gärtner berichten, hie und da setze ein Weichselbaum zum anderen Male Knospen an.

In drei Stunden führt uns das Dampfross aus der glänzenden Metropole nach Pitesci, einer kleinen Provinzstadt, am Ausgang des Hügellandes gelegen. Es hat geregnet, ein in dieser sonst niederschlagslosen Jahreszeit hocherwünschtes Ereigniss, hat doch seit mehr als fünf Wochen kein Tropfen das Erdreich erquickt! Felder, kleine Wäldchen und Dörfer wechseln ab, kurz vor Pitesci rollt der Zug über eine schöne, sehr lange, kürzlich erst eingeweihte Brücke, das Werk einer deutschen Gesellschaft.

Pitesci zeichnet sich am Ende nicht durch aussergewöhnliche Schönheit der Lage oder der Baulichkeiten aus, es charakterisirt indessen die grösste Zahl der walachischen Städte. Juden findet man darin nur in geringer Menge. Man kommt an, steigt aus und sieht sich vor Läden, in denen rumänische Kaufleute hantiren oder wo rumänische und deutsche Tischler, Schneider, Schuhmacher und Bäcker arbeiten. Ja, sogar die Fleisch- und Obsthändler sind hier keine Juden; welch' ein wohlthuender Anblick! Der Israelit spielt noch den Fremdling, das Judenthum besitzt in der Walachei nichts als zerstreute Vorposten, zu schwach an Zahl, um als Landplage vegetiren und die Bevölkerung dem Ruine entgegenführen zu können. Und eine unleugbare Thatsache ist es, die da in Osteuropa

lehrt, dass dasjenige Land, zu dem der Heuschreckenschwarm der orthodoxen Juden den Weg gefunden, der Corruption verfallen. Der Bauer in der Walachei dürfte dies instinctmässig fühlen, er sträubt sich mit aller Gewalt gegen eine Vermehrung der Bevölkerung durch das Hebräerthum, als Grundsatz gilt bei vielen Walachen, nichts bei einem Israeliten zu kaufen. Auch muss erzählt werden, wie sich unlängst der Unwillen des Volkes zu Craiova auf ziemlich nachdrückliche Weise Luft gemacht. Es kam zu einer tragikomischen Strassenscene, bei der zwar Niemandem ein Haar gekrümmt wurde, wobei aber den Glasermeistern der Stadt nicht unbedeutender Verdienst erwuchs.

Die Diligence harrt, und wir steigen in den engen Kasten, um auch diese landesübliche Art des Reisens kennen zu lernen. So klein der Wagen, so gross die Foltern, denen man sich aussetzt. Luft und Licht sind am Ende genügend vorhanden, allein der Wagen wird mit entsetzlichem Gepolter durcheinander geschüttelt, Hören und Sehen vergeht Einem, und die Aussicht umfasst vorn eine Bretterwand. Immerhin ist diese Sorte von Beförderungsmitteln noch weit annehmbarer als die früher im Lande allgemein üblichen Postkarutzen. Das waren kleine Wägelchen, an denen sich kein Quentchen Eisen befand. Für die unversehrte Ablieferung des Passagiers übernahm der edle Rosselenker nicht die geringste Garantie. Hielt er den Reisenden für untergebracht, so peitschte er auf die „Katzen“ los, das Fahrzeug flog über Stock und Stein, und der Fahrgast musste sich bemühen, Herr der Situation zu bleiben. Mit benommenem Athem, schmerzverzerrten Mienen und der Kraft der Verzweiflung klammerte er sich an das fürchterliche Vehikel; mehrmals hat es sich getroffen, dass selbst der Postknecht die Station halbtodt erreichte und beim Halten und Umschauen weder Passagier noch Gepäck bemerkte. Beide hatte er unbewusst abgeladen.

Als Reisegenossen sitzen neben uns eine äusserst corpulente, Cigaretten rauchende Dame und ein jüdischer

Professionist von Bucurescî. Dem Letzteren vertraut man eine Menge Briefschaften an; der Postmeister fährt zwar selbst mit, doch will er offenbar angenehm reisen. Wenige Minuten später entführt ein etwas unhöflicher Windstoss einen Brief, und da dessen Verlust von dem wohlbeleibten Herrn Postmeister nie erfragt wird, lernen wir die Grösse des Wagnisses schätzen, ausserhalb der grossen Städte und fern von den Eisenbahnen die Post zu belästigen.

In einer entlegenen Gasse von Pitescî bietet sich uns ein lang-ersehnter, origineller Anblick. Ein Zigeuner lässt bei den Klängen eines schauerlichen Instrumentes einen Bären tanzen. Meister Petz strengt sich gewaltig an, er bewegt sich mit allen Vieren, um ununterbrochen auf die Vordertatzen niederzufallen. Ein Dutzend Bauern bewundert den Tanzmeister, der im Begriffe steht, auf einen Jahrmarkt zu ziehen.



Bärenführer.

Die Strasse ist äusserst belebt, fortwährend führen Rumänen Wagen vorüber, die, von vier oder sechs Ochsen gezogen, Bretter, Schindeln und andere Erzeugnisse des Waldgebirges zur Bahn bringen. Die Landschaftsbilder verfügen über einfache Schönheit. Das ziemlich breite Thal wird rechts und links von bewaldeten Höhenzügen eingerahmt. Ein Fluss durchzieht das Terrain, Eichen- und

Buchenwaldungen wechseln mit Kukuruzfeldern ab. Zuweilen zeigt sich eine Fläche mit Kraut, eine andere mit Melonen oder bedeutendere Strecken, auf denen man Getreide gemäht hat. Die Viehweiden sind zum Theil sehr kläglich, und die mageren Kühe machen sich in Ermangelung des Grases daran, das Laub der Büsche abzunagen.

Nach einiger Zeit erweist sich die Gegend als ziemlich bevölkert. In Zwischenräumen von einem Kilometer tauchen einzelne Gehöfte auf, oft treten sie zu kleinen Dörfern zusammen. Die Bauernhäuser dieser Gegend übertreffen an Stattlichkeit die der Moldau. Das Gebäude zeigt in der Regel grosse Fenster und eine gefällige Thür, es ist einstöckig und besitzt im ersten Stock eine säulengetragene Veranda. Den Hof hat man in recht geschmackvoller Weise umzäunt, selbst die kleinste Hütte eingeklankt. Man spürt, das holzreiche Gebirge erhebt seine Gipfel im Hintergrund, der Bauer muss hier nicht, wie in der Dobrogea, wegen des Holzes eine dreitägige Reise antreten. Den grössten Nachtheil in Folge eines solchen Ueberflusses haben freilich die lieben Schweinchen. Ihnen befestigt man hölzerne Dreiecke am Halse, damit sie ja nicht die Pflanzungen verwüsten können, selbst die kleinsten, Rattengrösse besitzenden laufen mit derartigen schrecklichen Anhängseln herum. Aehnlicher Tortur müssen sich im ganzen Lande die Zugochsen unterwerfen; zwei von ihnen werden ins Joch gespannt. Das schwere Holzwerk quält sie und verhindert sie, den Kopf nach Belieben zu wenden und zu heben.

Die Luft ist erfrischend, der Himmel zum Theile mit Wolken drohend überzogen. Glücklicherweise lässt die Sonne heute noch ihre Strahlen über die Landschaft fluten, mit den weissgetünchten Häusern kosend und die kleinen, nur mit dem Hemd bekleideten Kinder belästigend, welche in Gesellschaft der Schweine vor dem Hause hocken, oder uns schreiend nachlaufen. Die vorbeikommenden Männer besitzen meist eine schöne, schlanke Gestalt, und wenn

auch die Mehrzahl nicht über Mittelgrösse emporragt, so finden sich doch viele, welche einem Grenadierregiment keine Schande bereiten würden. Unter den Burschen entdeckt man oft recht hübsche Gesellen. Ein blonder oder schwarzer Schnurrbart ziirt das Gesicht, offene, intelligente Züge charakterisiren die vollen Wangen. Die Greise gefallen weniger; ein struppiger Schnurrbart oder ein schlecht rasirter Backenbart verunstalten zur Genüge. Ungleich anziehender müssen die Weiber genannt werden, junge Mädchen bekommt man selten zu Gesicht. Die wahrnehmbaren verdienen in den meisten Fällen entschieden die Bezeichnung hübsch, oft erscheinen sie sogar ausserordentlich lieblich und anmuthig, die Moldauerinnen weit in den Schatten stellend. Ueberhaupt gilt der Menschenschlag der Walachei mit Recht für viel unentnervter, kräftiger und schöner als der der Moldau.

Bei einem der zahlreichen Wirthshäuser wird Halt gemacht, und unser Folterwerkzeug erhält vier andere Pferde. Zwei Bettler hocken am Hause, sie wimmern in erschreckender Weise, empfangen dafür aber auch nicht nur von den Bojaren, sondern selbst von jedem Bauern eine Kleinigkeit. Diesen Zug für Wohlthätigkeit können wir noch öfters im Lande beobachten, trifft es sich doch, dass der Kutscher anhält, absteigt und dem an der Brücke sitzenden Krüppel fünf Bani überlässt. Eine lobenswerthe Eigenschaft des rumänischen Volkes, dem die Gutmüthigkeit entschieden zugesprochen werden muss! Andererseits wirft man ihm Schlaueit und Energie vor, jedenfalls in Ost-Europa unbedingt nöthige Geburtsgeschenke, da sonst sehr bald in den hübschen Häusern der walachischen Bauern die peïssigeschmückten Schmarotzer sitzen würden. Raufereien ereignen sich wie in der Moldau selten, eher prägt sich die Sucht zum Trunk aus! Der Țuică ist gar so verführerisch und der Mastică ebensowenig zu verachten; immerhin werden die Walachen hinsichtlich des Durstes noch weit von vielen eingewanderten deutschen Professionisten überragt!

Auf der Poststation erneuert sich die Reisegesellschaft. Der bisherige Kutscher zieht den Hut, empfängt sein Backschisch und verschwindet, der jüdische Professionist von Bucuresci thut dasselbe, und statt seiner taucht ein Herr nebst drei Damen auf. Wir placiren uns auf dem Bock neben dem Curcanu mit seinem alterthümlichen Gewehr und dem dicken Postmeister, im Coupé aber duftet es fortan nach Blumen und Eau de Cologne, ein provisorischer Salon wird dort etablirt. Lustig geht es hinein in die lachende Landschaft, am Horizont nehmen die hohen, blauen Bergketten immer deutlichere Umrisse an, bis wir endlich dicht vor ihnen eintreffen.

Câmpulungu ist ein Oertchen, so sauber, mit so netten Häusern und so lieblich gelegen, dass man es unbedingt lieb gewinnen muss, und dass man begreift, warum das rumänische, erholungsbedürftige Publicum begonnen hat, das Städtchen als Sommerfrische zu benützen. Die langgestreckte Niederlassung enthält in ihren äussersten Theilen kleine, aber freundlich in Gärten und Wiesen gelegene Häuser, in ihrem Centrum enganeinander gereihete, einstöckige, gefällige Gebäude. An einem Ort bilden sie einen ziemlich grossen, freien Raum, welcher, mit zwei Reihen kleiner hübscher Bäumchen und mit Bänken geziert, den etwas stolzen Namen Boulevard trägt. Wenn die vorzügliche Capelle des tapferen Curcanuregiments bei Lampenschein deutsche Tänze und Märsche vorträgt, und die Haute-volée der Districtsstadt beim Scheine der Sterne lebhaft plaudernd auf und ab wandelt, fühlt man sich an diesem Plätzchen ganz behaglich. Trotzdem klagt man über schwachen Besuch, nicht mehr als 18 Familien sollen in diesem Jahre die Luft der Karpathen genossen haben. Und das ist einigermaßen begreiflich, da die Fiaker von Pitesci und Câmpulungu gleich denen der meisten übrigen Landstädte ungeheure Preise zu fordern pflegen. Im nächsten Jahre wird sicherlich der Besuch zunehmen, dann hat man die Eisenbahnlinie Pitesci-Câmpulungu fertig gestellt. Ihr Damm vermochte schon heute nicht, uns von Pitesci

bis Câmpulungü aus den Blicken zu entschwinden, nur die Schienen, Schwellen und Brücken harren noch der Vollendung.

Câmpulungü liegt in einem weiten Thalkessel, am Fusse des Gebirges, den Schluss des Hügellandes bildend. Die rechtsseitigen Erhebungen sind durch eine Kirche verschönert, welche stolz und ruhig ihre Thürme in die Luft emporhebt, im Norden zeigen sich die Karpathenriesen. Ihrem Locken folgen wir, als wir am frühen Morgen den freundlichen Ort verlassen. Der vielgerühmten Gegend von Rucărü gilt unsere Reise. Auf guter Strasse geht es dahin, an hübschen Häusern, an Busch und Baum vorüber. Allmählich schwindet die bewohnte Welt, und nachdem die Höhe erreicht, bietet sich einer der unvergesslichen Karpathenausblicke. Unter uns zeigt sich, wie schüchtern und verschämt, an einem Hügel das Kloster Nămäesci. Die Kirche und die wenigen Häuser der kleinen Niederlassung verlieren sich fast im Grünen, armselig erscheinen solche Spuren des menschlichen Daseins im Vergleich mit dem schweigenden Gebirge. Ueber dem Kloster steigen zwei Höhenzüge empor, erst hinter ihnen präsentirt sich eine langgezogene, majestätische Bergkette. Hellblau und duftig zieht sie am Horizont heran, bis sie die Stelle erreicht, wo Nămäesci ruht, von da ab gewinnt sie, dank der Stellung des holden Tagesgestirnes, intensivere Färbung.

In Serpentinaen geht es aufwärts, an einem lebhaft an den beängstigend steilen Vulcan bei Abrudbanya erinnernden, starren Felsen entlang. Endlich erreichen wir die Höhe. Noch einige Schritte, und das bisherige Panorama ist versunken, ein neues, wahrhaft eigenartiges eröffnet sich. Ein ganzes Gebirge liegt vor uns und zwar in unmittelbarster Nähe. Wohl zwanzig grün bewaldete, sanft abgerundete Karpathenberge begrüßen uns, sie dünken uns im Sonnenglanze so nahe, dass wir meinen, wir könnten alle Fäden des Altweibersommers darauf zählen, in ihren Schluchten mit den daraus hervorkommenden Bächen glauben wir jeden Käfer bemerken zu müssen. Jene Berge

aber, die sich im Norden zeigen, wolkenumzogen und theilweise bereits schneebedeckt, sie schmücken die Grenze Rumäniens und Transsylvaniens; in ihrer imponirenden Grösse aus einem Gebirgseinschnitt scharf hervorstehend, geben sie ein wirkliches Alpenbild von wunderbarer Schönheit.

Langsam steigen wir ins Thal hinab. Das ist das Eden von Rucăr, im Sommer von einigen Dutzend erholungsbedürftigen Familien belebt, im Winter eine einschläfernde Oede, abgeschlossen von der Welt. In jenen Monaten regiert unumschränkt der Wolf, der Bauer kann sich schlafen legen, selbst die vielen Sägemühlen, die sich längs des Flusses erheben und den Bewohnern Verdienst gewähren, feiern. Der Eismann schlägt ja alle die kleinen Gewässer in Bande! Das ist dann die Zeit, wo die Weiber sich spinnend und plaudernd zusammenfinden, wo entsetzliche Geschichten von Hexen und Geistern die Gemüther der Kinder erschüttern, und wo der Aberglaube seine schönsten Blüthen treibt. Was er im Winter erzeugt, wird im Sommer verwerthet. So traf es sich vor einigen Jahren, dass in diesem lieblichen Thal ein viertägiger Regen die Felder verwüstete und die Landleute zur Verzweiflung trieb. Ein altes Weib brüstete sich mit einem Geheimmittel zur Stillung der Niederschläge; man bedrängte sie, und sie verkündete, der Wolkenbruch werde zu Ende sein, sobald man einen jüngst verstorbenen Burschen wieder ausgrabe, um ihn auf den Mund zu legen. In der darauffolgenden Nacht vollzogen drei unerschrockene Jünglinge die angedeutete Ceremonie, der Himmel jedoch schien nichts weniger als versöhnt. Es regnete weiter. Zufällig fiel am nächsten Tage ein arger Trunkenbold in den Fluss und ertrank. Die Megäre benützte den Vorfall, um ihr sinkendes Ansehen zu befestigen. Sie lief durch das Dorf und erzählte, der Himmel habe ein Opfer verlangt, nunmehr werde der Regen aufhören. Und wirklich, zwölf Stunden später lachte die blaue Decke herab, denn der weltbekannte Spruch Goethes gilt eben auch noch heutigen-tags. Viel klüger als die Alte handeln die Popen. Sie

lassen sich in regenlosen Zeiten erst zu Bittprocessionen herbei, wenn ihr Barometer recht tief steht. Dann rücken sie aus, oft von den ersten Tropfen des niedergehenden Gewitters durchnässt, stets aber umjubelt von der dankbaren, gläubigen Menge.

Interessant und überraschend wird die Thatsache wirken, dass die Deutschen in Rumänien vielfach unter dem Banne orientalischen Aberglaubens leiden. Einen eclatanten Beweis hierfür erhielt vor einigen Jahren ein protestantischer Geistlicher. Man theilte ihm mit, er möge sich gefasst machen, bei einer stattfindenden Beerdigung einen seltsamen Brauch ausgeübt zu sehen. Es circulire die Ansicht, der Todte werde binnen vier Wochen den nächsten Verwandten nach sich ins Grab ziehen, man müsse daher dem Bedrängten eine eiserne Kette an den Fuss legen, das andere Ende derselben sei am rechten Bein des Todten zu befestigen und ein Rumäne habe die Worte auszusprechen: „Du bist mit mir durch Blutsverwandschaft verbunden.“ Der Pfarrer eiferte zunächst gegen eine solche unsinnige Meinung, um sich aber nicht Vorwürfen auszusetzen, falls bei Unterlassung die Betreffende nach vier Wochen wirklich vor Angst verschieden, hielt er seine Predigt und verschwand darauf. Man öffnete den Sarg, legte die Kette um den Fuss des Todten und um den der Verwandten, ein Rumäne lispelte den Bannspruch, und die Gefeihte lebt noch heute, natürlich ihrer Ansicht nach nur durch den bewussten Vorgang gerettet. Ein anderes Mal hielt ein Geistlicher in Bucuresci die Leichenrede für einen jungen Mann. Nach Beendigung derselben schickte sich der Bruder des Verstorbenen an, den Sargdeckel zu schliessen. Rasch sprang ein anwesender Rumäne hinzu und setzte ihm auseinander, er sei rettungslos verloren, wenn er sein Vorhaben nicht aufgebe, auch über ihm müsse dann demnächst der Deckel geschlossen werden. Der Deutsche sah seine Thorheit ein und trat zurück. Sind viele Rumänen bei einem Leichenbegängniss anwesend, so drückt man dem evangelischen Seelsorger ein brennendes

Licht in die Hand, mit dem er die Rede halten muss. Uebrigens behaupten die Rumänen, die Protestanten stünden ihnen näher wie die Katholiken, weil die Kirchen der ersteren nach Osten gebaut seien und die Todten mit dem Gesicht nach derselben Himmelsrichtung begraben würden. Auch Räubergeschichten aus vergangenen Perioden verkürzen in den Thälern von Câmpulungü die lange Winterszeit. Sie beruhen wohl nicht immer auf Wahrheit, sind aber gewiss stets fesselnd und erschütternd. Da wir uns nicht genügend über die Glaubwürdigkeit der Mehrzahl derselben orientirt haben, so ziehen wir vor, eine wahre Begebenheit vorzuführen, die wir aus dem Munde des berühmten Bucurescïer Arztes Dr. Felix vernommen. Der Genannte lebte als junger Bezirksarzt vor einigen Decennien in Câmpulungü und hatte dort eines Tages den Kopf eines gefangenen, weit und breit gefürchteten Räubers zu verbinden; der kühne Rinaldo Rinaldini war nur in schwer verletztem Zustand zu bewältigen gewesen. Der Arzt besuchte seinen grimmigen Patienten mehrere Tage und rieth endlich, den Gefangenen anderswo unterzubringen, da er sonst in Anbetracht der mangelhaften Fenstervergitterung entslüpfen werde. Man schüttelte überlegen das Haupt und liess Alles beim Alten. Als am nächsten Tag der Gelehrte erschien, fand er das Arrestlocal leer, das Fenstergitter war jedoch unversehrt, und erst nach längerem Prüfen fand man, dass der Räuber den Weg durch den Schornstein gewählt. Ein halbes Jahr später ritt Dr. Felix in Begleitung eines Assistenten und eines Dorobanzen übers Gebirge. Plötzlich rief der Bewaffnete entsetzt: „Domine, wir sind verloren! dort kommt der Räuberhauptmann mit seinen Leuten!“ Der Arzt gebot Ruhe, und da an Flucht nicht mehr gedacht werden konnte, zog er mit seinen Gefährten ruhig weiter. Der gefürchtete Bandit hatte ihn erkannt, er machte nebst seinen Gesellen Platz, nahm den Hut ab und sagte: „Ich freue mich, Herr Doctor, Ihnen heute für die wohlgelungene Cur danken zu können, damals war das wirklich nicht möglich. Nun,

auf Wiedersehen zum dritten Male.“ — Mehrere Jahre nachher visitirte Dr. Felix ein Gefangenhaus und liess dabei die glattrasirten Sträflinge im Hof zusammentreten. Einer von ihnen schaute den Arzt wehmüthig an und meinte endlich: „Herr Doctor, Sie müssen mich ja kennen, bedauere, dass wir uns gerade hier zum dritten Male sehen.“ Der Mediciner erwiderte, er habe an solchen Orten keine Bekannten, worüber sich der Sträfling sehr betrübt zeigte. Zugleich entpuppte er sich als der ehemalige Banditenführer von Câmpulungă. —

Bald sind wir im Thal und in einem kleinen Dörfchen. Hinter demselben wird uns ein Anblick, der in Rumänien viel seltener als in Ungarn oder Siebenbürgen ist. Sechzig bis achtzig Pferde grasen zwischen Disteln und Gestrüpp, schon blicken wir uns suchend nach dem Hirten um, als wir nicht weniger als dreissig wigwamartige Zelte wahrnehmen. Sie sind in einem Halbkreise aufgestellt; die nackten, bronzenen, herbeifliegenden Kinder belehren uns, dass hier das Volk der Ausgestossenen lagert. Die Bande scheint wohlhabend und ausserordentlich zahlreich zu sein. Sie erweckt in uns den heissen Wunsch, die rumänische Regierung möge mit aller Schärfe gegen die letzten noch nicht cultivirten, unnützen, diebischen Nomaden vorgehen und sie gewaltsam ansässig machen. Sie würde dadurch den braunen Gesellen nur eine Wohlthat erweisen, dem schwachbevölkerten Lande neue Arbeitskraft zuführen und den angrenzenden Staaten wie in vielen anderen Dingen mit gutem Beispiel vorangehen.

Noch eine halbe Stunde müssen unsere Pferde hinter dem monotonen Rucără emporklettern, dann erreichen wir nach Ueberwindung eines hohen Berges mit neuerlicher Gebirgsumschau Dâmbovița, die Gegend, wo die Dâmbovița entspringt. Ein kleiner Thalkessel öffnet sich. Vierzig oder fünfzig Gebirgshäuser mit dürftigen Feldern erfüllen ihn, von allen Seiten starren Felsen oder ernste Tannen herein. Weiter hinaus führt die Strasse nach Törzburg, hinüber in das Reich der siebenbürgischen

Kalibaschen, von wo man in zwei Stunden mühelos Kronstadt erobert. Im Sommer ist auch dieses echte Gebirgs-herz ein lauschiger, nervenstärkender, zur beschaulichen Ruhe einladender Ort, im Winter dagegen, wenn das Land weit und breit einer einzigen Eisdecke ähnelt, existirt Dâmbovițora für die Welt noch weniger als Rucărü. Um so grossartiger muss das Erwachen der Natur im Frühling sein. Donnernd sprengen die Flüsse ihre Fesseln, Busch und Baum rüstet sich zu neuem Leben, und unter dem fröhlichen Gesang der wenigen Karpathenvögel zeigen sich hie und da die schüchternen Blüten einiger Zwetschken-bäume. —

Etwa vierzig Kilometer nordwestlich von Pitești liegt der kleine Marktflecken Curtea de Argeș. Er soll unter den Römern Argiscus geheissen haben und war von 1290 bis 1445 Sitz der walachischen Fürsten. Die im Orte sichtbaren Ruinen mögen von der einstigen Residenz (Curtea = Hof) herrühren, nach ihr trat einige Zeit Târgoviște in den Vordergrund, späterhin erst Bucuresci.

Eine Viertelstunde ausserhalb des Oertchens ragt auf einem sanften Hügel, umgeben von einer Anzahl dürftiger Hütten — die Kathedrale von Curtea de Argeș, ein Wunderwerk classisch-byzantinischer Baukunst, das herrlichste Denkmal des Mittelalters von ganz Rumänien und die grösste Sehenswürdigkeit des Landes, stolz gen Himmel. Einstimmig lautet das Urtheil aller Kunstkenner dahin, dass diese Kirche, auf deren Werth zuerst österreichische Generäle anlässlich ihrer Occupation aufmerksam machten, völlig einzig in ihrer Art ist. Ein edler Sinn für Schönheit durchweht die Schöpfung in allen ihren Theilen, die Gesimse, das prachtvolle Portal, die unzähligen Erker, Kranzgewinde, Rosetten und Säulen zeugen von tadelloser Sorgfalt, und der Sage, 900 Baumeister hätten an dem Gotteshaus gearbeitet, widerspricht am besten ihre entzückende Harmonie. Das Werk bildet den erhabensten, einheitlich durchgeführten Gedanken eines gottbegnadeten Künstlers.

Die Kathedrale soll zwischen 1517 und 1527 erbaut worden sein, das wichtigste darüber berichtende geschichtliche Zeugniß bilden die vier grossen steinernen Tafeln des Portales. Sie verkünden in altslavischer Sprache und cyrillischen Lettern, der Woiwođe Neagoe, der Sklave Christi, habe alle seine Dörfer, Fischteiche, Zigeuner, Frohnbauern und sonstigen Schätze verwendet, um die morsche Argeşükirche wieder aufzubauen. Er beschwört seine Nachfolger, die Schätze der vor dem Feinde flüchtigen Bojaren schützend zu empfangen, sowie die Kirche zu hüten, damit sie nicht zum Aufenthalt der Vögel und der wilden Thiere werde, und er bittet endlich, die heilige Jungfrau solle die Arbeiter zahlen, er vermöge es nicht.

Neagoe war in der That ein gottesfürchtiger Regent, der trotz der kurzen Dauer seiner Herrschaft (1513—1518) von den Historikern den Beinamen des rumänischen Salomon erhielt. Ursprünglich soll er ein armer Jäger gewesen sein, der den heiligen Patriarchen vor dem Untergang errettete und deshalb von ihm auf den Fürstenstuhl erhoben wurde. Eine Liebe ist der anderen werth, Neagoe bewies seine Dankbarkeit durch Gründung vieler Klöster und Kirchen.

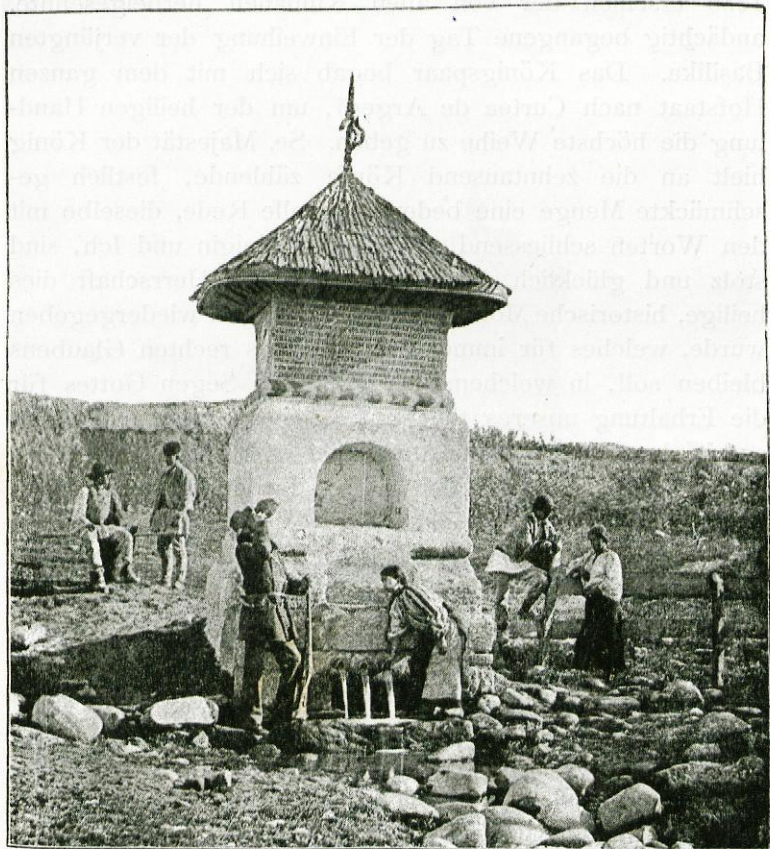
Wie diese ganze Entstehungsgeschichte, so erscheint auch die Person des genialen Baumeisters von dem Mantel der Sage umhüllt. Neagoe, heisst es, habe seine Jugend am Hofe des Sultan Selim I. verbracht und in seinem Auftrag die Moschee des Selim in Constantinopel, angeblich mit 999 Fenstern und 366 Minarets, erbaut. Dabei sei Manoli, ein Gefangener aus Mösien, die festeste Stütze Neagoes gewesen. Sultan Selim, berichtet die Erzählung weiter, entliess beide in Gnaden und überlieferte ihnen Gold und kostbares Material, damit sie in Neagoes Heimat, in Dacien, ein Gotteshaus von wunderbarer Schönheit errichten könnten. Manoli ging ans Werk, und das Gebäude wuchs, bis es eines Morgens wieder spurlos verschwunden war. Der Baumeister begann von Neuem, das Geschaffene versank nochmals, und das wiederholte sich eine geraume

Zeit. Da hatte Manoli eines Nachts einen Traum, in dem ihm verkündet wurde, seine Arbeit werde gefeiert, wenn er am nächsten Morgen das ihm zuerst begehrende Weib einmauere. Der gequälte Künstler leistete den Schwur und fing von vorn an, gespannt, wer bestimmt sei, den Bann zu lösen. Zu seinem Schrecken trat seine eigene junge, schöne Frau Anica zu ihm, um ihn lächelnd zu begrüßen. Entsetzt starrte der Meister sie an, dann erklärte er ihr sein unabänderliches Vorhaben. Alle Klagen und Bitten der geliebten Eehälfte waren vergeblich, Manoli mauerte sein Weib in die Hauptfaçade ein. Von jetzt ab schritt der Bau seiner Vollendung ungestört entgegen; nachdem aber Manoli die letzte Hand angelegt, bestieg er die Spitze des Gotteshauses und stürzte sich, sein armes Weib sühnend, in die Tiefe. Manolis Körper verwandelte sich in einen Stein, aus dem seither das beste Wasser der Gegend fließt. Im Laufe der Zeit wurde über der Quelle ein Brunnen errichtet, er gilt noch heute als wunderthätig und führt den Namen „Manoli-Brunnen“.

Es ist einleuchtend, dass dieser dramatische Stoff von deutschen und rumänischen Dichtern und Dichterinnen in Prosa und in gebundener Rede vielfach behandelt wurde, allein die Kunsterzeugnisse übertreffen keineswegs an Kraft und rührender Wärme die schlichten Lieder, die der rumänische Hirt oder der ziegelbrennende Zigeuner auf Grund der Legende singt.

Die Kathedrale erreicht eine Höhe von hundert Fuss. Sie verfügt über vier Kuppeln, eine steigt über dem Altar, drei über dem Narthex empor. Zwei der Thürme besitzen Fenster in halber Schraubenwindung, was den seltsamen Eindruck hervorruft, als neigte sich der eine der Aufsätze gegen den andern. Die Fensterbogen hat man mit den mannigfachsten ornamentalen Sculpturen dicht bedeckt, die oberen Fenster wurden nach arabischer Manier ausgeführt, das ganze Gebäude grün, gold und blau bemalt. Unweit des Haupteinganges befindet sich das Baptisterion. Einige Treppen leiten zur maurischen Pforte, deren Vorhalle durch

zwölf Säulen getragen wird. Das Innere der Kathedrale weist mehrere werthvolle Malereien auf, so einen Christus, eine heilige Jungfrau und die Bildnisse verschiedener walachischer Grossen. Weiterhin birgt die Kirche die Reliquien



Manoli-Brunnen.

des heiligen Demeter Bassarab, die man in den Fluten des bulgarischen Lom entdeckte. Zum Grundriss der Basilika erwählte man sehr sinnig das griechische Kreuz mit weiter Kuppel und drei runden Absiden.

Da nun das Gotteshaus durch Regen, Feuer und Vernachlässigung stark gelitten, hat sich die rumänische

Regierung unschätzbare Verdienst durch völlige Renovirung des herrlichen Denkmals erworben. Mehrere Jahre lang vollzog der geistreiche Lecomte de Nouy, ein Schüler Viollet le Ducs die Wiederherstellung, und Mitte October 1886 erschien der von allen Rumänen herbeigesehnte, andächtig begangene Tag der Einweihung der verjüngten Basilika. Das Königspaar begab sich mit dem ganzen Hofstaat nach Curtea de Argeşu, um der heiligen Handlung die höchste Weihe zu geben. Se. Majestät der König hielt an die zehntausend Köpfe zählende, festlich geschmückte Menge eine bedeutungsvolle Rede, dieselbe mit den Worten schliessend: „Wir, die Königin und Ich, sind stolz und glücklich, dass unter unserer Herrschaft dies heilige, historische Monument den Gläubigen wiedergegeben wurde, welches für immer der Hort des rechten Glaubens bleiben soll, in welchem das Volk den Segen Gottes für die Erhaltung unseres theueren Reiches erfleht.“ Hierauf ergriff der Unterrichtsminister Demeter Stourdza das Wort. Er verlas die Inschrift der vierten Gedenktafel; sie trägt die Namen Ihrer Majestäten, des Metropolitens, des Argeşuer Bischofs und des Architekten Nouy als Restaurirer des Bauwerkes. Der unermüdlich thätige Mann hat es in edler Bescheidenheit unterlassen, seinen eigenen Namen hinzuzufügen, obwohl er dazu als Arrangeur des Ganzen und als Schöpfer werthvoller Festschriften über die Basilika berechtigt gewesen wäre. — Die Strasse von Piteşti bis Curtea de Argeşu war mit zahlreichen Triumphbogen besetzt, den schönsten Schmuck aber bildete das den Majestäten zujubelnde, treue Volk, dessen wundervolle Nationaltracht in schönster Harmonie mit der gehobenen Stimmung und dem Bauwerke selbst stand. —

Bei unserem zweiten Aufenthalte in Piteşti fällt der Regen in Strömen, mehr als 24 Stunden lang gleicht die Stadt einem überschwemmten Kothmeer, und die Natur zürnt noch, als wir mit dem Dampfross dem Westen zueilen. Dichter Nebel verhüllt die Landschaft mit einem undurchdringlichen Schleier, die Hügel sind längst dem Blick



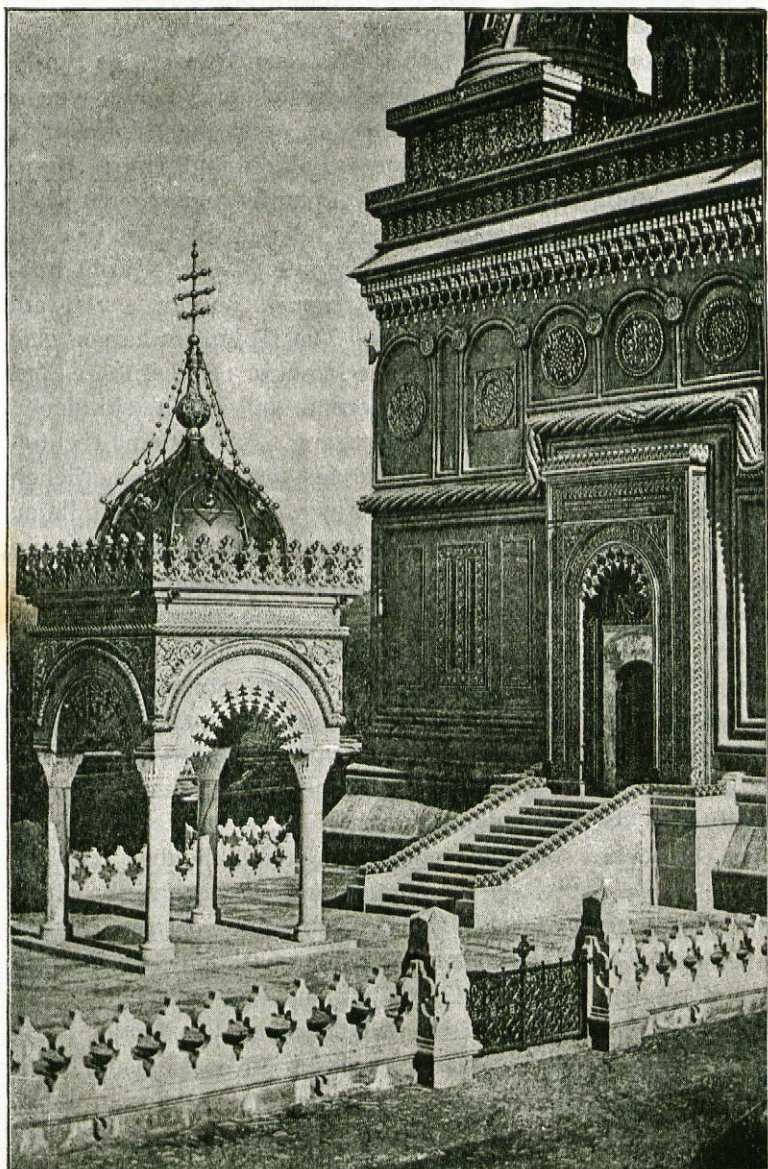
Kathedrale von Curtea de Argeș.

entschwunden, nur riesige Kukuruzfelder oder unbebaute Flächen bieten sich zuweilen dem Auge dar. Gefällige Eichenwälder fliegen vorüber, weiterhin zeigen sich einige kleine Weingärten.

Wir reisen nicht lange, schon nach einer Stunde verlassen wir den Zug, um uns von Neuem dem Norden zuzuwenden. Das Thal des Alt wurde erreicht, auf seinem linken Ufer liegt Slatina, auf seinem rechten Piatra.

Piatra ist ein unbedeutendes Dörfchen, dem es indessen vorbehalten sein dürfte, in der Handels- und Verkehrswelt noch eine grosse Rolle zu spielen. Der Ausbau der von der Natur vorgeschriebenen Linie Hermannstadt-Râmnicu-Slatina kann nur als eine Frage der Zeit gelten, alle gehässigen Argumente, welche der magyarische Chauvinismus gegen diese dem Sachsenboden zu Gute kommende Bahnlinie vorbringt, müssen vor der Macht der natürlichen Verhältnisse und vor dem Wunsche Nordeuropas, die kürzeste Verbindung mit Constantinopel und Salonichi zu erhalten, erblassen. Gegenwärtig ist die Linie bis Râmnicu so weit vorgeschritten, dass sie von Materialzügen bereits befahren wird, die Stationsgebäude sind zum grössten Theile aufgeführt, im nächsten Frühjahr soll die Strecke dem allgemeinen Verkehr übergeben und den Reisenden wiederum ein Stück Poesie genommen werden. Momentan fährt noch jeder, der Dragăsanî, den berühmtesten Weinort der Walachei, betreten will, mit einem Viergespann durch die liebliche Landschaft. Am angenehmsten und am lohnendsten erscheint natürlich eine solche Excursion zur Zeit der Weinlese, also gegen Mitte des Monats October. Dann geht noch ein warmer belebender Hauch durch die ganze Schöpfung, und wenn die Bäume in ihren buntfarbigen Gewändern nicht gar so griesgrämig dreinschauten, möchte der Wanderer zu dem Glauben gelangen, der Lenz sei im Anzuge.

Jenseits des Alt, am linken Ufer dieses im Rothen-thurmpasse so unbändigen Gesellen, erhebt sich Slatina. Von der Bahn aus entzieht sich der Ort den Blicken, um



Portal der Kathedrale von Curtea de Argeș.

so angenehmer wird man überrascht, wenn man auf der Höhe anlangt und plötzlich das Land weithin beherrscht. Dicht unter uns dehnen sich die weissen Häuser des Städtchens aus, eine enge Thalmulde schmückend. Leider weicht der günstige Eindruck, sobald der gemiethete Landbirjar mit seinen vier Pferden, einem Fohlen und einem Hund hineingaloppirt. Schmutz und Armuth regiert, die Zahl der ansehnlichen Häuser verschwindet. Am Ufer des Alt stossen wir unerwartet auf bewaffnete Macht. Wohl hundert Pionniere der Armee exercieren, andere sitzen am Ufer, wieder andere im Kahn. Die Soldaten haben eine Schiffsbrücke geschlagen. In strenger Reihenfolge hat man die eisernen Pontons im Strome aufgestellt, sie dienen uns zum willkommenen Uebergang. Auf dem rechten Altufer geht es im Fluge trotz des anfangs jämmerlichen Terrains dahin. Mehrere Dörfer werden passirt, aus ihnen stürzen jedesmal eine grosse Anzahl Hunde hervor, um unseren treuen Begleiter zu attaquiren. Allein dieser, halb Bulldogg, halb Wolfshund, erweist sich seinen struppigen Genossen überlegen. Eine Zeit lang duldet der Philosoph das Gekläff, plötzlich wendet er sich, stösst den einen Gegner über den Haufen und beisst einen zweiten derart ins Bein, dass die ganze Meute vor Entsetzen heult. Die Wohnungen der Menschen sind bei weitem nicht so gefällig wie bei Câmpulungă, man fühlt, dass die Bewohner des Altbeckens hinter jenen an Wohlhabenheit zurückstehen. Ochsenwagen begegnen uns fast ununterbrochen, sie führen entweder Kukuruzstroh hinunter in die Donau ebene oder leere Weinfässer in der eigenthümlichen, keineswegs runden, vielmehr länglichen, unsympathischen Form. Ach, für einen geschickten und fleissigen Fassbinder ist ja in Rumänien, wie für jeden anderen Professionisten noch goldener Boden! Ereignet es sich doch in diesem Jahre wiederum, dass es den Leuten an Fässern mangelt und sie in Folge dessen ein Loch in die Erde graben, dasselbe mit einer fettigen Substanz auspelzen und es zum Weinbehälter bestimmen! Wer ein Fass auszuleihen vermag,

wird es gewiss gern thun, er erhält als Leihgebühr das Fass bis zum Rande gefüllt zurück; genug also des köstlichen Nasses, um sich und seine Lieben ein ganzes Jahr lang in dulce jubilo zu erhalten.

Die Sonne verschwindet endlich bleich wie Wachs hinter den Wäldern, und der Abend sinkt kühl herab. Noch eine halbe Stunde, dann fahren wir in ein kleines, recht belebtes Oertchen ein, auf dem Marktplatz haltend. Mehrere träumerische, altmodische Oellampen sollen ihn erhellen, wir vermögen uns jedoch besser beim Scheine eines Feuers zu orientiren, an dem man ein ganzes Schwein bratet, sowie bei dem Licht einiger Schenken, in denen sich schaffellgekleidete Männlein debattirend tummeln. Auf dem Platze steht eine ganze Armee ungefüllter Weinfässer, daneben lagert Hornvieh; morgen wird in Dragășani Wochenmarkt abgehalten. Alle Gasthäuser sind bereits von einem Schwarme jener hundert Händler besetzt, welche alljährlich aus Bucuresci, Craiova und anderen Städten des Landes erscheinen, um den vielgerühmten „Dragășanier“ zu erstehen. Erst nach längerem Suchen gelingt es, einen freundlichen Privatmann ausfindig zu machen, der bereitwillig das Recht der Gastfreundschaft an uns ausübt.

Am nächsten Morgen ruht ein leichter Nebelschleier auf der Landschaft, er vermag jedoch nicht, die weite Ausschau ins Altthal ganz zu verhindern. An einigen Stellen glitzert der Fluss silbern herüber, an einigen anderen grüssen weisse Edelhöfe, überall zeigen sich anmuthige Höhen und kleine Waldungen. Das Gebäude, in dem wir gerastet, macht einen ernsten, nüchternen Eindruck, es war früher Besitzthum des Bischofs und wurde gelegentlich der Säcularisation Eigenthum des Staates. In dem wüsten Hof galoppiren junge Schweine herum, Gänse, Kühe und Kälber glotzen uns an, eine zornige Büffelkuh jagt uns in die Flucht.

Inzwischen tönt das Getöse des Marktes immer deutlicher zu uns herüber, wir folgen seinem Locken und tauchen bald in einer schreienden, sich windenden Menge

unter. Die Tracht — in allen Gegenden des Landes verschieden — ist hier beim weiblichen Geschlecht eine geradezu herrliche. Jede Bäuerin gleicht einer Sultanin oder wenn man will einer Theaterprinzessin. Fast jedes Hemd wurde mit silberähnlichen Metallplättchen besetzt, einige auch mit imitirtem Gold, die Schürzen nicht minder. Bewegt sich nun ein solches Geschöpf, so glänzt und flimmert es im Sonnenschein, dass es eine wahre Lust ist. Den Untergrund der Hemden hat man schwarz oder roth bestickt. Die Katrinzen tragen die mannigfachsten Farben und Zeichnungen zur Schau. Alles aber erscheint geschmackvoll, sorgfältig, vielseitig, man erkennt eben auf den ersten Blick die echte nationale Arbeit, tausendmal ästhetischer und geschmackvoller als jene Atlasmachwerke einiger Bucurescier deutschen Damen, die 600—800 Lei kosten und aus diesem oder jenem Modemagazin hervorgegangen sind. Hier fällt uns nur ein junges, schönes Weib mit feurigen schwarzen Augen ins Gesicht, dessen Tracht nicht eigentlich volksthümlich. Sie stand in Dienst, ihr Herr hat ihr die Entwürfe zu den Schürzen nach seinem idealistischen Ermessen vorgezeichnet. Allein das Weib führte doch wenigstens die Arbeit nach ihrem Geschmack aus, und so entstand etwas, was von urwüchsiger Kraft und nicht von städtischer Zartheit predigt. Das übliche rohseidene Kopftuch ziert die ländliche Schöne, eine lange, glänzende Atlasjacke, mit schwarzem Pelz verbrämt, umfängt die herrlichen Glieder, während vorn eine schwarze Sammetschürze mit Blumen in Silber ausgeführt, hinten eine ebensolche blaue die Tracht beschliesst. Uebrigens kommen derartige anscheinend luxuriöse Kleidungsstücke den Bäuerinnen nicht einmal theuer zu stehen, sie verfertigen dieselben bis in alle Details eigenhändig und kaufen die silbernen und goldenen Flitterblättchen das Pfund mit 1 Leu 20 Bani. Immerhin freilich wirft die Neigung, sich glänzend zu kleiden, ein seltsames Licht auf den romanschen Charakter. Die deutsche Bäuerin gibt unendlich wenig auf das Luxuriöse ihrer Tracht, sie trägt sich dafür

um so reinlicher und verwendet ihre ganze Sorgfalt auf einen Kasten voll Wäsche und auf einen bedeutenden Reichthum von Bettkissen und Betttüchern. Davon hat die rumänische Bäuerin bis jetzt noch keine Ahnung, sie schreitet in ihrer prachtvollen Toilette zum Markt; ihre Behausung ähnelt einer Bettlerhöhle, den Werth der Federn, mithin der Bettwäsche, kennt sie nicht. Im ganzen Lande werden die Gänsefedern achtlos weggeworfen. Die Mühe, die Thiere zu rupfen, deren Federlast oft auf dem Erdboden hinschleppt, nimmt sich kein Mensch; will eine deutsche Familie Flaumen erwerben, so gibt sie für die Hülle einer Gans der Bäuerin 5 Bani. Um Federn zu schleissen, fordert man ein Dutzend Weiber zur Arbeit auf und reicht ihnen als Belohnung Dulcéță, das sie ausserordentlich lieben, aber nicht zu bereiten wissen. Unter solchen Umständen müssten sich einige Federhandlungen, trotz des hohen Grenzzolles, bei sehr vortheilhaften Lieferungen ins Ausland recht gut etabliren können.

Westlich vom Orte liegt das Reich der Trauben. An einem wolkenlosen, warmen Nachmittag wandeln wir hinaus. Eine Viertelstunde folgen wir der Strasse, dann haben wir eine langgestreckte Hügelreihe erreicht, welche der ganzen Landschaft ein eigenes Gepräge verleiht. Das ist das Revier der Weingärten. Einer schliesst sich an den anderen, durch sie hindurch klimmen wir empor, bis wir auf dem höchsten Gipfel anlangen, und sich ein herrliches Panorama zu unseren Füßen ausbreitet. Dörfer, Flüsse, Wälder und ein blauer Himmel wetteifern mit dem glänzenden Tagesgestirn um den Preis der Schönheit. Uns aber dünkt es, als solle er dem lieblichen Gewächs zugesprochen werden, das allerorts lockend winkt. Eine unglaubliche Fülle wurde in diesem Jahre den Leuten beschieden, und doch sagt man uns, im vorigen Jahre sei die Quantität noch viel grösser, die Qualität freilich schlechter gewesen. Wir meinen, eine grössere Anzahl Früchte wie gegenwärtig, könnten die kräftigen mannshohen Stöcke wohl schwerlich tragen. Mehr als ein Dutzend hängt oft

an einem Stock, von einem zum andern aber ist vielfach eine Rebe gezogen, an der sich die Trauben scheinbar des Raumes halber bekämpfen. Und wie köstlich dünkt ihre Farbe, ihre Gestalt, ihr Geschmack! Da sucht man vergeblich nach jenen hässlichen, harten, ovalen türkischen Beeren, die im Munde nicht zerfliessen wollen, man findet ebenso wenig die halbsauere Waare des Bucurescïer Fruchthändlers. Nicht eine Traube ist wahrzunehmen, die nicht gelblichweiss dreinblickte, und der man nicht anmerkte, dass ihr die Sonnenstrahlen liebliche Süsse verliehen. Die rothen allerdings schauen kläglicher drein, doch sind ihrer weitaus weniger. Dragăsanî ist hauptsächlich die Geburtsstätte eines schweren, weissen Weines.

Jetzt stossen wir auf Leute, das Schreien eines Kindes erzählt davon. Ein kleines Häuschen taucht auf, neben ihm liegt ein bedachter Raum. Unter dem letzteren steht ein riesiger Ständer, in ihm birgt man die gepflückten Beeren. Tausende und Abertausende stürzen übereinander, rothe und weisse, ihre Schwere bewirkt das Hinaussickern des Saftes am vorderen Ende. Nach einiger Zeit steigt ein Mann hinauf, um seine Füsse in Bewegung zu setzen: das Schauspiel von Rustschuk wiederholt sich. Wer aber darin einen Grund erblickt, gering von den Dragăsanîern zu denken und den Genuss ihres Weines verschwört, dem sei bedeutet, dass der weltberühmte Rothwein von Bordeaux fast nur auf die nämliche Art gewonnen wird. Man müsste also auch diesem die Feindschaft erklären, und man erkennt deutlich, wie unrathsam es oft ist, die Geheimnisse des menschlichen Lebens zu ergründen. Glaubt man, die Thätigkeit des Mannes könne kein Ergebniss mehr erzielen, so kommt die zerstampfte Masse in eine nebenstehende Presse, und eine zweite Gattung Most, heller als die erste, wird gewonnen. Quetschmaschinen und Kellerwirthschaft werden als überflüssig erachtet. Wenn der Saft von den Schalen geschieden worden, gibt der Weinbauer das Getränk aus den Händen, das heisst, die Meute der Weinhändler entreisst es ihm förmlich. Und sie zahlt dabei noch immer

schlecht genug. Wohl erhält in anderen Gegenden der Bauer für eine Vadra Most nur 80 Bani, hier in Dragăsanî dagegen 2 Lei. In einem leidlich guten Jahre ist dabei auch etwas zu verdienen, bei schlechter Ernte aber werden kaum die Auslagen gedeckt. Das Bearbeiten eines Hektars kostet 100 Lei, das Beschaffen der nöthigen Fässer 50 Lei. Ein Hektar gibt im günstigsten Falle 150 Vadra oder 20 Hektoliter und wirft 300 Lei ab. Wegen des Absatzes brauchen die Dragăsanîer niemals verlegen zu sein, die Weinhändler zahlen vielfach Angabe und führen fast immer den Most weg. Bleibt Jemandem der Wein übrig, dann bringt er ihn selbst nach Bucureşti, wo er in der Regel einen bessern Preis erzielt und nur mit dem Uebelstand einer mehrwöchentlichen Besichtigung von Bucureşti zu rechnen hat. Interessiren dürfte vielleicht das Factum, dass unlängst ein Weinhändler aus Hamburg in Dragăsanî aufgetaucht, der Mann erstand 2000 Vadra alten Weines.

Eine Kellerwirthschaft existirt in Dragăsanî eigentlich nicht, höchstens fünf oder sechs Herren verfügen über einen entsprechenden unterirdischen Raum, in dem sie mehrjährigen Wein aufstapeln und abziehen können. Einer von ihnen beherrscht nicht weniger als 100 Pogon Rebenland, andere 50. Das Revier des gewöhnlichen Bauern beläuft sich auf 10—30 Pogon, das des armen auf 2—10 Pogon. Dabei ist der äusserst sonderbaren besitzrechtlichen Verhältnisse von Dragăsanî zu gedenken. Das ganze Paradies, 15 Kilometer lang und 5 Kilometer tief, bildet ein Staatsgut. Weil nun aber die Regierung die Weingärten nicht selbst ausnutzen will und kann, so hat sie das Gebiet an etwa 4000 Weinbauer vergeben. Jeder derselben wird gehalten, den zwanzigsten Theil seines Gewinnes der Regierung abzuliefern; falls er dies vermeiden will, steht es ihm frei, durch Zahlung einer grösseren Summe — 200 Lei per Pogon — sich ein für allemal von der jährlichen Abgabe zu befreien. Einige haben sich auf diese Weise losgekauft und ihre Weingärten eigenthümlich erworben, die übrigen müssen dem Pächter des Staates, der jährlich

30 000 Lei entrichtet, den oben angedeuteten Theil ihres Mostes ins Haus führen.

Gearbeitet wird auf den Hügeln von Dragăsanî sehr sorgfältig, obgleich die Tagelöhner noch viel schlechter bezahlt werden als beispielsweise in Rust und anderen ungarischen und österreichischen Weingegenden. Der Hauer erhält nicht mehr als 1 Leu täglich; während der Weinlese, wo die Arbeit eine mühelosere, zahlt man 40 Bani und gibt ihm die Erlaubniss, sich an den Weintrauben satt zu essen. Trotzdem kommen die Leute aus der ganzen Umgegend nach den Weinbergen, die Arbeit ist ihnen vertraut und darum sympathischer als das ungewohnte Schaffen beim Bau einer Eisenbahnlinie, obgleich sie sich daselbst täglich 2 Lei verdienen könnten.

Man wird nicht müde, stundenlang durch dies Paradies zu wandeln, stets auf die kleinen Häuschen treffend, in denen ausserhalb der Weinlesezeit die Geräthschaften aufbewahrt werden. Ueberall stampfende Männer, pflückende Weiber und wespenumschwärmte Kinder. Wohin man aber kommt, immer grüssen die Leute in der freundlichsten Weise und fordern zum Genusse der Trauben und zum Kosten des Mostes auf. Ihr herzliches Benehmen wird eine angenehme Erinnerung an Dragăsanî bilden. —

Unsere Rückkehr von Dragăsanî gestaltet sich ziemlich romantisch. Man beredet uns, die neue Eisenbahnlinie zu benützen. Eine Locomotive führt sechs Wagen davon, um Schwellen und Schienen abzuholen. Auf einem der Wäglein neben einigen Dutzenden zwiebelverschlingenden, übelduftenden Bauern nehmen wir Platz, und hinaus geht es die schnurgerade Linie mit den provisorischen Brücken entlang. Die wirklichen Brücken werden aus Belgien bezogen, sie kommen vollendet hier an und brauchen nur zusammengesetzt zu werden. Leider bringt uns das Dampfross bloß bis zur nächsten Station und packt uns daselbst aus. Zwei Stunden lang ladet man Schwellen ein, dann geht der Zug zurück. Inzwischen hat man freilich eine Draisine nach Dragăsanî entsendet, sie soll einen Ingenieur

herbeiholen und uns mit nach Piatra nehmen. Nach vier Stunden kommt sie zurück, wir werden aufgenommen und fortgerädert. Der Unternehmer treibt wie ein Slavenvogt die vier Arbeiter an, allein es nützt Alles nichts, die Drainsine will sich durchaus nicht in einen Vogel verwandeln, und da der Führer zweifelt, den schwarzbärtigen Ingenieur rechtzeitig nach Piatra transportiren zu können, setzt er uns kurz entschlossen mitten im Felde ab und saust davon. Nachdem wir der Erfindung des Teufels einen misstrauischen Blick gewidmet, können wir unser Gepäck aufgreifen und es keuchend querfeldein schleppen. Auf der Landstrasse bitten wir einen Bauern, den Koffer auf seinen Ochsenwagen zu legen, doch der Arme hat das Unglück gehabt, taub zu werden. Erst die Versicherung eines Bakschisches gibt ihm das Gehör zurück, und wir wandern auf diese Weise, halb erfroren, sturmgepeitscht und regenbefeuchtet, bis zu einem ehemaligen Wirthshause, wo wir wenigstens ein Glas Wasser erhalten. Sehnsüchtig schauen wir nach einem Wagen aus; es kommt keiner in Sicht. Unsere letzte Hoffnung bleibt die Locomotive, sie soll am Nachmittag nach Piatra fahren. Und wirklich naht sie, wir gönnen uns das ganz besondere Vergnügen, sie mittelst eines weissen Tuches aufzuhalten, und in wenigen Secunden befinden wir uns wieder inmitten der Zwiebelvertilger. Die Fahrt geht jetzt langsam, aber ohne Scheitern bis Piatra. Vom Orte selbst entdeckt man nicht die geringste Spur, doch stösst man beim Stationsgebäude auf einige sogenannte Gasthäuser, wo ein recht zweifelhaftes Unterkommen möglich. Von Ruhe kann natürlich nicht die Rede sein, da der Zug mitten in der Nacht weiterfährt, wir bis dahin aber mehrmals gestört werden. —

Westwärts die Fahrt fortsetzend, erreichen wir Craiova, die Hauptstadt der kleinen Walachei. Ein Birjar, seiner Herkunft nach ein Siebenbürger Sachse, geleitet uns durch einige dorfähnliche Gassen, sowie an einem ehemaligen Kloster, jetzt Gerichtshof, und einer geräumigen Markthalle vorüber in den Mittelpunkt der Stadt. Craiova ist eine

Ansiedelung, in der man sich wie in Câmpulungă dauernd wohl fühlen könnte. Das edle Heer der Israeliten hat bisher ein an und für sich bedeutendes, in Anbetracht der zahlreichen Einwohnerschaft aber verschwindendes Contingent gestellt. Zudem muss ja hier das Volk Israel ziemlich bescheiden auftreten, noch fungirt es nicht als unumschränkter Gebieter; übrigens vielleicht der Grund, weshalb sich Craiova sowohl in seinen äusseren als seinen inneren Theilen als eine auffallend wenig belebte Stadt erweist.

Die Hauptstrasse durchschneidet den Ort von Nord nach Süd, an ihrem einen Ende erhebt sich die protestantische und die katholische Kirche, in der Mitte der Strasse liegen die grösseren Magazine, Hôtels, das Gebäude der Ackerbaugesellschaft und ein deutscher Biergarten. Betritt man das Local desselben, so wird man sich erstaunt fragen, ob man denn wirklich in Rumänien athmet. Das Gastzimmer ist im altdeutschen Stil gehalten, die Täfelung der Wände, die Wölbung der Decke, Tische und Stühle, Alles erinnert an jene traulichen Keller und Kneipstuben, die als das eigenthümlichste Erzeugniss des fröhlichen Zechsinnes im lieben, guten Vaterlande bezeichnet werden müssen. Dazu zieren nicht weniger als 60 Krüge, Humpen und Seidel von mittelalterlicher Form ringsherum die Wände. Auch in Bucuresci kann man in einigen solchen Räumlichkeiten Gerstensaft geniessen.

Die Strada Lipsani, wie überall die Hauptgeschäftsstrasse, durchschneidet die Strada unitiri. In ihr hat man meistens Manufacturwaaren aufgestapelt. Wer in Craiova Jemanden treffen will, der muss in den genannten Strassen promeniren; erlangt man den Gewünschten hier nicht, dann kann man ruhig nach Hause gehen, denn in den übrigen Strassen sieht man oft keinen einzigen Menschen. Auch durch Wagengerassel wird man nicht im mindesten gestört, die Birjars verschwinden in den langen Gassen, und wünscht man einen zu benützen, so muss man ihn eine halbe Stunde weit herholen. Lastwagen sind wie Diamanten zu suchen;

Craiova präsentirt sich als echte Provinzialstadt und keineswegs als Handelsemporium, es ist die Schulstadt Rumäniens. Nicht weniger als 28 höhere und niedere Schulanstalten sorgen für die Ausbildung der Jugend. Unter ihnen gebührt den Pensionaten Arnold und Olteanu alles Lob. Das Letztere wird gleich den Galațier Pensionaten Negri (Ceresiu) und Radu von Siebenbürger Rumänen gehalten, es nimmt nur Schülerinnen auf, denen es vorzüglichen Unterricht zuteil werden lässt. Zwanzig oder dreissig derselben schlafen in geräumigen, einfach möblierten, gesunden Zimmern; die jährlich für Unterricht, Beköstigung und Wäsche zu entrichtende Summe beträgt nicht mehr als 700 Lei. Die evangelische Schule bildet 109 Kinder heran, welche freilich den vorzüglichen Unterricht nicht wie in rumänischen Anstalten unentgeltlich erlangen, sondern monatlich 3—4 Lei Schulgeld entrichten müssen. Subventionirt wird die Anstalt vom Kaiser von Deutschland, während das Cultusministerium in Wien die katholische Schule höchst freigebig bedenkt. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich hat bereits mehrmals bedeutende Summen für die Sache der österreichisch-ungarischen Ausgewanderten gespendet, so 20 000 fl. für das Seminar in Bucuresci.

Regelmässigen Besuch verdient am Sonntag Morgen die Biserica mare, die grosse Kirche. Von Aussen bietet sie absolut nichts, das Innere zeigt eine luxuriöse Ausstattung. Der Besuch ist bei halbwegs schlechtem Wetter ein verhältnissmässig schwacher. Einige alte, schwarzgekleidete Weiber liegen horizontal auf dem Fussboden, neigen beständig das Antlitz auf die steinernen Platten und bekreuzigen sich unermüdlich. Ihr Anblick muss schon nach kurzer Zeit äusserst peinlich wirken, dagegen gebührt dem Chor die vollste Aufmerksamkeit. Die Sänger sind nicht sichtbar, die jugendlichen reinen, geschulten Stimmen bezaubern mithin um so mehr.

Hinter der katholischen Kirche prangen einige öffentliche Gärten, an deren Stelle sich früher Schutthaufen und

Kothmeere befanden. Dort trifft man auch einen ruinenartigen, modernen Bau aus Ziegelsteinen: der Anfang eines projectirten Theaters. Das unvollendete Haus macht einen wehmüthigen Eindruck. Ganz anders präsentirt sich das Nachbargebäude, das Bad, ein monumentaler Prachtbau, in dem wie in allen anderen Badeanstalten der grösseren Städte des Landes für jede Benützung 2 Lei entrichtet wird. Die Ausdehnung der Stadt muss eine ungeheure genannt werden, sie dürfte der von Leipzig oder Dresden wenig nachgeben. Beträchtlich ist leider die Zahl der unbebauten, distelbewachsenen Winkel und selbst für rumänische Verhältnisse der Umfang vieler Privatplätze und Höfe. Gepflastert erscheint natürlich bei diesem riesigen Umfang nur ein verschwindend kleiner Theil des Ortes, das Uebrige gleicht bei eintretendem Regenwetter einem Sumpf.

Die grösste Sehenswürdigkeit der Hauptstadt der kleinen Walachei besteht unstreitig in ihrem Wochenmarkt. Derselbe wird auf einem grossen Platze am Ende der Stadt abgehalten und führt den Namen: Târgu de afară, Markt ausserhalb des Ortes. Bereits Mittwoch Nachmittag nimmt er seinen Anfang. Von allen Seiten strömen Hunderte von Menschen, Hunderte von Thieren und Hunderte von Wagen herzu, und gegen vier Uhr gleicht der weite Plan einem dichtbelebten Jahrmarktsfelde. So weit das Auge reicht nichts als schaffellgekleidete Bauern, welche durcheinander stolziren, dies und jenes erproben, hie und da etwas kaufen oder verkaufen. Da sind Buden mit Leinwand und Tüchern, hier stehen Weiber mit Hausindustrie-Erzeugnissen, mit rothen, schwarzbestickten Herrenhemden, mit ebensolchen Westen, mit Leinwand und seidenen Kopftüchern. Dort werden riesige Haufen von grünem und rothem Paprika, von Krautköpfen, von Kurkuzzapfen und Obst feilgeboten. Weiter drüben hat man Pferde, Ochsen, Schweine und Schafe zum Markt geführt, dort wieder preist man Bretzeln an, und ein Rahagiü sucht Abnehmer. Hunderte von Holzbottichen, grob gearbeitet,

werden von dahinterhockenden Bauern abgesetzt, Zigeuner bemühen sich, fürchterlich plumpe Löffel an den Mann zu bringen. Das Letztere darf man eigentlich wörtlich nehmen, denn selbst in Rumänien ist noch Manches von der echt orientalischen Sitte haften geblieben, der zufolge der Hausherr und nicht die Hausfrau die Einkäufe besorgt. Dabei beginnt wohlgemerkt die rumänische Dame erst seit zehn Jahren auf der Strasse zu Fuss zu gehen, früher wäre dies allorts unerhört gewesen. Neben den Bottichhändlern halten ungezählte Ochsenwagen, sie haben Holz herbeigeschafft. Dasselbe sieht durchgängig grün aus, scheint aber ein sehr gesuchter Artikel zu sein, offenbar fürchtet man das Herannahen des Winters. Einige Wagen sind mit Truhen beladen, aber ach, diese blicken doch gar zu erbärmlich drein, die bekannte Kronstädter Waare gilt im Vergleich mit ihnen als pures Gold! Die meisten Händler haben ihre Ankunft mittelst Wagen bewerkstelligt. Die Fahrzeuge präsentiren sich in einer Reihe, in vielen sitzen hübsche Weiber, die Spindel in der Hand und in die auffällig schöne Nationaltracht der Gegend gehüllt. Unter den flüchtigen Fusses herumstreifenden Besuchern zeichnen sich besonders dunkeläugige Zigeuner und Zigeunerinnen aus, auch an Bettlern mangelt es nicht. Am widerlichsten berührt ein Weib, welches wie ein Wurm auf der Erde hinkriecht, eine zweite Person schreitet hinter ihr her, mit der ersteren durch einen Bindfaden verbunden.

Das ganze Leben und Treiben ist schon am Vortage so lebhaft, dass es einem ungarischen Jahrmarkt gleichkommt. Man kann sich mithin eine Vorstellung machen, wie bedeutend und welche werthvolle ethnographische Fundgrube ein wirklicher Jahrmarkt sein muss. Fahrende Künstler, wandernde Barbieri, ganze Zigeunersippschaften, die Vertreter von zehn Nationalitäten, und plumpe Tanzbären geben sich ein lärmendes Rendez-vous mit Tausenden von Landleuten. Man zecht in eigens errichteten Schenken, tanzt Hora und prügelt sich wohl auch ein wenig. Allen voran wird der im Juli stattfindende Markt von Folticenî

in der Moldau und der im September abgehaltene von Râmnicu-Vâlcea in der grossen Walachei genannt. Im Auslande erfreut sich der Moși, das im Juni regelmässig wiederkehrende achttägige Volksfest von Bucuresci des grössten Ruhmes. Ihm zu Ehren fährt die gesammte Aristokratie Bucurescis auf die sonst wüste, weite Fläche im Osten der Stadt hinaus, selbst die Königin zeigt sich bei dieser Gelegenheit dem versammelten Volke. Man jauchzt und vergnügt sich, und unter dem Bären des Zigeuners liegt hie und da ein Mann, der sich bereitwillig auf dem Rücken herumtreten lässt. Unter Aechzen und Stöhnen erhebt er sich, um einem Anderen Platz zu machen. Der tambourinschlagende Bärenführer spielt den Wunderdoctor. Man glaubt, wenn man das Trampeln des braunen Gesellen mit Zaubersprüchen begleite, entfliehe der hartnäckigste Rheumatismus, eine Meinung, die in Anbetracht der entsetzlichen Füßchen des Meister Petz und des dadurch erzeugten beschleunigten Blutumlaufes wirklich nicht grundlos sein dürfte. —

Die Mitte des Craiovaer Marktfeldes durchschneiden zwei Reihen elender Buden, sie dienen besonders Töpfern zur Behausung und zum Verkaufslocal. Ganze Armeen von Krügen, Schüsseln und Tellern, denen man den orientalischen Ursprung sofort ansieht, fesseln das Auge. In ihrer Nähe prangen buntbemalte, recht abscheuliche Kreuze und Heiligenbilder, weiterhin kleine, runde Tischchen. Sie sind kaum handhoch und haben nur drei Füsse; an ihnen lässt sich der Bauer mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke zum Mahle nieder. Ausser dem Târgulü de afară stehen den Damen von Craiova noch zwei kleinere Marktplätze zur Verfügung, die ihnen Gelegenheit bieten, alle Bedürfnisse des täglichen Lebens zu erwerben, ohne sich zu dem entfernten Riesenplatze begeben zu müssen.

Die Umgebung von Craiova besitzt an landschaftlichen Genüssen nur wenig, indessen sind einige Punkte vorhanden, deren Besuch in allen Jahreszeiten gleich interessant erscheint. Da ist Brazdă, eine kleine Ortschaft, kaum

1 $\frac{1}{2}$ Stunden von der Stadt entfernt. Das Gut liegt auf einem Höhenzug, von dem man eine prächtige Aussicht genießt. Unmittelbar zu Füßen schlängelt sich der Jiulü dahin, hübsche Waldungen bespülend. Weiter hinaus kokettiren Felder und Wälder in buntem Gemisch, bläuliche Höhen umgürten den Horizont, und zeitweilig zeigt sich die duftige Kette der Karpathen. Ein solcher Anblick ist allerdings nicht immer und nicht Jedem erwünscht; er lässt auf Regen schliessen. Bemerkenswerth wurde Brazdă dadurch, dass ein hiesiger Grundbesitzer sich mehrere Schwärme Italiener kommen liess, er baute für sie Häuser und wies ihnen Grund an. Allein die Leute entpuppten sich als grosse Faulenzer, ein Theil von ihnen zerstreute sich im Lande, und der getäuschte Bojar hat sich schon mehrmals gezwungen gesehen, für Nachschub zu sorgen. Der Plan war von vornherein ein verfehlter, denn das romanische Element lieferte noch niemals ackerbautüchtige Colonisten für fremde Länder.

Ebenfalls am Jiulü, nur etwas weiter südlich, liegt das Strathhaus Bucoveţü. Ein Birjar bringt uns zum Ufer des Jiulü, wo die grosse, schöne Brücke über den breiten Fluss gleich zwei anderen benachbarten im Frühjahr in Folge der fehlenden Eisbrecher weggerissen wurde. Eine äusserst primitive Fähre empfängt uns, sowie den Wagen und ein halbes Dutzend Bauern und Bäuerinnen. Allein der gute Wille reicht nicht aus, mitten im Fluss gerathen wir auf den Sand, und das schwerfällige Fahrzeug rührt sich nicht eher von der Stelle, als bis man drei Bauernreitpferde ins Wasser treibt. Wer den Jiulü an seiner Wiege kennen gelernt, dort drüben im schönen, bergumgürteten Transsylvanien, der wird kaum meinen, der schmutzige, träge Gesell, der sich hier so breit macht, sei dasselbe Gebilde der Natur. Und doch ist er bei aller Langweiligkeit hämisch und tückisch. Wehe dem Badenden, der kein Schwimmer! An dieser Stelle reicht ihm das Wasser kaum bis zu den Knien, einen Schritt weiter schlägt es über ihm zusammen, seinen Untergang besiegelnd. —

Unweit des Flusses ragt das ehemalige Kloster Bucoveţu empor, es dient seit mehreren Decennien als Gefangenenhaus. Zunächst begegnen wir bewaffneter Macht, eine Compagnie Jäger hat man ausersehen, die gefallenen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu hüten. Einige der Soldaten exerciren, andere lehnen plaudernd beisammen. Durch das ehemalige Klosterpförtchen betreten wir einen kleinen Vorhof, um uns beim Commandanten der Anstalt zu melden. Kaum ist dies geschehen, so tauchen auch schon einige Verbrecher auf, wie in Slănicu die Erzeugnisse ihrer einförmigen Tage präsentirend. Da steht ein bleicher, schwarzbärtiger, junger Gesell, er hat aus Nussbaumholz Kaffeeschalen, Eierbecher, Leuchter, Salzfüsser und Credenzen verfertigt. Der Mann liess sich in einer schwachen Stunde verleiten Dieb zu werden; mit trauriger Miene ersucht er uns um Zusendung einiger Modellirbogen, damit er nicht gezwungen sei, Alles wie bisher nach der Phantasie zu arbeiten. Ein Zweiter bringt auf einer Platte ähnliche Sachen, nur etwas plumper, ein Dritter bietet Löffel aus, ein Vierter eine Locomotive und ein Schiff, jedes Stück um 30 Lei, jedes Stück unbegreiflich talentvoll gearbeitet. Sieht man diese Dinge und bedenkt man, dass alle die armen Gestürzten erst zu solchem Handwerk in der Strafanstalt ihre Zuflucht genommen, so muss man staunen über die natürliche Begabung des rumänischen Volkes.

Im Hof beschäftigen sich einige Gefangene damit, Kukuruzbrod für die grosse, stille Gemeinde zu bereiten. Wohl hundert Portionen des gelben Gebäckes sind aufgestapelt, ein jeder Sträfling empfängt davon täglich zwei. Die Kost ist den Umständen angemessen sehr gut zu nennen: dreimal wöchentlich vertheilt man Fisolen, dreimal Fleisch, in beiden Fällen mit saurer Suppe vereinigt.

Im Parterre des ehemaligen Klosters treffen wir die Werkstätten der Drechsler, im ersten Stock die Zellen der Sträflinge. Schwere, eiserne Thüren schliessen die einzelnen Räume ab, feste Eisenstäbe zieren die Fenster.

Wie in Slănicu kann hier keineswegs von Einzelhaft die Rede sein, die Leute wohnen zu zehn und zu zwanzig beisammen. Leider hat man nur die gewährte Freiheit seitens der verbrecherischen Gesellen unlängst gemissbraucht, indem drei der Gefangenen von anderen erschlagen wurden; eingetrocknetes Blut auf dem Fussboden predigt davon zur Genüge. Im letzten Zimmer stossen wir unter Anderen auf einen Juden. Die Frage, wie er hieher gekommen, erledigt er dahin, er habe stehlen wollen und sei dabei ertappt worden. Noch fünf Monate muss er verweilen, dann erlangt er die Freiheit zurück. Einstweilen beschäftigt er sich mit dem Brennen von Kukuruzbrod, aus dem er allerliebste Sachen anfertigt. Er offerirt uns Haarnadeln mit bunten Rosetten und Rosenkränze, denen man es nicht im entferntesten anmerkt, aus welcher Masse sie verfertigt sind. Ein anderer, ein untersetzter, junger Mann mit gelblichem Teint macht einen recht gediegenen Eindruck. Er verbringt seine Tage mit dem Nachahmen irgend welcher schlechten Abbildung durch Tusche und Reissfeder. Das Bildchen, welches er uns überlässt, ist mit überraschendem Verständniss, mit peinlicher Sorgfalt und Accuratesse geschaffen, man hält es nicht für möglich, dass es von einem simplen Sträfling herrührt. Die melancholische Redeweise des langsam dahinsiechenden, reuevollen Mannes erweckt unser Mitleid; sein Vergehen war Diebstahl, fünf Jahre hat er noch in Bucoveŭ zu verleben. Eines der Zimmer wurde zur Krankenstube bestimmt. Zwei der Unglücklichen liegen fiebernd auf eisernen Bettstellen, ein Wärter leistet Samariterdienste. Hinter dem Hauptgebäude befindet sich ein grosser Hof, die Gefangenen dürfen sich auch dort ergehen, so dass sie wenigstens des Genusses der freien Luft und des unbedeckten Himmels theilhaftig werden.

Noch einmal präsentirt man uns im Vorhofe die verschiedenen Erzeugnisse des Hauses, noch einmal blicken wir in das Antlitz des geschicktesten der Männer und lesen in seinem wehmüthigen, verschleierten Blick. Ach,

wer würde in diesem Menschen einen Mörder vermuthen! Und doch steht ein ergreifender Roman in seinen Zügen geschrieben, düster und erhaben. Der Mann entbrannte in leidenschaftlicher Liebe zu einer jüdischen Schönheit, sie verhöhnte ihn in Gemeinschaft mit ihrem Ehegatten, und der Erzürrnte erschlug beide. Ein ganzer Kreis der Geächteten umgibt uns, meistens robuste Gestalten mit düsteren Mienen, Entsagung und Verzweiflung im Auge. Manche von ihnen erscheinen intelligent, Andere wieder geistig und moralisch verkommen. Das Hauptcontingent stellt natürlich das rumänische Volk, doch finden sich auch einige Serben, Bulgaren, Zigeuner und Juden vor. Alle betrachten uns schweigend, die Mütze in der Hand. Tiefbewegt scheiden wir, begleitet von den sehnenden Blicken der Beklagenswerthen, einigermaßen getröstet durch das Bewusstsein, dass die rumänische Gerichtsbarkeit wirklich nach humanen Grundsätzen handelt.

Den umfriedigenden Mauern des Klosters gegenüber hat man eine Fabrik errichtet. Der Lederbedarf für die Armee wird hier gedeckt; die Arbeiter sind sämmtlich Mörder. Vor dem grossen Gebäude liegen Hunderte von Büffelfellen bunt durcheinander. In Amerika geboren, kommen sie von Paris und verbreiten einen entsetzlichen Geruch. Im Gebäude empfängt uns grosser Lärm. Da beschäftigen sich allerlei Maschinen mit der Verarbeitung der amerikanischen Büffel- und rumänischen Ochsenhäute, mit der Herstellung, Verfeinerung und Geschmeidigmachung des Leders; weiterhin schaffen in einem grossen Saale an marmornen Tischen etwa 25 Männer. Einige davon kennzeichnen sich durch niedrige Mützen als Meister, die übrigen durch ihre Physiognomien als Mörder. Von früh bis abends sind sie unermüdlich thätig, wofür sie täglich 30 Bani eigenthümlich erhalten. Für dieses Geld können sie sich kaufen, wonach ihnen gelüftet, ein geringes Zugeständniss in Anbetracht dessen, dass sie ihre Freiheit lebenslänglich verloren haben. Immerhin dürfen sich die Sünder im Vergleich zu ihren Schicksalsgenossen in anderen Ländern

glücklich preisen, hat man doch den Mördern von Bucovetŭ das höchste Glück des Menschengeschlechtes gelassen: die beruhigende Arbeit. Sinken die Leute nach vollbrachtem Tagewerke auf ihre Lagerstätte, so werden sie vielleicht Zufriedenheit empfinden, es müsste denn sein, dass sich in ihrem Innern ein unheimlicher Gast regt: das Gewissen. Bis vor einem halben Jahre war freilich ihr Loos ein ganz anderes. Damals umschloss eine hässliche eiserne Kette die Füße der Sträflinge, die Arme blieben frei. In Cozia, hoch oben im Norden, im Herzen der Karpathen gelegen, war nicht einmal das der Fall. In den grossen Salzbergwerken jener Gegend werden die militärischen Sträflinge untergebracht, Leute, die in Kriegszeiten fahnenflüchtig geworden, im Frieden einen Vorgesetzten oder Kameraden erschossen. Sie müssen Hammer und Schlägel mit eisenumschlossenen Füßen und eisenumschlossenen Händen führen, eine Sisyphusthätigkeit, unendlich mühselig, unendlich qualvoll; mehr wie einer der Verbrecher ist ihr nach verhältnissmässig kurzer Thätigkeit erlegen. Hoffentlich wird die Regierung den Principien der Milde und Humanität baldigst selbst in Cozia huldigen, damit Niemand die Berechtigung entdeckt, von einem rumänischen Sibirien zu sprechen. —

Die Fahrt von Craiova nach Turnu-Severinŭ vermehrt nur wenig unsere interessanten Beobachtungen. Der Bummelzug hält bei jeder Station fünf Minuten und länger, auf dem Perron aber zeigt sich kaum ein Hund, und man späht vergebens nach einem Rahagiŭ oder nach einem Obst verkaufenden Bauernweib. Auch die Landschaft vermag uns nicht zu begeistern. Um so mehr sind wir erstaunt, als sich nach dreistündiger Fahrt plötzlich vor uns ein Panorama von unendlicher Schönheit eröffnet. Der ganze Horizont ist weithin mit blauen Bergen und Höhenzügen amphitheatralisch erfüllt, wir selbst rollen auf bedeutender Höhe dahin, zwischen uns und dem Horizont ein ganzes Reich. Mitten drin sucht sich ein silberglänzender Bach seine Bahn; doch nein, die weitumfassende Ausschau täuscht, das ist kein Bach, es ist die Donau, der mächtige

Isterstrom, er hat im Vergleich mit den vielen Bergen, Thälern und Wäldern den kürzeren gezogen und erscheint inmitten ihrer Gesammtheit wie ein Zwerg. Weit oben im Norden sieht man eine Stadt dicht am Stromufer ausgebreitet, zierlich im Sonnenschein wie ein Kinderspielzeug. Lange bleibt uns freilich der Anblick nicht gegönnt. Hämische Felsen schieben sich vor, dann wieder verbieten junge Eichenwaldungen die Umschau. Inzwischen geht es rüstig bergab, noch einmal winkt die Niederlassung, diesmal viel näher; eine weitere Viertelstunde durch Wald und Hohlweg, und wir haben das Bett des mächtigen Stromes erreicht. Dicht neben dem Schienenweg wälzt er sein Wasser dahin, eine breite, glitzernde, imponirende Masse.

Turnu-Severin ist eine classische Stätte. Hier war es, wo der stolze Besieger des Dacierkönigs Decebalus, der grosse Kaiser Trajan, durch den Griechen Apollodorus von Damaskus eine Brücke über die 3000 Fuss breite und 20 Fuss tiefe Donau schlagen liess. Auf 23 Pfeilern ruhte der Riesenbau, und bewundert man heutigentags die Kettenbrücke von Budapest und andere Werke der Baukunst, so wird man in Anbetracht der enormen Schwierigkeit dieser antiken Schöpfung vergebens nach Worten der höchsten Begeisterung suchen. Stand doch den ehemaligen Weltbeherrschern nichts von allen jenen Hilfsmitteln zur Verfügung, welche sich die moderne Zeit dienstbar macht! Und endlich, würde eine Brücke der Jetztzeit nach 1700 Jahren noch kommenden Geschlechtern von blutigen Eroberungen erzählen? Mit der Arbeit des Apollodorus, des Erzeugers der Trajanssäule in Rom, ist dies zum Theil der Fall, und die Brücke wäre wohl noch vollständig erhalten, wenn nicht die Weltbeherrscher an ihr selbst das Werk der Zerstörung vollzogen hätten. Schon der Nachfolger des grossen Siegers, Hadrian, liess die Brücke abbrechen, wie einige meinen, aus Neid vor seinem unerreichbaren Vorgänger, wie die Logik lehrt, aus Furcht vor den heranstürmenden Wogen der Völkerwanderung. Heute sind die Trümmer den Blicken entzogen, die 20 Pfeiler

liegen unterhalb der Oberfläche des Stromes, sie treten nur beim niedrigsten Wasserstand hervor, an jedem Ufer aber ragt ein Pfeiler in die Luft, ein Merkzeichen jener Riesenschöpfung, die man gerade an einer ausserordentlich breiten Stelle des Stromes, ohne Benützung einer unfern gelegenen Insel, aufgeführt.

Offenbar behufs Deckung des Meisterwerkes hatte man auf einem an und für sich nicht bemerkenswerthen, aber infolge seiner Isolirtheit bedeutenden Hügel des linken Ufers eine Schanze erbaut. Was die Natur geboten, wurde weise benützt, neue Steine führte man hinzu, und so entstand eine mauerumgürtete Veste, in ihrer Mitte ein hoher Thurm. Ein reges Leben muss sich damals hier entfaltet haben, von jener Zeit angefangen, wo der schwere Tritt der Heldenlegionen des Bezwingers von Dacien die Brücke traf, bis zu jenem bangen Augenblick, wo die Cultur dem Ansturm der Barbaren wich. Von all' dem gibt dasjenige reichliche Kunde, was man dem Boden entnommen. Ungezählte Gold- und Kupfermünzen hat man zutage gefördert, schöne Sarkophage und sonstige Monumente treffen wir auf dem Concertplatz des Volksgartens, Trümmer von anderen liegen achtlos neben dem zur Hälfte eingestürzten Thurm. Die Mauern sind theils in die Tiefe hinabgesunken, theils noch leidlich erhalten, geeignet, um ernste Träume wachzurufen. Von der Donau aus verbergen sich freilich die meisten Reste der Ruine. Die mächtigen Bäume des Volksgartens, als dessen Zierde die alte Zwingburg dient, verdecken die Trümmer mitleidig mit ihrem schönen Mantel.

Im Volksgarten selbst stellt der Thurm des Severus wohl das Interessanteste dar, das Herrlichste aber ist unstreitig eine Art Terrasse. Auf ihr promenirt beim Leuchten des lieben Mondes die schöne Damenwelt der rumänischen Stadt, um zu plaudern und zu kokettiren; zwei Reihen alter Römersteine, Sarkophage und andere Hinterlassenschaften einer grossen Vorzeit starren dem Treiben unbewegt zu. Am Nachmittag herrscht Stille, die rumänischen Hausfrauen halten ihre Siesta, um so anziehender ist es

dann, hier zu sitzen und die liebliche Landschaft zu betrachten. Dicht unter uns zieht der blaue Strom seine Bahn, dort drüben glänzt das hellbraune Gemäuer des Brückenpfeilers herüber, neben uns leuchten einige Gebäude von Turnu-Severinŭ, rings im Kreise reihen sich die blauen und braunen Berge aneinander. Ueber dem ganzen Bilde spannt sich ein wolkenloser, reiner Himmel aus, und von der angrenzenden Kaserne schallen die gefälligen Töne der Regimentscapelle herüber. Das dem Auge Erreichbare gibt ein Panorama, wie es nicht leicht classischer und anmuthiger gedacht werden kann.

Eben so fesselnd wie dieses denkwürdige Stück Erde, ebenso reizlos däucht uns die Stadt Turnu-Severinŭ, der eigentliche rumänische Grenzort gegen Oesterreich-Ungarn. Unten am Strome liegen die Gebäude und Gehöfte der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, auf der Höhe strebt eine griechisch-orientalische Kirche stolz empor. Auf den ersten Blick nimmt man wahr, dass man eine der schwachen Nachahmungen des herrlichen Baudenkmales von Curtea de Argeşŭ vor sich hat. Hier wie dort zwei grosse Thürme hintereinander, zwei kleine Thürmchen nebeneinander, die letzteren mit spiralförmigen Windungen bedacht. Etwas weiter rückwärts beginnt der Boulevard, dem von Orsova ausserordentlich ähnlich. Rechts prangen in entsprechenden Zwischenräumen die Häuser etwaiger Bojaren und anderer glücklicher Leute, links läuft eine Reihe kleiner Akazien hin, nicht im Stande, die herrliche Aussicht zu verkürzen. An den Boulevard Carolŭ I. stösst ein gewaltiger Platz, rundherum mit Bäumen und elenden Fiakern geziert, im Uebrigen könnte indessen Gras auf dem fürchterlich weiten Raume wachsen, denn die Läden besitzen zwar eine lebhaft jüdische Verkäuferschaft, aber sehr wenig Käufer. Auf der einen Seite sticht besonders in die Augen — ein Café chantant, wo allnächtlich abgetakelte Wiener Soubretten und anderer socialer Bodensatz bei entsetzlich brummigen Musiktönen bis Morgens vier Uhr die armen gelangweilten Severinŭer unterhalten; auf der anderen Seite

steht das Grand Hôtel, ein Stock hoch, eine moderne Räuberhöhle. Das ganze jüdische Heer der dienenden Geister, vom Herrn Cohn herab bis zum Portier, scheint der Ansicht zu sein, der Schooss Abrahams bleibe verschlossen, wenn man nicht jeden Fremden als ein sorgsam zu überwachendes und sorgfältig auszupressendes Geschenk des Schicksals betrachtet. Der Arme wird allen Göttern danken, wenn es ihm gelingt, die Geister, die er rief, endlich wieder loszuwerden.

Den Hintergrund des Platzes nimmt ein Haufe Bretterbuden ein; er dient bei der Abhaltung des Wochenmarktes. Ein Dutzend Strassen, ohne jedes hervorragendes Gebäude, ein wüster Platz: das ist das Paradies, in dem mehrere Beamte der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft residiren müssen. Ausser den Concerten der Militärcapelle fehlt selbst die harmloseste Unterhaltung. Verirrt sich ja einmal eine herumziehende Schauspielertruppe in den todten Ort, so schwärmt die Intelligenz schon drei Wochen vor ihrer Ankunft und zahlt gern 3 Lei für einen Stehplatz. Heute erscheint die Stadt wie ausgestorben; die Bewohner müssen plötzlich in einen geheimnissvollen Schlaf versunken sein, oder das gelbe Fieber waltet. Man hat fast alle Läden geschlossen, was um so auffälliger genannt werden muss, da man ja nicht einmal Schabbes feiert. Trotzdem ist die Erklärung einfach: die Israeliten halten den langen Tag, sie haben alle Magazine fest verriegelt, die meisten Fenster verhängt, und ein Jude zeigt sich nirgends. Das Alles dünkt uns insofern lehrreich, als man jetzt erkennt, in welchem Procentsatz die Israeliten vorhanden, und welchen Einfluss sie ausüben müssen. Die christlichen Geschäfte sind natürlich geöffnet, sie zählen nicht mehr als ein Dutzend. Christen fungiren eben nur als Mützenmacher, Verkäufer von Bauernkleidern und Manufacturwaarenhändler.

Noch herrscht das Dunkel der Nacht, als wir uns zur Agentie der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft begeben. Das ganze Heer der Sterne zeigt sich in seiner unendlichen Schönheit, das Firmament in eine silbergestickte Sammet-

decke verwandelnd. Vor uns liegt der „Orient“, der prächtigste von allen Passagierdampfern der Gesellschaft. Der riesige Bau ist streng nach den Gesetzen der Bequemlichkeit und der Eleganz ins Leben gerufen worden; dreihundert Fuss beträgt seine Länge, zwei Rauchfänge und zwei Mastbäume geben ihm ein stattliches, seemässiges Aussehen. Wie wir an Bord erfahren, hätten wir heute ausnahmsweise noch des Schlafes pflegen können: die Passagiere von Oesterreich und Ungarn sind gestern Nachmittag nicht eingetroffen. Als das kleine Dampfschiff, dem es obliegt, die Reisenden durch die Katarakte des grossen Eisernen Thores zu führen, sich demselben näherte, sank die Nacht herab, dem Capitän entfiel der Muth, und das Schiff kehrte um.

Allmählich schwindet das unheimliche Dunkel, der Tag kommt herauf. Am Horizont entsteht ein hellgelber Streifen, er wird intensiver, und plötzlich zeigt sich über dem Wasser eine blutrothe Kugel. Anfangs ist nur der obere Abschnitt sichtbar, doch der Körper nimmt rasch zu; jetzt ruht die Hälfte auf der glitzernden Fläche, und jetzt schwebt der ganze Ball auf dem mächtigen Strome. Leider währt das herrliche Bild nicht lange, die glühende Kugel verwandelt sich in eine unförmige, verschwommene Masse, welche alles Bewundern tückisch untersagt. Die Passagiere aus dem Abendlande kommen an; unglücklicher Weise herrscht in Budapest die Cholera, und so werden die Beklagenswerthen erst tüchtig geräuchert und untersucht, ehe man sie zum „Orient“ heranlässt. Weitere drei Stunden liegt dieser unbeweglich, umflutet von den glitzernden Wogen und den Sonnenstrahlen, welche mit den blauen Bergen des Banates, mit dem Thurme des Severus, sowie den Brückenpfeilern des Apollodorus von Damaskus neckisch verfahren.

Endlich, endlich rauscht das herrliche Fahrzeug den Strom hinab, und das romantische rechte Ufer gleitet in seiner fesselnden Eigenart an unseren Blicken vorüber. Die linke, rumänische Seite bleibt sich immer gleich, sie

ist mit Ausnahme von drei Punkten durchaus uninteressant. Diese drei Punkte heissen Calafatü, das Gegenüber Widdins, Turnu-Măgurele, das Vis-à-vis Nikopolis' und Giurgiu, das Vis-à-vis Rustschuks. Die Orte sind alle im fröhlichen Aufblühen begriffen, von den Niederlassungen des rechten Ufers unterscheiden sie sich sehr vortheilhaft. Da waltet eine Kluft wie Tag und Nacht, die hübschen, gefälligen Häuser, die Sauberkeit und das lebhaftes Treiben charakterisiren die rumänischen Orte als um hundert Jahre den ehemals türkischen überlegen. Sonst bietet das rumänische Ufer gar nichts. Haide wechselt mit schwachen Waldungen, hin und wider erhebt sich am Ufer ein Wachthaus, vor dem ein Curcanü das Gewehr schultert und gelangweilt dreinblickt.

Das frühere osmanische Gebiet verdient volles Interesse, unablässig erfreuen uns malerische Bilder. Die ersten gehören zum jungen Königreich Serbien. Was wir davon am Ufer erblicken, ist gar nicht so übel. Freundliche, weissgetünchte Häuser treten hervor, alle mit rothen Ziegeln gedeckt, eine im mächtigen Königreiche Rumänien seltene Erscheinung. Hinter den Uferpartien ragen malerische Gebirge empor. Sie zeigen sich bald in dieser, bald in jener Form, immer aber fesseln sie den Blick und erwecken den Wunsch, auf ihnen herumzusteigen.

Bis zum späten Nachmittag geht es so weiter, dann passiren wir die bulgarische Grenze. Sie wird durch den Timok gebildet, von ihm erhielt jene 10000 Mann starke serbische Armee den Namen, die unter dem greisen Leschanin im Jahre 1885 nicht im Stande war, die verfallenden zweifachen Wälle von Widdin, vertheidigt von zwei Bataillonen und wenigen Compagnien, zu erobern. Bei untergehender Sonne taucht die altbekannte Veste vor uns empor. Wir stehen stumm ob des überwältigenden, traumhaften Anblickes. Das ist wirklich ein Märchen aus 1001 Nacht, zu eigenartig und zu überwältigend, um es mit der Feder wiedergeben zu können! Dort breiten sich schwarz und unheimlich die altersschwachen Festungswerke

aus, hier liegt die Stadt, ein türkisches Haus neben dem anderen, das eine oder das andere sogar Ruine, denn 1876 wurde besser geschossen als im letzten Kriege, Widdin gerieth damals hie und da in Brand und für die Muselmänner waren schwere Stunden gekommen. Aus dem Häusermeer und über den Wällen, Bäumen und Büschen ragt das Characteristicum eines echten Heims der Muselmänner empor: ein ganzes Heer von Moscheen. Allerorts streben ihre schwächtigen Thürmchen in die Höhe, sämmtlich weiss angestrichen, sämmtlich mit einer Spitze geziert. Nur dreien fehlt dieser Schmuck: trotz des schlechten Zielobjectes hat man sie im Jahre 1876 zerstört, jetzt starren die Trümmer melancholisch drein, das Sinnbild des einst so mächtigen Reiches der Padischahs. Ueber der Veste und über den Moscheen schwebt der Mond, eine zarte, silberne Sichel, genau so gestaltet wie ihn türkische Flaggen darstellen. Allah lässt ihn noch immer über der Stadt der Giaurs glänzen, wohnen doch daselbst noch zahlreiche Rechtgläubige. Am Landungsplatze tummeln sie sich mit allen möglichen Turbanen als Lasträger und Händler. Neben ihnen erscheinen bulgarische Soldaten und Officiere, auch ein russischer Capitän kommt aufs Schiff, er war lange Zeit Instructor in der bulgarischen Armee. Der Herr sucht uns sehr angelegentlich zu beweisen, dass man den Fürsten Alexander gewaltsam entfernen musste, dass dies in seinem eigenen Interesse geschehen, dass man ihn deshalb auf seiner Yacht nicht an Deck gelassen, damit er nicht ins Wasser springe, und dass er gewiss blos dann ermordet worden wäre, wenn man Anstalten getroffen, ihn zu befreien. Nur zu rasch entschwindet das unvergessliche Bild Widdins, das vor unsere Seele in einer Beleuchtung getreten, wie sie nicht günstiger hätte gedacht werden können. Die kernigen, stämmigen bulgarischen Soldaten sind alle eingeschifft worden, und wir scheiden.

Der Himmel über unserem Haupte erscheint als schwärzliche Decke, weiterhin wird er bläulich, endlich hellblau, daran schliesst sich am Horizont ein ins Grünliche spielender

Streifen, dem ein gelblicher und ein glutgoldener folgen. Wahrlich, eine solche Farbenpracht ist eine Gabe des Ostens und des Südens, unserem Deutschland bleibt sie fremd. Man rühme immerhin die Schönheit der Strompartien des Rheines, die der Donau übertreffen sie zweifelsohne an Majestät und an Originalität. Kein Geringerer als Se. kais. Hoheit der Kronprinz Rudolf hat den Zauber des Ister empfunden und ihm in seinem so überaus interessanten, geistreichen Buche: „Einige Jagdreisen in Ungarn“ auf seine markante, plastische Art Worte verliehen. „Wenn man“, sagt der erlauchte Schriftsteller, „lange im stimmungslosen Grau in Grau, in der fahlen, immer gleichen Culturfarbe des Westens gehaust hat, dann sehnt man sich zurück nach urwüchsigen Gebieten, wo man das einzig und allein wirklich Grossartige, die Natur mit ihren ewig schönen Erscheinungen und mit dem Farbenreichtum, den ihr der Osten verleiht, bewundern kann; wie herrlich ist es, wenn das schwere Gewölk blutigroth erglänzt, die Sonne goldig hinter sanften Hügeln verschwindet, orangenfarbene Töne sich durch violette scheiden von dem tiefen Blau der Nacht, die geheimnissvoll schon auf der Landschaft liegt, und leichte Nebel über den rauschenden Wellen des grossen Stromes ruhen.“

Die Berge Bulgariens präsentiren sich intensiv schwarz, der Strom aber gleicht einer silbernen Schlange. In eigenthümlich glatter, glänzender Strasse, Wellen wie Stahl werfend, zieht er dem Meere zu. In der Nacht legen wir bei Lom Palanka an. Hier leuchtet die Landungsbrücke, wo ein unglücklicher, heldenhafter Fürst gewaltsam von elenden Verschwörern auf sein eigenes Schiff geschleppt wurde, dort träumt der Ort, wo sein Fuss zum letzten Male den Boden Bulgariens betrat. —

Am nächsten Morgen derselbe wunderbare Sonnenaufgang wie am Vortag, mit ihm zugleich präsentirt sich Rahowa, eine kleine bulgarische Niederlassung, malerisch zerstreut auf einschliessenden Höhen. Die ersten Segelschiffe zeigen sich, ihnen begegnen wir von jetzt ab in

Zwischenräumen von höchstens einer halben Stunde. Der Bauart und Bemannung nach sind es fast nur türkische und griechische; viele liegen an geschützter Stelle vor Anker, andere kommen mit aufgeblähten Segeln schnell daher, denn der Wind ist heute fast zum Sturm geworden. Das bulgarische Ufer bleibt sich immer gleich, selten ein Dorf, dessen elende Lehmhütten sich derart in die Erde wühlen, dass man nur die mächtigen Heuhaufen wahrnimmt. Selten ein Baum, immer bis hundert Fuss und noch mehr jäh ansteigende längst entholzte Höhenzüge; zeitweilig werden sie von Rindvieh- und Pferdeheerden belebt. Endlich erreichen wir Nikopolis. In einer engen Schlucht, auf dem unbedeutenden Ufergelände, auf den umliegenden Hügeln und wahrscheinlich hinter den verdeckenden Höhen zieht sich die alte Siegesstadt hin. Wie alle bedeutenden Ortschaften des rechten Ufers ist sie ein Erzeugniss jener grossen Periode, in der die stolzen Weltbeherrscher einen drohenden Grenzwall gegen die Barbarenhorden errichteten. Da wo heute Widdin liegt, erhob sich das römische Bomania, das Budinum des ersten Bulgarenreiches, zwischen Widdin und Lom Palanka lag das römische Ratiaria, bei Rahowa das römische Variana, das bulgarische Orëchow, bei Nikopolis aber soll Trajan den König Decebalus besiegt haben. Als sicher gilt, dass hier Sultan Bajazed I. den deutschen Kaiser Sigismund bezwang und deshalb den Platz die Siegesstadt nannte. Das heutige Sistow hiess bei den Römern Ad Novas, beim Bulgarenchan Zibestow. Medschidschie ist das römische Axiopolis, Cernavoda das römische Capidava, Giurgiu aber taufte der Kaiser Justinian seiner Gemahlin zu Ehren Theodoropolis. Dort lieferte 1595 Michael der Tapfere den Türken eine Schlacht, 1854 siegte hier Omer Pascha über die Russen.

Heute macht Nikopolis einen recht kläglichen Eindruck, es gelingt nicht, eine Spur von Handel und Verkehr wahrzunehmen. Da sieht man keine Fracht- und Passagierwagen am Ufer, man bemerkt auch keine Bojarenpaläste, allein vergleicht man die strammen bulgarischen Soldaten

mit den ernstesten Turbanträgern, so gewinnt man die Ueberzeugung, auch für Nikopolis müsse die Morgenröthe einer neuen Zeit gekommen sein. Nikopolis und Turnu-Măgurele, ein ungleich sauberer und netterer Ort, entschwinden gar bald den Blicken, der Strom windet sich an mehreren grossen Inseln vorüber, und man zeigt uns die Stelle, wo die Russen am 27. Juni 1876, zwei Uhr morgens in Kähnen den Donauübergang vollzogen. Infolge der Nachricht von der Anwesenheit der Ungläubigen auf dem rechten Ufer eilten mehrere türkische Bataillone von Nikopolis herbei, und es entwickelte sich ein Kampf, der den Russen 700 Mann, den Türken nicht viel weniger kostete. Die Gefallenen ruhen auf jenen kahlen Höhen; ein melancholischer Ort. — Das ehemals türkische, jetzt bulgarische Sistow bietet nichts als Moscheen, Türken, türkische verschleierte Weiber, bulgarische Soldaten und Officiere, kurz den gewohnten Anblick. Er ist bei allen bulgarischen Orten der nämliche und erfährt nur eine Ausnahme in Rustschuk, dessen Inneres uns bereits bekannt geworden.

Wer mit dem Schiff aus dem Westen heranfährt, der glaubt sich nach der Küste eines morgenländischen Meeres und in Sicht einer arabischen Stadt versetzt. Kahle Kalksteinhöhen, zahlreiche Moscheen und echt türkische Häuser begrüßen uns. Der Hafen wirkt durch einige Neulinge des nassen Elementes besonders anziehend: Rustschuk fungirt als Station der bulgarischen Kriegsflottille. Vier oder fünf kleine Dampfer liegen ruhig vor Anker, ihre weissen Essen glänzen im Sonnenschein, ihre gelben, schwarzen und blauen Aussenseiten geben den tückischen Ungeheuern einen munteren Charakter. Die Landungsbrücke von Rustschuk aber bildet heute das interessanteste Stück Erde, welches wir je gesehen. Ein Ethnograph hat gar nicht nöthig, nach dem Orient weiter zu reisen. Hat er eine Stunde auf dem Verdeck des „Orient“ gestanden, hinunterblickend in dieses Menschengewühl, so kann er ruhig nach Hause zurückkehren. Vier Matrosen legen die schmale Landungsbrücke an, und es beginnt die Aus-

schiffung. Drüben harrt ein bunter Menschenknäuel, um sich lawinenartig aufs Fahrzeug zu stürzen. Zunächst winden sich wohl hundert Menschen hinaus. Buntfarbige türkische Trachten entschweben, modern gekleidete Juden und Jüdinnen mit Koffern und Kisten pressen sich durch, schreiende Kinder werden hinausexpedirt, stolze bulgarische Officiere schreiten ans Land, Soldaten aller Waffengattungen folgen, endlich rückt ein ganzer Stamm von Albanesen nach Rustschuk hinüber. Wir fanden sie heute Morgen am Deck, wo sie sich über Nacht auf Grund von ungezählten bunten Decken und Teppichen häuslich eingerichtet hatten. Stämmiges, kühnes Volk, die Frauen oft recht hübsch und frisch, die Kinder sehr dick und kräftig.

Kaum ist der ganze Haufe am festen Lande, so wird er reichlich ersetzt. Eine unheimliche Masse wälzt sich heran. Die türkischen Gepäckträger drängen sich schreiend mit ihrer Last durch die Schiffsleute, ihnen folgen neue Soldaten, neue Hebräer, neue Türken und Albanesen, selbst türkische Frauen schwimmen im Gedränge daher. Wir aber danken Gott, dass wir hoch oben auf dem Verdeck stehen, denn da unten wechseln tragikomische Scenen mit komischen ab. Den Andringlingen wirft sich nämlich ein Heer von Dienstmännern entgegen, bemüht, zahllose Kisten und Ballen ans Land zu schaffen. Jetzt will ein Türke an Bord, er trägt eine Wiege voll Tücher, ihm begegnet ein Lastträger mit einem Ballen zweimal so breit wie die Landungsbrücke; der Türke muss zurückweichen. Eine eiserne Kiste auf der Schulter eines todesverachtenden andern Tagelöhners zwingt eine Matrone zu seltsamen Windungen, einen Juden veranlasst sie zum Niederknien, einem schaffellgekleideten Bauern reißt sie die Pudelmütze vom Kopfe. Geschrei, Flüche und Klagen durchzittern die Luft, nur einige türkische Frauen wandeln dicht verschleiert und kalt daher, als lägen sie daheim und träumten, oder als seien die starken Träger nur Steinfiguren. Unter dem Strom der Einwanderer zeigen sich gar seltsame Typen: hier sucht ein Mann einen Leierkasten ganzbeinig an Bord

zu bringen, dort kommt ein Vogelhändler daher, ihm folgt Jemand mit Teppichen, hierauf überfluten allerlei Verkäufer den Dampfer und das Ufergelände. Obst, orientalische Messer, Pfeifen, Tabak, Backwerk, dessen Appetitlichkeit erst festgestellt werden müsste, werden ausboten, unter dem Schwarm der Schacherer zeigt sich auch eine türkische Frau. Sie hält Geldbörsen und Pantöffelchen in die Höhe, will man sich mit ihr verständigen, so muss dies freilich durch Zeichensprache geschehen, da die Gute ein schwarzes Tuch fest um den Mund gezogen, wodurch ihre Rede einem räthselhaften Brummen gleicht. Am Ufer sitzen drei andere Weiber, schwarz gekleidet, Kopf und Gesicht mit weissen Tüchern derart verhüllt, dass nur die Nase und die Augen sichtbar. Sie starren herüber und freuen sich offenbar gleich dreissig auf einer Anhöhe hockenden Soldaten des peinlichen Gedränges, in dem sich ihre Nebenmenschen befinden.

Nach einstündigem Aufenthalt stösst der „Orient“ ab, um uns in Giurgiu ans Land zu setzen. Gegen Mitternacht treffen wir auf dem Filaretüer Bahnhof von Bucuresci ein; leider sind diesmal wohl Gepäckträger in genügender Anzahl, doch kein Fiaker zu haben. Wie arme Waisenkinder halten wir zu mitternächtiger Stunde Zwiegespräche mit den Sternen und einigen schadenfrohen Gepäckträgern, bis eine erlösende Birjä heranrasselt.





6. Bucurescî im Herbst und Winter.

Nochmals die Chaussée Kisseleff. — Erziehungsmethoden und Rathschläge. — Ein Tag in Bucurescî. — Auf der Piață. — Doamna Balaşa und die Metropole. — Asyl Elena. — Museum und Standbilder. — Theater, Concerte, Bälle. — Deutsches Element. — Einwanderung. — Russisches und russische Soldaten. — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Der Herbst ist in diesem Jahre nicht der wohlgefällige Jüngling, als den ihn die Bucurescîer Schönen kennen. Eine Woche lang erschien er in gewinnender Anmuth, dann jedoch zeigte er ein gänzlich ungewohntes, mürrisches Gesicht. Eine undurchdringliche, gleichmässige graue Decke verhüllte den Himmel, eine Kälte wie im März beherrschte die Welt, den halbbekleideten Bettler belästigend. Die vornehmen Damen schlüpfen bereits in ihre herrlichen Brocatmäntel, einige tragen Muff und kostbare Pelzjacke. Mit der Chaussée Kisseleff ist eine bedeutende Veränderung vor sich gegangen. Die stattlichen Lindenbäume überschütten nicht mehr wie sonst die elegante Welt mit ihren lieblichen Blüthen, sie stehen trauernd da, bedrängt von dem rauhen Winde; ihr schöner Blätterschmuck bedeckt zum Theil den Erdboden, zum anderen Theil hängt er lebensmüde und in verschiedenen Farben schillernd an den Zweigen herab. Auf allen Seiten hat jene Herz und Auge erquickende Laubwand fallen müssen, welche im Sommer so verlockend winkte und mehr wie einem Liebespaar

willkommenen Schutz geboten haben mag. Die Zahl der Besucher erscheint an Wochentagen sehr gering. Einige graziöse Damen mit natürlich gerötheten Wangen promeniren an der Seite ihrer Galans, ein Dutzend Equipagen oder Birjen rollt auf und ab. Am Sonntag ändert sich freilich das Bild. Wagen auf Wagen rasselt durch die Calea Victoriei, Hunderte von ihnen tummeln sich zwischen dem ersten und zweiten Rondeau der Chaussée. Allein an Spaziergängern herrscht selbst dann noch Mangel und die distinguirten Fahrgäste haben nicht nöthig, ihre Blicke anderswohin zu richten als auf die prachtvollen Rosse, die ihres Gleichen in der Welt suchen, und auf die Mitglieder der höchsten Gesellschaft.

Will ein Fremder mit einem Male die bedeutendsten und bekanntesten Persönlichkeiten, als da sind Minister, Fremde, Gesandte, Senatoren, sowie die tonangebenden und schönsten Damen der Bucurescier Gesellschaft mustern, so mag er sich nur zur Chaussée begeben. Seine Wissensbegierde wird Befriedigung erfahren, und dies um so mehr, als das Hauptcontingent der Reichen anlässlich der Wintersaison nach der Hauptstadt zurückgekehrt ist. In jener zierlichen Reiterin erkennen wir eine bekannte Bojarin, diese kühne Rosselenkerin hat ihren Mann bereits drei Mal nach sehr stürmischen Scenen verlassen, eine dritte auffallende Schönheit gehört zu den vielbesprochensten Damen der Demimonde. Bezeichnend dürfte es übrigens für die rumänische Gesellschaft sein, dass man derartige Geschöpfe als vollwerthig betrachtet und von ihnen ganz ernsthaft spricht. Falls es einem Advocaten oder Officier beliebt, sich mit einer solchen Dame zu associiren, nimmt kein Mensch daran Anstand, sie in Gesellschaft einzuführen. In den Badeorten trifft man jährlich einige Dutzend kecker Abenteuerinnen, und um die Originalität zu vollenden, schalten und walten sie daselbst in tonangebender Weise. Ueber die Gesammtheit der Chausséebesucher liessen sich Romane schreiben, an denen ein Mensch 10 000 Jahre zu lesen hätte, die Toilettenschilderung allein müsste Hunderte

von Bänden füllen. Niemals mangelt es an sauberen Histörchen, welche theils einen tragikomischen, theils einen recht erheiternden Eindruck hervorrufen. Daneben flattern allerdings auch ernste Episoden von Mund zu Mund, sie verkünden, dass in einer kleinen Provinzstadt ein weisshaariger Herr bei einer jungen Frau vom Ehegemahl derselben in flagranti ertappt worden sei, dass die jugendliche Schöne ihren Ehegemahl auf Geheiss des Galans habe vergiften wollen, dass kürzlich wieder ein hochgestellter Beamter seine theure Hälfte im Wagen seines Busenfreundes unvermuthet auf der Chaussée Kisseleff getroffen und dergleichen mehr. Doch genug davon, das Alles sind eigentlich doch nur Dinge, die sich in anderen Ländern gleichfalls ereignen. Die Chaussée Kisseleff bildet auch in anderer Hinsicht das interessanteste ethnographische Schaukästlein des Landes, das Studienfeld des Romanciers und Dramatikers. Die Entdeckung, dass nicht alles Gold ist, was glänzt, bleibt nicht erspart. Alle Welt kennt beispielsweise jene schlanke, künstlich verschönte Dame mit der wundervollen blauen Brocatdecke. Man bezeichnet sie als die Tochter des bekanntesten Bucurescïer — Fleischermeisters, eine in Bucurescï sonst seltene Seitenfigur zu dem Wiener Prater- und Ringstrassenleben.

Nicht lange wird es übrigens währen, und die Schönen können mit dem Liebhaber vom Schlitten aus liebäugeln, der Winter wird sich streng herabsenken, die Chaussée mit fusshohem Schnee bedecken und die Birjars müssen sich in ihre kostbaren Pelze hüllen. Dann heulen die Wölfe da draussen beim Wäldchen Băniasa am Ende der Chaussée, und das winterliche Treiben währt bis zum April. Im letzten Jahre sind sogar die Wölfe noch im Juni in die Meierei von Wotsch eingefallen.

Und nun genug von der Chaussée. Sollte es vielleicht den Eirien oder den Anderen bedünken, als wäre es unsere Absicht, die Regeln der Galanterie zu verhöhnen und die gesammte elegante Damenwelt Rumäniens zu erbittern, so sei bemerkt, dass ein Irrthum vorliegt. Die Skizzirung der

Mängel der rumänischen Damen geschah nur, um ihnen selbst einen Spiegel ihres eigenen Ichs entgegenzuhalten, und um auf Grund dessen den Schönen und ihren Erziehern einige Winke behufs Besserung zu ertheilen. Alle beabsichtigten Lehren lassen sich in einem einzigen Rathschlage zusammenfassen: Man trachte im ganzen Lande und in allen Verhältnissen darnach, das bisher als Vorbild verehrte französische Wesen endgültig durch das deutsche zu ersetzen. Derartige Worte dürften in Rumänien vielfach verächtliches Achselzucken und die Meinung hervorrufen, sie seien nur deshalb gefallen, weil Schreiber dieses ein Kind des neuerstandenen deutschen Reiches ist. Allein wir urtheilen vom Standpunkte des Kosmopoliten und haben die Lehren der Geschichte ins Auge gefasst. Französischer Luxus und französische Sittenverderbniss können nicht als empfehlenswerthe Lehrmeister bezeichnet werden, sie vermögen es nicht, ein sich entwickelndes Volk zu erziehen. Dagegen sollte man sich im Orient an der Herausarbeitung des preussischen Polens ein Muster nehmen. Der grösste Deutsche aller Zeiten, jener Philosoph und Feldherr, der seine Krone auf die Spitze seines Degens setzte, um in siebenjährigem verzeifelten Ringen ganz Europa zu widerstehen, er wusste am besten, wie man den Geist eines Volkes erweckt. Er hatte nicht nur gleich seinen Ahnen dem wilden Adel der Mark und Pommerns Gehorsam gelehrt und ihm gezeigt, wie es höchste Pflicht und Ehre sei, in selbstloser Aufopferung für das Vaterland zu sterben, sondern auch einen weisen, tadellosen Staatshaushalt geführt. Und als das Alter herannahte, seine schwere Hand auf den Greis legte und dieser seine Tage still verbrachte, unermüdlich an dem Ausbaue des preussischen Staates, dem grössten Werke der modernen Staatengebilde, schaffend, da wurde ihm die schöne Mission zu theil, verwahrloste, sumpftartige neu-erworbene Gebietstheile zu cultiviren. Der preussische Schulmeister und der preussische Unterofficier thaten wahre Wunder, sie verrichteten dieselben nicht schnell, geräusch-

voll und glänzend, sondern still, langsam, aber nachhaltig. Ähnliches würde dem rumänischen Volke frommen; der französischen Übertcivilisation und Sittenverderbniss müsste gänzlich der Einfluss entzogen werden, tüchtiges, gediegenes, ruhiges Wesen und gründliches, planmässiges Schaffen an seine Stelle treten. Dabei wäre jedoch das eigene nationale Leben zu wahren, und treffliche Männer, wie der Bruder des gegenwärtigen Cultusministers Herr Georgius Alexander Stourdza auf Miclăușeni, könnten als leuchtendes Beispiel dienen. Der genannte, geistig so hochstehende Mann hat es bisher vermieden, sich dem Staatsdienst in der Hauptstadt zu widmen, er hat mit scharfem Blick erkannt, dass dem Staate vor allem Leute noth thun, die auf dem offenen Lande freudig schaffen, daran arbeitend, durch ihr eigenes Beispiel Menschen und Verhältnisse zu veredeln.

Was die Erziehung des schwachen Geschlechtes anbelangt, so kann selbstredend nicht von einer Umbildung der jetzigen Generation die Rede sein, allein die in unserer Generation herrschenden Schönen sollten sich mit den Erzeugnissen des deutschen Geistes bekannt machen, statt alles Germanische mit dem einzigen verächtlichen Worte: Nemțoaică abzuthun, sie sollten auf Grund der vorzüglichen Übersetzung Negruzis von Schillers Stücken den Gehalt derselben mit dem der leichten französischen Operetten oder Ehebruchsstücklein vergleichen und dann erst die Erziehungsmethode ihrer Töchter feststellen. Ihnen kann das Studium in französischen Pensionaten unmöglich vortheilhaft sein, weit räthlicher wäre es, die Kinder nach guten deutschen Anstalten zu entsenden und ihnen statt des Fächers — o wie prosaisch — lieber den Kochlöffel in die Hand zu drücken. Dadurch würde das Land einen schätzenswerthen Mittelstand und eine geistig vornehme, tüchtige Aristokratie erhalten, in Verlust gerieth dabei nichts, höchstens dürfte die nächste Generation um einige Ehebruchsgeschichten und andere pikante Episoden ärmer sein. Das gesteigerte Heranziehen deutscher Gouvernanten müsste einen wesentlichen Factor der neuen Entwicklung

bilden, wobei den blonden Töchtern Germaniens die Annahme einer Gouvernantenstelle in Rumänien nur empfohlen werden könnte. Sie vermöchten daselbst ihren Gesichtskreis zu erweitern und erhielten bei anständiger Behandlung vorzügliches Salair. Der bekannte Artikel des Karl Emil Franzos, in dem er die rumänischen Bojaren als mordlustige Don Juans schildert, ist als elendes Gesudel aufs schärfste zu brandmarken; wer wirklich bisher tadellos gelebt, kann das auch in Rumänien ungestört fortsetzen, übrigens steht es ja ängstlichen Gemüthern frei, sich bei den deutschen Geistlichen Rumäniens über dieses oder jenes Bojarenhaus zu erkundigen.

Ein zweiter Factor wäre das veränderte Programm vieler Lehranstalten. Uns will es bedünken, als hätte man bisher in Rumänien viel zu wenig für die körperliche Entwicklung der Jugend gethan. Grazie ist beiden Geschlechtern niemals abzusprechen, wohl aber Kraft, die mit ihr zusammenhängende Geschicklichkeit in körperlichen Uebungen, die auf beiden beruhende Lust zur Arbeit und die Fähigkeit der Selbstbeherrschung. Man trifft Ehemänner, die da klagen, dass sich ihre Frauen unglücklich und krank fühlen, weil sie nicht die Kraft und den Willen besitzen, sich die Zeit durch Bewegung in Haus und Feld zu kürzen. Solche Uebelstände, eheliche Unzufriedenheit und krankhaftes Aussehen — letzteres bedingen Klima und Race nur theilweise, da die rumänische Bäuerin blühend dahervandelt — sie würden verschwinden, wenn man mehr auf vernunftgemässe, systematische Ausbildung der Muskeln geben wollte, was sich wiederum am ehesten durch fleissiges Turnen beider Geschlechter erreichen lässt. Doch das Turnen, eines der Zaubermittel, durch welches in schweren Zeiten das preussische Volk seinen Unterjocher bezwang, scheint leider sehr wenig nach dem Geschmack sämmtlicher osteuropäischer Völker zu sein.

Auch die Lebensweise nach italienischer Art müsste eine Aenderung erfahren. Solange das späte Aufstehen in Gebrauch bleibt, wird man die beste Kraft zur Arbeit ein-

büssen. „Morgenstunde hat Gold im Munde“, man erhebe sich frühzeitig und man wird finden, dass sich die in der kühlen, belebenden Luft des Morgens entstandene Arbeit nicht nur dreifach so schnell vollenden lässt, wie die des schwülen Tages, sondern dass sie auch jene an Güte weit überragt. Wahnwitz wäre es, das süsse Hineinleben in die Nacht gänzlich verurtheilen zu wollen, es ist unleugbar durch das Klima vorgeschrieben, es möge abgekürzt auch weiterbestehen, nur ruhe man zum Ersatz für die Morgenstunden während des Tages.

Die Befolgung aller dieser Rathschläge dürfte jedenfalls auch eine Verringerung der jetzt enormen Zahl von Ehescheidungen zur Folge haben, und es würden dann vielleicht sogar Heiraten aus Liebe möglich sein! Gegenwärtig staunt man derartige Verbindungen an, in der Regel vereinigt man sich aus Neigung zum Luxus, auf Wunsch der Eltern, weil man nicht mehr jung ist und fürchten muss, sitzen zu bleiben, oder weil man sich — langweilt. Wir empfehlen daher derartige Betrachtungen allen gebildeten Rumänen und hoffen von ihrem anerkannten Gerechtigkeitsinn, dass sie darin keine Beleidigung ihres Volkes erblicken, sondern nur den Wunsch, ihnen zu dienen und zu nützen. —

Unternehmen wir an einem kühlen Herbsttag einen Rundgang durch die mächtig sich entwickelnde Hauptstadt des Landes, um endlich einmal, unbeengt durch geisttödtende sommerliche Schwüle, ihre Sehenswürdigkeiten gründlich kennen zu lernen! Dicht beim Centrum der Stadt findet man die Piață, den grossen Marktplatz von Bucuresci. Ihn zu betreten ist doppelt interessant, da er, wie alle orientalischen Märkte, ein werthvolles ethnographisches Studienfeld darstellt und sich ausserdem erfreuliche Vergleiche mit den schmutzigen Judenmärkten von Jași, mit dem winkeligen Griechenmarkt von Galați und dem ländlichen Treiben auf den Plätzen von Dragășani und Craiova ergeben. Hier, das gewahren wir auf den ersten Blick, ist Alles grossstädtisch geordnet und sauber.

Noch lagert der Frühnebel auf den Ufern der Dâmbovița, und schon herrscht auf dem weiten Territorium das regste Leben. Alltäglic wird Markt gehalten, alltäglic werden sämtliche Nahrungsmittel und sonstige Bedürfnisse des Haushaltes gegen klingende Münze umgesetzt. Betritt man das Operationsgebiet der Köchinnen, der Mägde und einzelner praktischer Ehemänner von der inneren Stadt aus, so stösst man zunächst auf einen von Häusern und von einer Kirche umschlossenen viereckigen Platz. Eine Seite desselben ist charakterisirt durch eine Reihe von Läden, wo Schuhe und Stiefeln in allen erdenklichen Grössen und zu beliebigen Preisen feilgeboten werden, auf der entgegengesetzten Seite dagegen sieht es viel mannigfaltiger aus. Bunte böhmische Wolltücher, Nationalhemden, Leinwand und Gott weiss was alles paradiren in zehn Localen, das Passiren dünkt gefährlich und wird von einem Fremden nur einmal vollbracht, denn vor jedem Laden haben sich zwei oder drei Juden postirt, die sich redlich bemühen, mit deutschen oder rumänischen Zauberdeclamationen den Fremden zu verführen. Auf dem Platze selbst finden wir ringsumher hölzerne Buden, in einer Gruppe derselben prangen Schuhe, Schuhleisten und ganze Armeen von Sandalen, einen ekelhaften Geruch verbreitend; in einer anderen werden Pudelhauben veräussert, weisse, schwarze und braune; weiter oben kann man Siebe, Besen, Fässer und hölzerne Behälter erstehen. In der Mitte der Piață aber residiren Händler mit Hühnern und Tauben, sowie hinter einer Reihe primitiver Stände bejahrte Mitglieder der Damenwelt nebst nationalen Hemden, Strümpfen, Bändern und Leinwandstücken. Bedauerlicherweise sind der Käufer nur wenige, der Platz ist ziemlich verödet.

Ganz anders verhält es sich in den anstossenden Gässchen. Diese leiten auf den grossen Platz am Ufer der Dâmbovița hinaus und ähneln einem ewigen Jahrmarkt. Da windet sich stets ein zahlreiches Völkchen durcheinander, die Herrlichkeiten der jüdischen Händler betrachtend und ihren ohrenzerreissenden Ruf überhörend. Wachskerzen,

dunkelbraun und schlank, Seifen, Portemonnaies, Tücher, grell, dass einem die Augen überlaufen, Bürsten, Spielwaaren, Messer, wundervolle Heiligenbilder sollen die Menge verführen, dazwischen heult ein Slovake, um seine Drahtwaaren zu veräussern, und wandelt stumm und langsam wie der Geist von Hamlets Vater ein Bretzelverkäufer daher. Am Ausgang der Gasse hocken die Blumenweiber, keineswegs Blumen zu vergleichen, aber wenigstens Kränze und anspruchslose Bouquets feilhaltend. Vor ihnen breiten sich die leinwandgeschützten Stände aus, unter denen die lieben Köchinnen rothe Paradeisäpfel, grüne Paprikaschoten, verlockende Gurken und Fisolen, grosse Zwiebelkränze und sorgfältig übereinander gelegte Erdäpfel um billigen Preis erwerben können. Es gewährt wirklich ein grosses Vergnügen, durch diese Reihen zu wandeln und sich am Anblick der wunderbaren, schönen Bodenerzeugnisse zu erquicken, welche so recht einen treuen Beweis für die gesegnete Fruchtbarkeit des Landes bieten. Neben den Ständen ragt die Fleischhalle empor, ein stattliches Gebäude, bei dem man hohe Fenster nicht gespart hat. Ein Blick ins Innere belehrt uns, dass man zwar auch hier die Kunst noch nicht erlernte, das Fleisch in geschmackvollen Stücken zu präsentiren, allein es ist doch ebensowenig zu leugnen, dass die Waare viel appetitlicher als in den Provinzstädtchen auftritt. Früher wäre man freilich schwerlich zu solchen Betrachtungen gelangt, weil damals die Ochsen und andere Schlachtopfer gleich hinter der Halle abgethan wurden, und ihr Gebrüll und ihr Blut unbedingt starke Nerven des Beschauers voraussetzten. Heutigentags denkt man daran nicht mehr, der betäubende Lärm der Käufer und Verkäufer dagegen hat sich erhalten. Er ist von solcher Stärke, dass man wahrhaftig meint, man befinde sich an der Wiener, Berliner oder Hamburger Börse oder was dem hinsichtlich des Lärmes gleichkommt, in einem Irrenhause, wo tausend Tobsüchtige in Streit gerathen und sich gegenseitig mit Todtschlag bedrohen.

Ungleich anmuthiger und friedlicher nimmt sich ein

viel kleineres Bauwerk aus, in dem die köstlichsten Erzeugnisse des Bodens nebeneinander auftreten. Ein jedes Local dient einem Obsthändler, der seine Waare amphitheatralisch in 10 bis 12 Reihen aufgestellt hat; das köstlichste Obst und das feinste Gemüse leuchtet dem Promenirenden entgegen. Am anderen Ende der grossen Fleischhalle liegt das Reich derjenigen Staubgeborenen, die ihre Nebenmenschen mit Holzkohle, Kraut, Möhren, kolossalen Paprika- und Zwiebelmengen, mit Sämereien, Kukuruzmehl, mit Geflügel, Fischen und Păstramă zu beglücken wünschen. Der letztere Artikel ist ein specifisch orientalischer. Er besteht aus dünnen, schwarzen, lederartigen Stücken, die sich bei näherer Besichtigung und Beriechung als getrocknetes, an der Sonne gedörrtes, mit Salz und zerquetschten Fliegen besetztes Schafffleisch entpuppen. Armen Leuten dient diese Sorte Fleisch als beliebtes Nahrungsmittel.

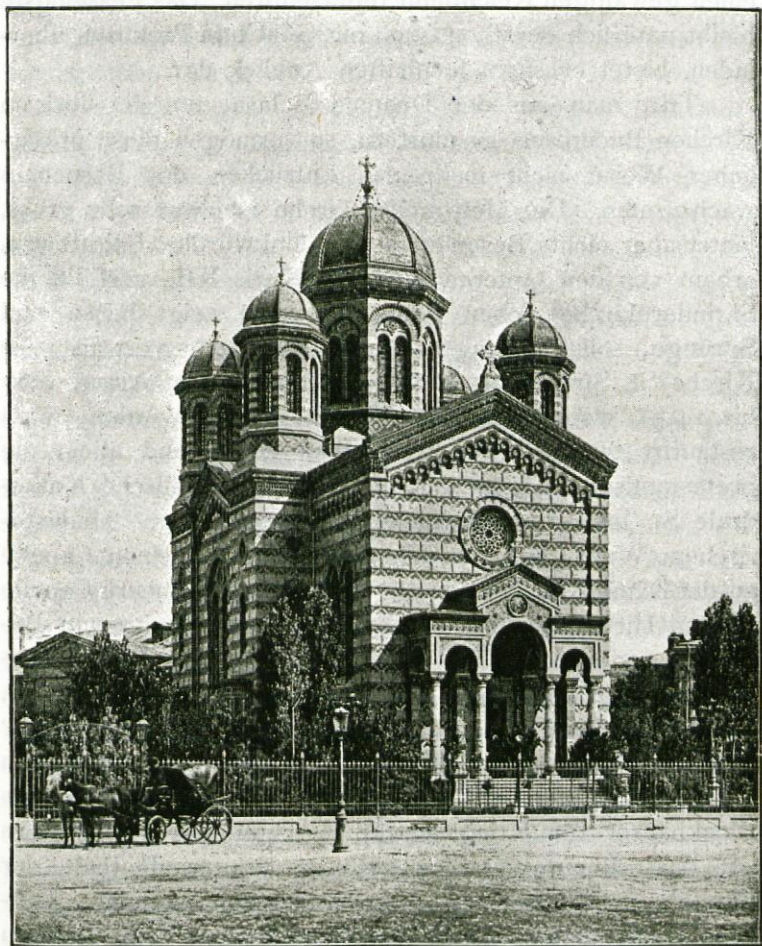
Der entlegenere Theil des Marktplatzes sieht weniger gefällig aus, es hat den Anschein, als könnte man hier bei Regenwetter den einen oder den anderen Stiefel vergessen. Dagegen fehlt der Humor im Gewühle der Piață keineswegs. Zwei edle Damen pflegen seiner, die eine sitzt stumm und starr wie Lots Töchterlein auf einem Steine. Mit beiden Händen hält sie einen Besen empor; die andere hockt hinter einer Reihe von verlockend ausgebreiteten — Haarzöpfen. Sie scheint jedoch zu schlummern; solche Artikel vertragen es nirgends, an die grosse Glocke gehängt zu werden. Unweit der Beiden hat sich ein fliegender Buchhändler etablirt, er beglückt das Volk durch Gebetbücher, Kalender und sonstige Herrlichkeiten.

Auf dem anderen Ufer der Dâmbovița treffen wir auf das herrlichste Baudenkmal, welches sich unsere Generation in Rumänien errichtet hat. Das Gotteshaus Doamna Balașa ist ein Werk, das die rumänischen Schriftsteller mit vollem Recht nicht hoch genug preisen können. Die Kirche gehört zu den wohlthätigen Stiftungen der Familie Brancovană

und steht inmitten der köstlichsten Gartenanlagen neben dem Brancovanŭ-Spital und dem gleichnamigen Asyl. Aeusserst gewinnend wirkt schon beim Herantreten ein Teppich von bunten Blumen, die in Form und Farbe das Wappen des Landes in riesiger Ausführung zeigen. Das Gotteshaus wurde im reinsten byzantinischen Stil erbaut und entzückt gleich seinen vier Thürmchen das Auge durch die Reinheit seiner Linien. Die grösste der vier Façaden ist mit einem Ehrenportal geschmückt, im maurischen Stil gehalten, und durch vier Säulen aus grauem Stein von Câmpina charakterisirt. Ueber der Thür befinden sich Darstellungen der beiden Patronatsfeste: der Himmelfahrt und der Taufe Christi; die grosse vergoldete Thür zeigt die Bilder der Apostel Peter und Paul.

Im Innern vereinigt sich die höchste Harmonie der Bauformen mit dem grössten Luxus der Einrichtung und den werthvollsten Deckengemälden, um den Fremden in sprachloses Entzücken zu versetzen. Die von München bezogenen Glasmalereien stellen die Apostel und die Mitglieder der fürstlichen Familie Brancovanŭ dar, der Chor, die Thronessel des Königspaares und des Metropoliten sind aus Eichenholz gefertigt, mit rothem Sammet überzogen und gleich dem Ikonostas und den religiösen Geräthschaften reich vergoldet. Das Schiff der Kirche bildet die Form eines griechischen Kreuzes, es erinnert somit an die Kathedrale von Curtea de Argeşŭ. In einer Nische zur Rechten nimmt man ein schön ciselirtes Mausoleum aus carrarischem Marmor wahr, die sterblichen Reste der frommen Stifterin, der Prinzessin Brancovanŭ, enthaltend. Die Sculptur rührt von Georgesco her und besitzt eine erhebende allegorische Idee. Ein Weib, die Wohlthätigkeit, weint über einem Sarge, über dem ein schwebender Engel eine zierliche Tafel hält, geschmückt mit den in goldenen Lettern eingravirten Namen Brancovanŭ. Bilder und Kunstarbeiten sind in vielen Fällen nach berühmten Meistern entstanden. Die Kreuzabnahme an der Decke, von dem Ausschmücker der Wiener Votivkirche gemalt, wurde nach

Rubens, das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, die Mutter Gottes nach Murillo geschaffen.



Doamna Balaşa.

Ein Pult, aus Kupfer ciselirt, hält das Bild des Tagespatrones, ihm zur Seite prangt eine Marmortafel für das heilige Brod und die Coliven. Ausser den imponirenden Kronleuchtern sind kleinere silberne Lampen vor Heiligenbildern vertheilt, ihre Gesammtheit wirkt am Abend über-

wältigend. Das Innere der Sakristei enthält alte Stickereien, sowie Messgewänder, deren Gold, Silber und Brocatmassen einen gewaltigen Reichthum repräsentiren. Das Fesselndste bleibt natürlich der Ikonostas; mit Gold und Pretiosen überladen, bietet er einen feenhaften Anblick dar.

Tritt man aus der Doamna Balaşa, um die übrigen Kirchen Bucurescîs zu mustern, so vermögen diese erklärlicher Weise nicht mehr das Entzücken des Besuchers wachzurufen. Die Metropolitankirche ist zwar sehr gross, bietet aber nichts Besonderes, der denkwürdige Colţathurm, erbaut von den tapferen Kriegern Karls XII., verfällt, die Särindarükirche neben dem Boulevard zeigt Risse und Sprünge, soll abgetragen werden und steht verwaist, die Kirche St. Spiridonŭ (erbaut von Mircea dem Alten, 1387 bis 1419), wo ehemals die Fürsten gesalbt wurden, muss restaurirt werden, und es bleiben einzig und allein die protestantische Kirche und die römisch-katholische Kathedrale St. Joseph als stattliche Bauwerke übrig. An historischem Werth kommen sie freilich jener kleinen Capelle an der Dâmboviţa keineswegs gleich, die als Bucurŭ-Capelle an den Hirten Bucurŭ, den angeblichen Gründer von Bucurescî, erinnert. Viele wollen die Gestalt dieses Vielgenannten in das Reich der Sage verweisen, behauptend, der Name des Ortes rühre her von „Stadt der Freude“ oder „Stadt der guten Herzen“. Sie meinen, seit uralten Zeiten seien hier in der Gegend des römischen Pinums Blockhäuser für Kriegszwecke errichtet worden. Gewiss ist, dass Bucurescî seit 1387 als Winteraufenthalt der Fürsten, seit Ende des 17. Jahrhunderts als ständige Residenz und Hauptstadt der Walachei diene. Trotz alledem erscheint die Geschichte des Ortes bis zum 17. Jahrhundert dunkel, wie denn überhaupt die Historiker Rumäniens noch manches harte Stück Arbeit zu bewältigen haben, obgleich die hochverdiente Akademie durch ebenso umfangreiche als werthvolle Publicationen sich bereits grosses Verdienst erworben hat. Von den kleineren Kirchen des inneren Viertels erregt besonders die Kirche Stavropoleos grosses

Interesse. Sie stellt ein winziges Bauwerk dar, ist aber vermöge ihrer herrlichen Ornamentik ein wahres Schatzkästlein.

Die Metropolitankirche verdankt ihre Berühmtheit einer vorzüglichen Aussicht. Zu ihr gelangen wir von der Doamna Balaşa aus. Zunächst gilt es, einige unmittelbar an die Dâmboviţa anstossende Strassen zu überwinden, die uns denn doch einigermaßen an den Orient erinnern, und bei deren Betreten man sich kopfschüttelnd fragt, ob man wirklich in der Stadt der Chaussée Kisseleff, des Boulevards und der Calea Victoriei weilt. Das Pflaster ist holprig, die Düfte sind trotz der Herbstluft nicht immer wonnig, die Häuser oft originell. Eines zeigt man uns, welches vor Decennien eine türkische Kaserne war. Der grosse, schmutzige Hof des Gebäudes liegt jetzt unbelebt, das Haus dient Proletariern zur Wohnung. Nach kurzer Zeit schreiten wir an den Ruinen des Bibesco'schen Palastes vorüber und die gutgehaltene Fahrstrasse der Metropole hinan; bald breitet sich rechts und links das anmuthigste Panorama aus. Dank dem Umstande, dass die Metropole nicht allzufern dem Centrum der Stadt, beherrscht man von hier aus den grössten Theil Bucurescis. Soweit das Auge reicht, ein gewinnendes Häusermeer, meist aus weissen, braunen und gelben Gebäuden zusammengesetzt. Die Zahl der Gärten, welche das Bild verschönen, muss als eine bedeutende bezeichnet werden, dasselbe gilt von stattlichen Häusern, welche sich gleich Feldherren über die gewöhnlichen Krieger emporheben. Kirchen steigen allerorts herauf, ihre Thürme und Dächer flimmern und funkeln im Sonnenschein, dass es eine wahre Lust ist, rechts aber zeigt sich ausserhalb der Barrière das grosse Zuchthaus Vacaresci, umfungen von lieblichen Weinbergen und Bäumen.

Kein Lärm dringt herauf, nur Mittags zwölf Uhr würde ein von der Lieblichkeit des Panoramas Bezauberter unliebsam aus seinen Träumereien geweckt werden. Jene kleine Kanone, welche neben uns verborgen durch einen

schützenden Holzkasten steht, gibt um diese Zeit einen Schuss ab. Die Stellung des Zündloches des rebellischen Ungethüms wird nämlich täglich anders gerichtet, zur Mittagsstunde fallen die Sonnenstrahlen darauf, und das Geschütz entladet sich. Auch im Winter dürfte kaum die jetzige idyllische Ruhe herrschen. In dem langen ebenerdigen Gebäude dort tritt das Parlament zusammen, um über Wohl und Wehe von Stadt und Land zu berathen, und ohne nun die Herren irgendwie haranguiren zu wollen, ist doch anzunehmen, dass auch sie nicht völlig den so gebräuchlich gewordenen parlamentarischen Lärm vermeiden werden. Ein Brand verwüstete vor einigen Jahren das Innere des Gebäudes, die dadurch verursachten Reparaturkosten beliefen sich auf 150 000 Lei. Neuerdings hat man beschlossen, das unschöne Haus gänzlich zu verlassen und in der Strada Plevnei ein Prachtparlament für Senat und Kammer um den Preis von 15 Millionen Lei zu errichten.

Nachdem wir noch einen Blick in den Garten des todtten Metropolitens, der ein ausserordentlicher Liebhaber überseeischer Ziervögel war, geworfen, sagen wir dem entzückenden, von einem kräftigen blauen Herbsthimmel überspannten Panorama Valet und wandeln wieder hinunter in die Tiefe. Zunächst führt unser Weg durch unerquickliche Gassen, sie bilden das sogenannte Tudescu-Viertel, in dem eine grosse Anzahl deutscher Handwerker vegetirt. Während die Rumänen es lieben, eine elegante Wohnung inne zu haben, selbst wenn dadurch ihre Nahrung eine erbärmliche werden sollte, fühlen sich die guten Landsleute in feuchten, ungesunden Quartieren solange ganz behaglich, bis ihnen der Genuss einer Pfeife und die Möglichkeit, sich zuweilen einen ordentlichen Rausch anzechen zu können, gänzlich fehlt. Und das Letztere geschieht leider nicht selten: noch für zehn Bani vermag sich der Arbeiter eine genügende Menge Spiritus zu erwerben.

Die berührten Stadttheile zeigen oft alte Häuser, deren Dächer nach türkischer Art mit runden Ziegeln belegt sind.

Die ganze Gegend ist in jeder Hinsicht verwahrlost, und das wohl deshalb, weil hier keine Bojaren wohnen, denen zu Liebe man die Strassen reinigte. Immerhin hat die gute alte Zeit manches Geschenk hinterlassen, um das die Bojaren die Handwerker beneiden könnten, so besteht beispielsweise der Dachstuhl der alten Baracken aus gutem, dauerhaftem Eichenholz.

Eine Badeanstalt wird uns gewiesen, ihr dient freilich das Wasser der Dâmbovița zur Füllung, während im Bade der Ephorie filtrirtes Wasser zur Verwendung gelangt. Weiterhin begrüßen uns die Umrisse eines Gebäudes, dessen Vollendung jeder enragirte Bucurescîer schon längst herbeigesehnt: ein eleganter Circus, allen Anforderungen der Bequemlichkeit und des Sports genügend. Der Bau soll 5000 Zuschauer fassen können und allen wandernden Künstlern, besonders deutschen Operettengesellschaften, die Sorge um Dach und Fach benehmen.*) Von drüben, vom andern Ufer des Flüsschens winkt das dreistöckige Hôtel de France und das Districtsgebäude von Ilfovü herüber, weiterhin präsentirt sich die Staatsdruckerei. Ein flotter Birjar bringt uns im Fluge aus dem Bannkreise der Dâmbovița fort und zu Opplers Colosseum hinauf. Der Name seines Gründers und Besitzers hat nicht nur in der deutschen Colonie einen guten Klang, sein Etablissement dient auch oft vielen Nichtdeutschen zum Vergnügen. Ein hübscher Saal eignet sich für Bälle, Hochzeiten und sonstige Familienfeste, und tritt man zum obersten Stockwerk des Hauses hinaus, so gewahrt man sich in einem auf einem Hügel gelegenen Garten. Hier sitzt es sich an warmen Sommerabenden bei den Klängen einer Roșiori-Capelle ganz angenehm, wozu das Opplersche Bier wesentlich beiträgt. Uebrigens hat der Besitzer einen recht unliebsamen Concurrenten erhalten. Derselbe ist ein

*) Leider hat inzwischen, Mitte Januar 1887, eine Feuersbrunst das schöne Gebäude zerstört; ihr folgte acht Tage später eine zweite, der das imposante Grand Hôtel Boulevard, das schönste Haus von Bucurescî, zum Opfer fiel.

Namensvetter des grossen Eislebener Reformators und scheint mit diesem eine gewisse Pffiffigkeit gemein zu haben. Gleich vielen anderen Ausländern kam er arm wie eine Kirchenmaus nach Bucurescï, um zunächst sein Bier in einem einfachen Bottich zu brauen. Landsleute besuchten ihn und tranken eines Abends seinen ganzen Vorrath weg. Das Resultat rief in der deutschen Colonie allgemeine Freude und grenzenlose Bewunderung für die wackeren Zecher hervor, und man versuchte seitdem unermüdlich, den Keller des gedemüthigten Brauers zu leeren. Herr Pffiffikus machte gute Miene zum bösen Spiele, dabei sehr wohl seine Rechnung findend.

Unweit des Opplerschen Gartens erhebt sich auf einem sanften Hügel die neue Officiersschule, ein stattliches, freundliches Bauwerk, welches wir indessen bei unserer Weiterfahrt links liegen lassen, um zur Stadtbarrière hinaus zu dringen. Einige Minuten fahren wir auf einsamer Strasse dahin, wobei sich eine grosse Cementfabrik zeigt, in der alles Mögliche, von den ordinärsten Ziegeln und Krügen angefangen, erzeugt wird, dann halten wir vor einem in ernstem Styl aufgeführten Gebäude. Das ist das Asyl Elena, ein edles Werk edler Menschen. Bereits im 18. Jahrhundert vermachte der fromme Metropolit Filaretü ein bedeutendes Vermögen zum Besten der armen Waisenkinder, allein für dieselben wurde nie recht gesorgt, so dass es der hochherzigen Gemahlin des Fürsten Cusa vorbehalten blieb, tausend Dukaten zum Bau eines Waisenhauses zu spenden und im ganzen Lande Sammlungen zu veranstalten. Der Generalarzt Dr. Davila, selbst ein Kind der Liebe, übernahm mit seiner gleich edlen Gemahlin die Leitung dieses Hauses des Friedens und der Civilisation, er führte dieselbe bis zu seinem Hinscheiden in vorzüglichster mildthätigster Weise. Als Fürstin Elena das Land verliess, trat wohl eine empfindliche Lücke ein, indessen hat sich ein voller Ersatz gar bald ergeben. Dem edlen Sinne einer Carmen Sylva musste eine solche Schöpfung der Menschenliebe volle Sympathie abringen, Ihre Majestät übernahm

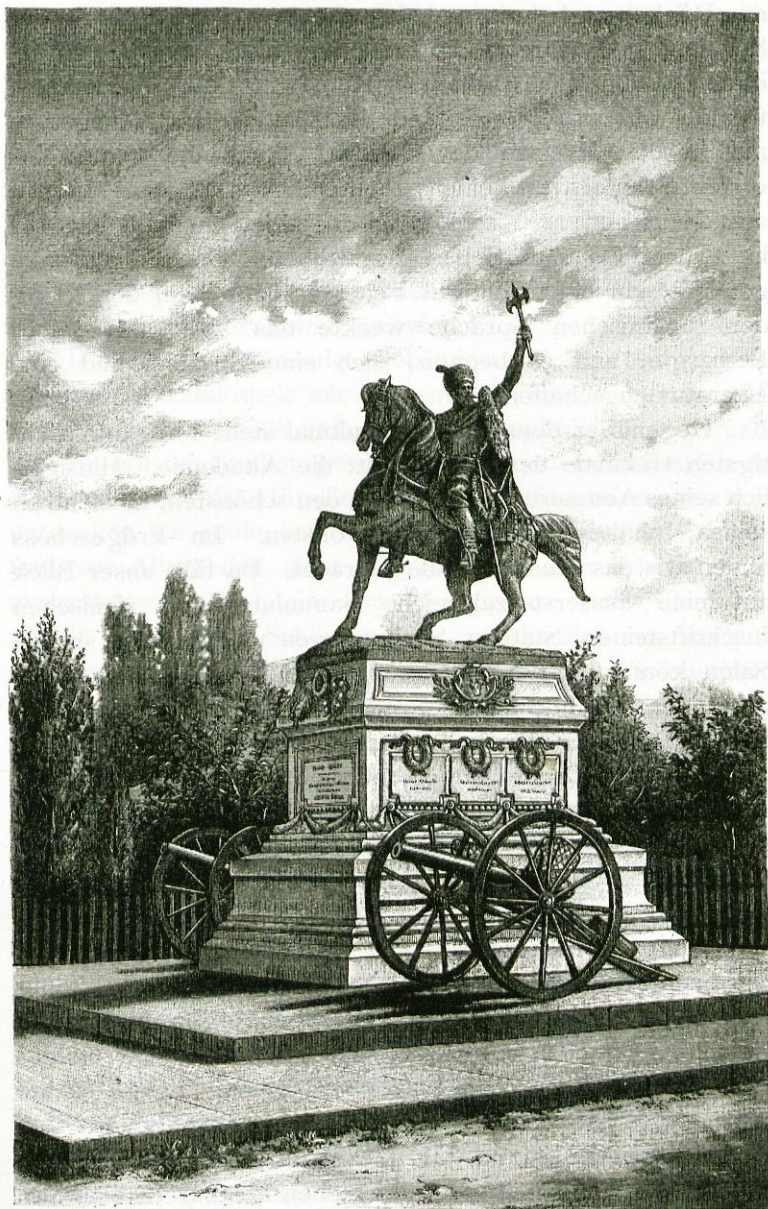
das Protectorat, und der Ausbau des Asyls wurde vollendet. Das Innere des mit zwei Seitenflügeln versehenen Hauses ist jetzt ebenso zweckmässig als sauber eingerichtet. Gegen 300 weibliche Zöglinge weilen im Institut, die jüngsten drei, die ältesten achtzehn Jahre alt. Alle werden in weiblichen Handarbeiten und in fremden Sprachen, viele auch in Musik und Malerei unterrichtet, ausserdem hat man eine grosse Anzahl zu barmherzigen Schwestern herangebildet oder sie verheirathet, im letzteren Falle also vorzügliche Hausfrauen schaffend. Eine derartige Anstalt verdient mit vollem Recht den schönen Namen eines Zufluchtsortes, sie glänzt in der grossen Kette der wohlthätigen Institutionen des Landes als eines der herrlichsten, köstlichsten Glieder. Und Rumänien ist das Land, in dem Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit ihren Lieblingssitz aufgeschlagen zu haben scheinen! Wahrlich in dieser Hinsicht könnten sich unsere westeuropäischen Staaten an dem östlichen Reiche ein Vorbild nehmen. Welches Volk darf mit Stolz verkünden, dass in seinem Lande der Leidende unentgeltlich im Krankenhause gepflegt wird, wer kann der Wahrheit gemäss erzählen, dass in seiner Heimat der Schulunterricht eine Gabe bildet, die ohne Entschädigung verabreicht wird?

In den weitläufigen Gartenanlagen des Asyls Elena tritt uns in erhabener und bezwingender Schönheit Grabmal und Denkstein des Davilaschen Paares entgegen, seitwärts ziehen sich herbstlich bunte Bäume und Büsche hin. Kiefern, Tannen, Farrenkräuter, Laubbäume geben ein freundliches, trauliches Gemisch, in dessen Mitte ein kleines Stück Erde liegt, welches einer edlen Fürstin unendlich theuer geworden. Ein niedriger Grabhügel mit schlichter Tafel bezeichnet den Ort, wo Carmen Sylva ihr Liebstes gebettet. Es war wohl einer der schönsten und erhabensten Gedanken, den die Königin je geboren, als sie den Wunsch aussprach, die sterblichen Reste ihres geliebten Töchterleins möchten dem Schutze der Waisen anvertraut werden. Eine geschmackvolle Capelle schliesst den Hintergrund ab, Laub-

bäume und Kiefern umfängen den Ort, Rosen und allerlei Blumen zieren das Grab, seitwärts aber steht eine einfache Ruhebank. Und flüsternd geht es in Bucurescî von Mund zu Mund, dass noch heute die hohe Frau auf ihr oft stundenlang sitzt, in Erinnerung an das geraubte Kleinod versinkend und seinem Andenken heisse Thränen widmend. —

Unweit vom Asyl Elena liegt Cotroceni, ehemals ein Kloster, jetzt die Frühjahrsresidenz des Königspaares. Die umschlossenen Höfe und der düstere Styl der Gebäude machen einen durchaus kalten Eindruck. Nach der Stadt zurückkehrend, berühren wir eine schöne, nach dem Vorbilde der Malmaisoner Kaserne errichtete Soldatenbehausung und erreichen endlich am Cismegiupark vorüber wieder den Mittelpunkt der Stadt. In diesem fallen uns an stattlichen Bauwerken die Häuser der Nationalbank und der Dacia auf, wahre Monumentalbauten, ausserdem vermag der Boulevard uns zu fesseln. Die eine seiner Seiten ist mit Parkanlagen geziert, aus denen drei Monumente hervorragen. Als ansehnlichstes von ihnen steigt das Michaels des Tapfern empor. In Lebensgrösse hat man die Figur des mächtigen, aber eidbrüchigen Fürsten auf markigem Streitross dargestellt und ihm eine Streitaxt in die Hand gegeben. Dieses älteste Standbild der Hauptstadt macht einen etwas gedrückten Eindruck, den Anforderungen moderner Kunst entspricht es nur wenig, trotzdem trifft man es in allen Photographiehandlungen des Landes und in den meisten fremdländischen Reisebeschreibungen. Weiterhin finden wir das Denkmal des Gelehrten Radulesco und vor Allem die am 23. Mai des vergangenen Jahres eingeweihte Statue George Lazarus.

Anlässlich der Inauguration der einfachen aber hübschen Lazarüstatue hielt der geistreiche Cultusminister Demeter Stourdza eine seiner glänzenden, classischen Reden. Er schilderte in lebhafter Weise, dass George Lazaru in einem elenden Dörfchen am Oltu das Licht der Welt erblickt, wie er sich mühsam bis zum Kirchenprediger emporgerungen, um endlich missmuthig seiner Heimat Siebenbürgen



Denkmal Michaels des Tapfern.

den Rücken zu kehren und, beauftragt von der Ephorie der Schulen, in Bucurescǐ die erste rumänische Anstalt zu eröffnen. Damals herrschten in Rumänien traurige Zustände, fremde Cultur regierte, und die Landessprache vegetirte nur in den Kreisen der Bauern. Auch die Dauer der ersten Schule war keine bedeutende. 1816 that Lazarǔ sein Haus auf, 1821 schloss er dasselbe, um bald nachher in seinem Heimatdörfchen zu sterben. Doch der Funke genügte, um ein mächtiges Feuer zu entfachen, der Klang der rumänischen Sprache weckte das Volk aus seiner Lethargie, und es begann, sich eine Sprache und eine Literatur zu schaffen.

Gegenüber dem Michaelsdenkmal steht eines der wichtigsten Gebäude der Hauptstadt: die Akademie. Hinsichtlich seines Aeusseren gehört es zu den schönsten, hinsichtlich seines Inhaltes zu den werthvollsten. Im Erdgeschoss finden wir das Museum untergebracht. Da fällt unser Blick auf eine äusserst zahlreiche Sammlung von römischen Inschriftsteinen, Statuen, Sarkophagen und Blöcken, in den Sälen können wir kirchliche Alterthümer, herrliche Messgewänder und hochinteressante Gebetbücher mit köstlichen Initialien, die für den hohen Kunstsinn der mittelalterlichen rumänischen Mönche zeugen, betrachten, sodann präsentirt sich eine Münzsammlung und eine Menge verschiedener kunstindustrieller Gegenstände. Alte Gemälde zieren die Wände, eine egyptische Mumie erzählt von fremden Erdtheilen. Das fesselndste von Allem ist jedoch unstreitig der Schatz von Petroasa. Die Geschichte verkündet uns mit düsteren Lettern, dass der heidnische Westgothenkönig Athanarich bei seiner Flucht aus Siebenbürgen, zu der ihn die wilden Hunnen gezwungen, seinen Schatz, $\frac{3}{4}$ Ctr. Goldes schwer, im walachischen Lande vergraben. Lange suchte man den Schatz vergebens, endlich stiessen Bauern von Petroasa am Buzău im Jahre 1837 auf denselben, hoben ihn, schafften ihn beiseite und brachen kostbare Steine aus. Die Stücke des Schatzes ruhen jetzt, allen Besuchern sofort in die Augen fallend, inmitten eines Zimmers unter Glas-

sturz, sie zeigen sehr sorgfältige Arbeit, geschmackvolle Ringe, Verzierungen, welche zwei Leoparden darstellen und einen Armring mit dem Runenspruch: Gotha niopi hailag „dem Bedürfnisse der Gothen geweiht.“ König Athanarich hat Land und Schatz nicht wieder gesehen, über beiden schlugen die Wogen der Völkerwanderung zusammen, seine Hinterlassenschaften aber bilden ein gewaltiges Zeugniß für die germanische Geschichte in Osteuropa und haben bereits mehrfach Anlass zu grossen literarischen Publicationen geliefert.

Die Parterreräume des Gebäudes enthalten ferner eine ansehnliche Bibliothek mit Lesecabinet, ein Zimmer für die geographische Gesellschaft, ein mineralogisches Cabinet und andere, ernsten Studien gewidmete Räume. Im ersten Stock schliessen sich die Hörsäle der Universität aneinander, wir entdecken ein zoologisches, sowie ein botanisches Cabinet und vor Allem den nicht allzugrossen, aber sehr elegant ausgestatteten Saal, in dem der Senat seine Sitzungen abhält. Die ganze Schöpfung beweist deutlich das Streben des rumänischen Volkes, in Poesie, Kunst und Wissenschaft Achtungsgebietendes zu leisten. Ordnung und Sauberkeit herrscht überall, und für das Erreichen obigen Zieles bürgen die glänzenden Namen, über welche die Akademie verfügt, und denen anzugehören für jeden Ausländer eine Ehre sein müsste. 1884 zählte die Gesellschaft 36 ordentliche Mitglieder und ausser dem königlichen Paare noch 41 Ehrenmitglieder, darunter Mommsen, Miklosich, Lepsius, Torma, Picot.

Für dramatische und musikalische Genüsse scheint in Bucuresci nicht am schlechtesten gesorgt zu sein. An ihrem unteren Ende erweitert sich die Calea Victoriei zu einem freien Platz, den das Nationaltheater schmückt. Das Gebäude wurde 1852 eingeweiht und dient seit 1879 hauptsächlich rumänischen Künstlern. Die Operette führt man bereits in der Landessprache auf, und da die bisher regelmässig erschienenen italienischen Künstler denn doch nicht allseitig begeistern, hat man jetzt begonnen, auch der rumä-

nischen Oper Eingang zu verschaffen. So ist bereits die Oper Lucia, dank den ausgezeichneten Chören und der vorzüglichen Sängerin Carlotta Leria mit vielem Erfolg über die Bühne gegangen. Die Saison beginnt am 1. October, die Leitung des Hauses besorgt ein auf Vorschlag des Unterrichtsministers ernannter Director, dem ein Comité von 7 Mitgliedern zur Seite steht. Zuweilen wird Bucuresci selbst von französischen Truppen oder berühmten Schauspielern auf Gastreisen berührt, und die Bucurescier haben in den letzten zehn Jahren auf diese Art Rossi, Salvini, Pezzana und Céline Chaumont gesehen. Die Preise der italienischen Oper sind etwa doppelt so hoch wie die der rumänischen Bühne. Was die letztere anlangt, so haben sich für Shakespearestücke besonders Herr Manolesco, für andere Dramen die Herren Notara, Michel Galino in Jași und die Damen Aristiza, Manolesco, Wilner Notara und Popesco, für das Lustspiel die Herren Juliană, Luchiană (Jași), Balanescu (Jași), Vladicesco (Galați), für Gesang Fräulein Carlotta Leria, erste Sängerin der Königin, einen bekannten Namen erworben. Die letztere Künstlerin hat schöne Triumphe in Italien und Spanien gefeiert.

Auf der anderen Seite des Theaterplatzes erhebt sich der Saal Bossel, zu dem man mittelst eines dunklen Ganges und einer ebenso dunklen Treppe gelangt. Der Saal selbst ist klein und unbequem. Uebrigens wird derselbe mehr zum Tanzen als zum Komödienspielen benützt, nur wenn eine deutsche Operettentruppe die Köpfe der 30,000 Deutschen Bucurescis mit ihren Melodien erfüllt, herrscht in dem unfreundlichen Local andächtige Stimmung. Den Bucurescier Deutschen fehlt es keineswegs an Gelegenheit, sich den Abend angenehm zu vertreiben. Wer nicht im Orpheum oder im Café Raska den Vorträgen einer Wiener Damencapelle oder einer Volkssängergruppe lauschen mag, der kann in Bier- oder Weinlocalen gute Musik geniessen, ausserdem bieten zahlreiche Vereine die dem deutschen Naturell nun einmal unentbehrliche Geselligkeit. Da ist vor Allem der Turnverein. Die Zahl seiner Mitglieder

muss als sehr Achtung gebietend bezeichnet werden, nicht minder die Leistungsfähigkeit derselben; Turnfeste, Vereinsausflüge, Tanzkränzchen mit Vorträgen belustigen Mitglieder und Gäste. Dasselbe gilt von den verschiedenen Gesangsvereinen, von den Kegelgesellschaften und von der Schützengilde, welch' letztere öfters ein Preisschiessen veranstaltet. Deutsche Operettengesellschaften versuchen zuweilen ihr Glück, sie kommen auch nach Galați und Craiova, während rumänische Truppen alle halbwegs nennenswerthen Provinzstädte durchziehen. Wer ernste Unterhaltung liebt, der hört Kirchenconcerte oder die philharmonischen Concerte im Athenäumssaale an. Man protegirt daselbst hauptsächlich die classische deutsche Musik; das Orchester setzt sich aus den bedeutendsten Lehrern des Conservatoriums, aus ihren genialsten Schülern und aus fremden Künstlern zusammen.

Die Pflege der Musik hat bei dem allgemeinen Aufschwung im Lande nicht das kürzeste Loos gezogen. Die erste Musikschule wurde im Jahre 1860 zu Iași errichtet, und zwar war es Herr V. A. Urechia, der in der Eigenschaft des interimistischen Cultusministers die Musikschule in das moldauische Budget einschrieb. Der Künstler Candella wurde der erste Director, und als V. A. Urechia 1864 den Posten des General-Secretärs des öffentlichen Unterrichts in Bucuresci erhielt, errichtete er hier eine zweite Musikschule, die gegenwärtig achtzehn Lehrer zählt. Aus diesen beiden Anstalten sind die jetzigen Künstler hervorgegangen. Der Zweck, den Urechia bei den Schulen verfolgte, war, den musikalischen Geschmack im Lande zu wecken, der seit Anfang des Jahrhunderts nur bei Bojarentöchtern schwach vorhanden gewesen. Für die eigentliche Volksmusik galten lange Zeit die Căntari, vielfach Zigeuner, als die einzigen Träger. Die Zahl derjenigen Künstler, die auf dem Gebiete der nationalen Musik in unserem Jahrhundert Treffliches geleistet, ist keine geringe. Unter ihnen ragen besonders Miculi, Flechtenmacher, Wachman, der Vater des gegenwärtigen Bucurescier Directors, hervor, sodann die Herren und Damen Stefanescu, Ventura, Schi-

letti, Humpell, Candella, Burada, Căvadia. Die besten Operetten haben Otremba, Candella, Wachman und



Dame mit Kindern in Nationalcostüm.

District Dâmbovița.

Flechtenmacher geschrieben. Die beliebtesten Operetten heissen: Baba Hirca, Fata aeruluî, Urita Satuluî, Hatmanulû Baltag. Hubet ist der Autor der Nationalhymne, er wirkt als Generalinspector für Musik.

Auch wenn jemand den Tanz der Musik vorzieht, hat er in Bucurescî keine Ursache zum Klagen. An der Dâmbovița wird ebensoviel und vielleicht viel feuriger getanzt als in den anderen europäischen Metropolen. Die Zahl der Hausbälle übertrifft die der Sterne am Himmelsgewölbe, öffentliche Bälle haben besonders im Saal Dacia, Saal



Kinder in Volkstracht. District Dâmbovița.

Bossel und im Saal der Concordia grossen Anklang. Als vornehm gelten zwei oder drei Bälle der Grande Opéra, obenan stehen natürlich die Hofbälle. Es gibt deren in der Regel jeden Winter zwei, als besuchtester erweist sich der erste des Jahres, der zweite nimmt weniger Besucher auf, vereinigt aber sehr distinguirtes Publicum. Um die nationale Hausindustrie zu heben, zeigt sich Ihre Majestät

nebst den Hofdamen, wie bei allen sonstigen öffentlichen Festlichkeiten, in dem schönen, malerischen Volkscostüm und nöthigt dadurch das Publicum, ihrem Beispiel zu folgen. Das sich dann darbietende Bild dürfte an Glanz, Schönheit und Originalität von keinem anderen ähnlichen erreicht werden und bleibt demjenigen unvergesslich, der bisher bei derartigen Anlässen an die unbequemen und unästhetischen Modekleidungsstücke gewöhnt gewesen.

Im geselligen Verkehr zeichnen sich in Bucurescî wie allerorts die Siebenbürger Rumänen aus. An herzlicher Liebenswürdigkeit, gewinnender Gastfreundschaft und natürlicher Gutmüthigkeit stellen sie nicht nur die Deutschen tief in den Schatten, sie übertreffen darin auch ihre Landsleute aus dem Königreiche. Ihre Aufopferungsfähigkeit ist eine geradezu unglaubliche, sie wirkt auf den Westeuropäer derart verblüffend und bezaubernd, dass es hier wohl Pflicht sein dürfte, einige darauf bezügliche Episoden anzuführen. Ein rumänischer Arzt in den westlichen Bergen Siebenbürgens, den wir vor drei Jahren flüchtig kennen gelernt, begleitete uns auf einer halbtägigen Gebirgsreise, während, seine Gemahlin Proviant herrichtete und nachsandte. Erst einige Tage später erfuhren wir, dass man für den nämlichen Tag die Entbindung der gastlichen Frau erwartet hatte! Wo in aller Welt und bei welchem Volke wird man eine derartige Neigung für uneigennütziges Gefälligkeiten finden? Ein Landpfarrer in derselben Gegend nöthigte zum Verweilen, obgleich der Mann Strohvitwer war; arme Familien zwingen den Reisenden die letzte Flasche Dulcêță auf, und dass man zu längerem Verweilen fast gewaltsam bewegt wird, ist etwas Gewöhnliches. Die lärmende Gastfreundschaft des intelligenten Magyaren, der sich erst befriedigt fühlt, wenn der Gast unter den Tisch sinkt, kennt der Rumäne nicht.

Es erübrigt jetzt nur noch behufs Vervollständigung unserer Angaben über Sehens- und Wissenswürdigkeiten von Bucurescî einige Ziffern anzuführen. Die Stadt soll nach der Zählung vom Jahre 1859 121 734 Seelen, nach

der vom Jahre 1878 177 646 Einwohner beherbergt haben. Leider sind alle Ergebnisse der Volkszählung sehr vager Natur. Erzählt man sich doch, dass die Herren der Commission die Familie des Hausherrn interviewten, nicht aber in die oberen Stockwerke stiegen. Auch die in deutschen Schriften vorhandenen Angaben sind oft mit Misstrauen aufzunehmen; beispielsweise erzählt uns der österreichische Officier Füleky von Wittinghausen, dass Jași 1300 Privatequipagen, 5000 Droschken und 12 000 Pferde, Bucurescî 12 000 Luxusequipagen und 40,000 Luxuspfede besitzt, es würde also in Bucurescî auf fünf Menschen ein Luxuspfed entfallen, was den diversen Schneider- und Schuhmacherfamilien gewiss sehr angenehm sein müsste, leider aber nicht zutrifft. In Derblich finden sich merkwürdigerweise die nämlichen Angaben, sie beweisen zur Genüge, wie fatal es unter Umständen werden kann, wenn ein Schriftsteller ohne zu denken von einem andern abschreibt. Der Beschäftigung nach wurden die Einwohner 1878 wie folgt vertheilt: freie Professionen 50 977, Handelsstand 27 100, Industrie und Künste 64 732, Arbeiter 11 993, Dienende 19 531. Heutigentags kann man die Bevölkerung der Freudenstadt gewiss auf 250 000 Seelen veranschlagen. Dass man an den Ufern der Dâmbovița keineswegs dem Vegetarianerthume huldigt, geht aus den Ausweisen des Schlachthauscs zur Genüge hervor. Laut ihnen wurden 1885 getödtet und zerlegt 37 686 Ochsen, um 7727 mehr als im Jahre 1884, 16 267 Kühe, um 2532 mehr als im Vorjahre, 706 Kälber, um 502 mehr, 544 Büffel, um 204 mehr, 375 Büffclkühe, um 257 mehr, 1150 Büffclkälber, um 1049 mehr, 11 783 Schweine, um 77 weniger, 1035 Schafe, um 64 weniger, 17 743 Lämmer, um 13 892 mehr als im Vorjahre; daraus erhellt deutlich, dass der Fleischconsum stetig wächst. Gleichwohl geben die obigen Ziffern des mangelhaften Schlachthausdienstes wegen kein genaues Bild. So werden beispielsweise alljährlich mehr als 100,000 Lämmer abgethan, wovon auf die genannte Anstalt kaum der fünfte Theil kommt.

Die Stadt zerfällt in fünf Bezirke, deren Unterscheidung auf Farben beruht. Das nördliche Revier wird der gelbe Bezirk genannt, das westliche heisst das grüne, das östliche das schwarze, das südliche das blaue. Von allen umschlossen wird die eigentliche City oder das rothe Quartier, es muss als commerzieller Bezirk bezeichnet werden, während der gelbe Stadttheil das Reich der Aristokratie bildet. Die Pferdebahn spielt bei der Verbindung dieser weitläufigen Stadttheile eine völlig unbedeutende Rolle, sie wird der billigen Miethkutschen halber wenig benutzt und verfügt nur über die drei Linien: Barrière Mogoşoie=Calea Moşilor, Chaussée Bonaparte=Calea Vergu und St. Gheorghe=Calea Vacaresci. Das rothe Viertel umfasst 71 Strassen und 8 Gässchen, das gelbe 158 Strassen, 22 Gässchen, das grüne 158 Strassen und 14 Gässchen, das blaue 131 Strassen, 23 Gässchen, das schwarze 90 Strassen, 56 Gässchen. Die Breite der Gassen variirt zwischen 10 und 14 Meter bei den grössten, zwischen 3 und 6 Meter bei den engsten. Als längste Strassen gelten Calea Plevnei 3350 Meter, Şerbană-Voda 3137 Meter, Moşilor 3068 Meter, Calea Victoriei 2800 Meter. Die Zahl der Häuser wurde auf 21 037 angegeben. Davon gehörten zum rothen Bezirk 1430, zum gelben 4857, zum grünen 3891, zum blauen 5175, zum schwarzen 5681. 635 Häuser sind in der Zeit von 1400 bis 1800 erbaut worden, 3963 von 1800—1830, 2492 von 1830—1840, 3064 von 1840—1850, 3673 von 1850—1860, 3730 von 1860—1870, 1859 von 1870—1875, der Rest später. 19 163 Gebäude waren Eigenthum der Rumänen, die übrigen gehörten den Fremden. —

Interessant dürfte für die deutschen Leser vielleicht das Berühren der Auswanderungsfrage nach Rumänien sein. Rumänien gehört bekanntlich keineswegs zu den dicht bevölkerten Ländern, ohne Schädigung könnte es die doppelte Zahl Menschen ernähren. Die rumänische Regierung weiss das sehr wohl, aber obgleich man ihr sowie dem Volkscharakter Toleranz nachsagen muss, sträubt sie sich doch gegen das massenhafte Zuströmen fremder

Elemente. Sie nimmt ganz richtig an, ein solcher Act müsse der nationalen, durch allerlei fatale Zustände in der Entwicklung zurückgebliebenen Bevölkerung bedeutenden Schaden zufügen, und sie fürchtet, das rumänische Volk könne durch anderssprachige Nachbarn in jenen beklagenswerthen Zustand verfallen, in welchen in Ungarn, Siebenbürgen, in der Bukowina, in Galizien und in Russland die christlichen Völker durch den lebensfähigen jüdischen Schmarotzertross versetzt worden. Ein warnendes Beispiel und zugleich einen Beweis für die Richtigkeit solcher Ansichten bietet die Lage der Rumänen in der von Israeliten überfluteten oberen Moldau. Unter solchen Umständen wird man es der rumänischen Regierung gewiss nicht verargen, wenn sie die eingeborene Nation vor fremden Eroberungen möglichst schützt und allerlei Mittel ergreift, um eine starke Invasion zu verhindern. Natürlich ist es wünschenswerth, wenn diese Absichten offen und ehrlich bekannt werden und sich nicht etwa hinter leeren Ausflüchten verstecken. So wirkt es geradezu ergötzlich, die Ausführungen eines Herrn Niciană zu vernehmen, der vor kurzer Zeit ein umfangreiches Buch über die Dobrogea veröffentlicht hat. Der genannte Herr führt aus, es sei nicht rathsam, die Dobrogea durch Germanen zu colonisiren. Eine derartige Handlung sei gegen die Constitution und man könne um so weniger das hoffnungsvolle Land den Deutschen ausliefern, als die Germanen ja stets und überall an der Heimat hängen blieben, nicht nur ihre Sprache und Nation zu erhalten wünschten, sondern auch nur provisorisch erschienen. Das Beispiel Amerikas beweise das deutlich, von dort kehrten die Deutschen in grosser Menge nach Europa zurück. Mit Italienern sei dies etwas ganz anderes, diese acclimatisirten sich, gehörten dem romanischen Elemente an und gewöhnten sich sehr schnell an ihre zweite Heimat. Nun, ich denke, wenn Herr Niciană ein Jahr lang Deutschland bereiste, um solche Leute zu entdecken, die aus Amerika als Colonisten zurückgekehrt, er würde vergebens suchen, denn von Israeliten

und Taugenichtsen kann hier nicht die Rede sein. Endlich wäre dem Herrn Niciană eine Reise nach Italien zu empfehlen. In wenigen Tagen könnte er sich dort von der Trägheit und Colonisationsuntüchtigkeit des italienischen Volkes überzeugen, und bei den einigermaßen brauchbaren Norditalienern würde er die Beobachtung machen, dass die im Ausland thätigen beständig ihren Erwerb heimsenden, um nach geraumer Zeit selbst wieder nach Hause zu ziehen.

Am vortheilhaftesten und einfachsten wäre es freilich, wenn man siebenbürgisch-rumänische Colonisten in grösserer Anzahl herbeiführen könnte, denn diese sind im Ganzen arbeitsamer und an Kenntnissen den hiesigen Bauern weit überlegen, so dass sie ihnen ein leuchtendes Vorbild sein würden. Allein in Siebenbürgen herrscht keineswegs Uebervölkerung, der Rumäne fühlt sich daselbst, ungedrückt vom Juden, materiell behaglich und verlässt nicht gern dauernd die heimathliche Scholle. Jene 20—30 000 Menschen, welche alljährlich durch den Tömöser- und den Rothenthurmpass arbeitssuchend hervorgehen, kommen hier nicht in Betracht, sie ziehen meist nach geraumer Zeit zurück, ein Heer von periodischen Wanderern und eine Erscheinung wie Ebbe und Flut bildend. An einzelnen unzufriedenen Elementen aber gewinnen die ehemaligen Donaufürstenthümer nichts. Veranlassung zu einem bedeutenden Herüberströmen des rumänischen Elementes könnte einzig und allein eine fortgesetzte verschärfte Unterdrückung der Rumänen seitens des magyarischen Chauvinismus bewirken, ihm würde sich jedoch zweifelsohne die Budapester Regierung mit aller Kraft entgegenstemmen, etwaige Ermuthigungen seitens der rumänischen Regierung müssten nur bedenkliche Streitigkeiten zur Folge haben. Und somit bleibt entweder das Zurückgreifen auf das germanische Volksthum oder das Belassen des gegenwärtigen Zustandes.

Wie sich die Stimmung im Lande momentan äussert, ist also ein massenhafter Zuzug aus Deutschland nicht in

Betracht zu ziehen; nach Decennien, wenn sich die nationale Kraft des rumänischen Volkes consolidirt hat, erscheint ein solcher nicht unmöglich. Indessen kann auch heutigentags manchem tüchtigen Arbeiter, der sich in seinem Vaterlande als Pechvogel erwiesen, Rumänien als ein Land mit goldenen Sesseln und gefüllten Fleischtöpfen empfohlen werden, wobei wir aber wohlgemerkt nur von fleissigen Professionisten reden, denn verwahrlosten Nichtsthuern fliegen nirgends die gebratenen Tauben in den Mund. Schmiede, Schlosser, Tischler, Schuhmacher, Schneider, Klempner etc. werden in den kleinen Provinzstädten des Landes gewiss eher ihr Auskommen erlangen wie daheim, im Dorfe freilich können sie sich nur niederlassen, wenn sie ihr Heimatsrecht aufgeben und darnach trachten, Angehörige des rumänischen Staates zu werden. Zunächst erscheint allerdings auch ihr Auszug nach dem gelobten Lande bedenklich, da die Lösung der orientalischen Frage noch immer an eine Sphinx mit verschlossenem Mund gemahnt, die grosse Frage, ob die Hegemonie auf der Balkanhalbinsel Russland oder Oesterreich-Ungarn gebührt, noch offen steht, und der allmächtige Zar an der Newa mit unverhohlenem Groll auf Rumänien blickt.

In Rumänien lässt man sich durch die russische Gefahr nicht einschüchtern, man erwidert ganz unumwunden Gleiches mit Gleichem, und schwach ist Gott sei Dank die Partei der Russenfreunde, die dem Predigen der Masse, die drohende Gefahr komme von Osten, noch immer taube Ohren entgegensetzt. Der Austausch der Dobrogea gegen Bessarabien schwebt allenthalben noch unvergessen und ungerächt vor, und man weiss, dass Russland bisher für Rumänien weit mehr ein Fluch als ein Segen war. Eine gedeihliche Entwicklung erschien in den verflossenen Decennien schon deshalb nicht möglich, weil immerwährende Occupationen das Land unendlich schädigten und dabei der Einfluss der Muselmänner entschieden weniger culturfeindlich wirkte als der der Glaubensgenossen. Die Russen erwiesen sich jederzeit als Barbaren, und wer in Deutschland

etwa noch einen geringen Rest von Sympathie für die Moskowiter bewahrt, dem wäre zu wünschen, dass er einige Zeit in den Ländern der unteren Donau verweilen könnte, um dort von Augenzeugen über das Czarenvolk Berichte einzuziehen. Mit gerechtem Schaudern würde er hören, dass nach der Einnahme von Plewna viele Tausende von türkischen Gefangenen nicht am Typhus gestorben, sondern unter russischer Escorte thatsächlich verhungert sind. Wie die Fliegen fielen damals die tapferen Krieger Osman Paschas, und nicht genug damit, sie hatten vor dem Aushauchen des letzten Seufzers die schändlichsten Miss-handlungen zu erdulden. Mit Kopfschütteln sah der rumänische Soldat, der Zeit seines Lebens doch auch nur ein einfacher Bauer gewesen, wie der russische betrunkene Krieger den gefangenen Osmanen mit Fusstritten traktirte und ihm das militärische Ehrenzeichen abbriss, weil er glaubte, es sei von edlem Metall! Dem intelligenten rumänischen Städtebewohner aber ward Gelegenheit, allnächtlich das Lallen und Schreien betrunkenen russischer Officiere zu vernehmen, und wer ein Tingeltangel besuchte, der befand sich plötzlich in vornehmer Gesellschaft. Er traf daselbst zechende und bezechte Grossfürsten und Generäle an, Brüder und Adjutanten des jetzigen Beherrschers aller Reussen, die da jauchzten und schrieen. Und mitten unter ihnen sass ein kleines Männlein mit durchgeistigten Zügen, auf dessen Schoosse leichtsinnige Dirnen schäkerten, das war Fürst Gortschakoff, der edle Berather des Czaren. Empörende Züge von Rohheit konnte man in solchem Zirkel tagtäglich wahrnehmen, kein Wunder, dass die Slaven dieser Meute einen abschreckenden, den Namen Menschen nicht verdienenden Haufen bildeten. Befand sich ein russisches Regiment im Anmarsch, so trafen einige Tage zuvor bereits in endlosem Tross die polnischen Juden ein, ein hässliches, widerliches Gesindel, Schmutz und Krankheit verbreitend. Ihre Untergebenen waren die sogenannten Pohontzen, Trainknechte aus allen möglichen Volksstämmen Europas und Asiens zusammengesetzt, zerlumpete, schmutz-

starrende und über alle Begriffe gemeine Kerle. Die jüdischen Armeelieferanten standen ihrer eigenen Aussage nach — wir haben selbst derartige Leute gesprochen — auf intimem Fusse mit den Generälen. Herrliche Verträge wurden geschlossen, die Generäle erhielten 10⁰/₀ vom Reingewinn, die Soldaten mussten hungern. Warmes Wasser mit Zucker wurde vor Plewna um 1¹/₂ Leu verkauft, ein Gläschen Jauche musste der Officier als Cognac annehmen, und sobald ihm der Hefentrunk in den Kopf gestiegen, prügelte er für ein solches Genussmittel den Juden windelweich durch und schleifte ihn an den Haaren herum. Unterschlagung seitens der Intendantur, das Veräussern von Lazarethbetten à 1 Leu seitens eines Officiers war an der Tagesordnung, Officiere und Soldaten taumelten in betrunkenem Zustand ins Feuer, beim Wäldchen Băniasa erschoss man den Zehnten der eigenen Krieger, weil sich diese ob der miserablen Verpflegung beklagt, die verwundeten Türken liess man liegen, wo sie fielen, und der jetzige Czar stiess öffentlich seinen Oheim mit aller Kraft beiseite, um den Vortritt zu erlangen.

Alles das, so bunt es auch zusammengewürfelt sein mag, gibt doch ein klares Bild davon, dass die Cultur diesem Staate noch unbekannt geblieben, und dass in demselben nur Barbarei und Corruption von oben bis unten herrschen. In Deutschland waren die erwähnten That-sachen bisher unbekannt, möge das deutsche Volk derselben eingedenk sein und sich vergegenwärtigen, was es vom Osten zu erwarten hat. In Rumänien kennt man das Volk der Barbaren zur Genüge, man weiss, was folgen muss, wenn sich die Schaaren der religiösen Glaubensgenossen von Neuem in die üppigen Gefilde des Landes ergiessen sollten, und es findet sich im ganzen Lande heutzutage wohl kein ernster Mann mehr, der für die Moskowiter zu schwärmen vermag. Culturell steht der Rumäne unendlich höher als der Russe, tief unter dem rumänischen Staate liegt in moralischer Hinsicht das grösste Reich der Welt, eine Association mit dem letzteren wäre für Rumänien gleich-

bedeutend mit einem Rückschritt, und darum gibt es für den Donaustaat nur eine Losung, sie lautet: enger Anschluss an Oesterreich-Ungarn und an Deutschland, wie er durch die vorjährige Reise des Ministers Stourdza zu den galizischen Kaisermanövern und nach Berlin in der That zum Ausdruck gelangte. Den letzterwähnten Grossmächten aber kann nicht warm genug ein wohlwollendes Entgegenkommen empfohlen werden. Allen drei Staaten sei dabei eines zum Bewusstsein gebracht: die militärische Inferiorität Russlands und die Tüchtigkeit des rumänischen Heeres. Jene Zahlen, mit denen die Russen so gern den deutschen Spiessbürger und den kurzsichtigen Politiker erschrecken, jene Millionen von Kriegern, sie existiren in Wirklichkeit nicht. Der Koloss ist vermöge seiner Grösse unbeholfen, man ziehe die sibirische und kaukasische Armee in Betracht, berechne, was Russland in vier Wochen mobil machen kann, und man wird finden, wie schwach sich die russischen Kräfte im Vergleich zu den österreichischen und deutschen gestalten. Und nun erst die Güte des Materials! Das rumänische Heer mag in vielfacher Hinsicht hinter dem deutschen, ja auch hinter dem österreichischen zurückstehen, dem russischen kommt es an Tüchtigkeit des einzelnen Mannes, an Besonnenheit der Officiere und vor Allem an moralischem Werth, an Disciplin, gleich. Nicht zu viel sagen wir, wenn wir behaupten, dass die rumänische Armee, sei es am Pruth, sei es innerhalb der Befestigungen von Bucurescî, 200,000 Russen, den dritten Theil dessen, was Russland überhaupt anfangs in den Kampf zu führen vermag, aufhalten könnte, vorausgesetzt natürlich, dass die rumänische Armee wie vor 10 Jahren durch den Adlerblick und die feste Hand des Königs Karl geleitet wird. Die russische Flotte hat Rumänien nicht zu fürchten — es war ein rumänischer Marineofficier, der mittelst Torpedos ein türkisches Kanonenboot bei Brăila in die Luft sprengte, und im Arsenal von Galaţi liegen Hunderte solcher Torpedos!

Den Schluss unserer culturellen Schilderungen mögen einige Worte über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

des Donaustaates bilden. Im Jahre 1571 schrieb Jacopo Ragazzoni: „die christlichen Bewohner der Türkei bauen nur soviel sie brauchen, um ihr Leben zu fristen, sie fürchten, das Mehr möchten ihnen die Türken nehmen.“ Damals behandelte der Bojar den armen Bauern als Sklaven, die Söhne des Landes mussten als Blutsteuer den Türken ausgeliefert werden, sie wurden von ihren Gebietern zu Janitscharen oder zu Renegaten erzogen und im Kampfe gegen die Christenheit geopfert. An solchen entsetzlichen Aderlässen siechte das rumänische Volk Jahrhunderte lang dahin, und es ist ein Zeugniß für seine ausserordentliche Lebensfähigkeit, dass es nicht gleich anderen Nationen schon längst spurlos vom Erdboden verschwunden. Dieses Volk, wie kein zweites von fremdländischen Gebietern und ihren Beamtenknechten gedrückt, erhielt sich lebendig, und als endlich die Zeit der Selbstständigkeit kam, erwies es sich einer solchen würdig. Was von den westlichen Culturvölkern in Jahrhunderten erworben wurde, das eigneten sich die Rumänen spielend in wenig Decennien an, und wenn auch hie und da nicht Alles Gold ist was glänzt und der hämische Ausdruck feindselig Gesinnter „Talmicultur oder Culturfirniß“ zuweilen berechtigt erscheint, so ist es doch ebenso wahr, dass man redlich darnach strebt, alles Oberflächliche durch Gediegenes zu ersetzen. Wer vor zwanzig Jahren das Land gesehen und es erst heute zum zweiten Male betritt, der wird es nicht wieder erkennen. Lebensweise und Wohnart besaßen ehemals echt orientalischen Charakter, Verbindung und Verkehr mit dem Auslande waren kaum der Rede werth, die Strassen spotteten jeder Beschreibung, ihnen entsprach völlig die Post und andere Communicationsbehelfe. An Eisenbahnen dachte kein Mensch, wer zu jenen Kaufleuten gehörte, die nach der Leipziger Messe zogen, um von dort Waaren zurückzubringen und sie in der Strada Lipscanî, welche in jeder grösseren rumänischen Stadt dem Namen nach noch heute zu finden ist, auszustellen, der wurde angestaunt. Nationale Schulen waren zu Anfang des Jahrhunderts un-

bekannt, der Bojar that mit dem Bauer, was er wollte, der Zigeuner galt als ein Stück Vieh. Heutzutage erfreut sich Alles eines fröhlichen Aufschwunges und einer unaufhaltbaren Entwicklung. Ein gewaltiges Netz von Eisenbahnen überspannt das ganze Königreich, die politische Freiheit hat eine junge, gefällige Literatur gezeitigt, die rumänische Sprache wird in tausenden von Lehranstalten unentgeltlich vorgetragen. Die Landstrassen sind im besten Stande, eine mächtige Armee steht zur Vertheidigung des heimischen Herdes bereit, ein reger Handel verbindet Rumänien mit dem übrigen Europa, das Anstaunen der waarenreichen Strada Lipscani ist der Verwerthung der neuesten Erfindungen gewichen, Gleichheit vor dem Gesetz und eine Reihe von humanen Anstalten verkünden, dass die Lage der Armen eine freundlichere geworden. Möge auch die Zukunft von Land und Volk eine rosige sein und die weitere blühende Entwicklung aller Verhältnisse bewirken, man wird sich dann in Europa mehr und mehr gewöhnen müssen, Rumänien sowohl in cultureller als in politischer Hinsicht als einen wichtigen Factor in alle Combinationen einzuziehen! — — —



II. THEIL.

Rumänien in wissenschaftlicher Darstellung.





A. Geographische und naturwissenschaftliche Mittheilungen.

1. Grenzen, Lage und Grösse des Landes.

Das heutige Königreich Rumänien umfasst die ehemaligen Fürstenthümer Moldau und Walachei, sowie die vor acht Jahren neuerworbene Provinz Dobrogea. Das Land liegt im Südosten Europas und zwar zwischen $43^{\circ} 38'$ und $48^{\circ} 50'$ nördlicher Breite und zwischen $40^{\circ} 20'$ und $47^{\circ} 10'$ östlicher Länge. Im Norden grenzt es an die Bukowina und Siebenbürgen, im Westen an Serbien, im Süden an Bulgarien, im Osten an das Schwarze Meer und an Russland. Gegen Oesterreich-Ungarn bildet der Karpathenkamm, gegen Serbien und Bulgarien die Donau je eine militärisch schwer zu bewältigende Grenzlinie. Das südöstliche Rumänien wird ausserdem durch einen von Silistria nach Mangalia gedachten Strich von Bulgarien geschieden.

Rumänien enthält zur Zeit 129 947 Quadrat-Kilometer. Das an Russland abgetretene Gebiet von Bessarabien betrug 8480 Quadrat-Kilometer mit 136 600 Einwohnern, die dafür eingetauschte Dobrogea 13 210 Quadrat-Kilometer mit 110,000 Seelen. Als Durchschnittsdichtigkeit ergibt sich per Kilometer die Zahl 45, sie steht der Ungarns mit 48 fast gleich, während beide von der entsprechenden Ziffer Belgiens 188, Grossbritanniens 112 und des Deutschen Reiches 84 weit übertroffen werden.

Die Rumänen haben sich seit Menschengedenken *Români*, ihre Sprache aber *limbă română* genannt, die Bezeichnungen *Walache* und *Moldauer* sind mithin eigentlich unstatthaft. Die erstere wurde offenbar von den Slaven erfunden, die alle Völker italienischer Abstammung *Vlach* oder *Valach* taufte. Ebenso unpassend dünkt den Rumänen und allen gerecht Urtheilenden der Name *Moldauer*; das Volk hat sich auch diesen nicht aus eigenem Antrieb beigelegt. Die Trennung des Landes in *Walachei* und *Moldau* wird heutigentages an der unteren Donau nicht mehr gern gesehen, sie wurde in vorliegenden Schilderungen indessen beibehalten, nicht um die Rumänen an ihrem Nationalgefühl zu kränken, sondern weil dem deutschen Leser jene Ausdrücke genehmer sein dürften als die Bezeichnungen „Land jenseits und diesseits des *Milcov*“. Beide Landestheile müssen in der Darstellung nach wie vor streng von einander geschieden werden, da sich durch die jahrhundertelange Trennung bedeutende Differenzen im Volkscharakter und in den culturellen Verhältnissen ergeben haben.

2. Bodengestaltung.

Rumänien dacht sich ziemlich gleichmässig amphitheatralisch ab. Ein solches allmähiges Herniedersteigen findet bei der *Walachei* mehr von Norden nach Süden als von Westen nach Osten, bei der *Moldau* dagegen mehr von Westen nach Osten als von Norden nach Süden statt. Auf diese Weise zerfällt das ganze Gebiet in drei Abstufungen, in die Region des Hochlandes, in ein anmuthiges Hügellterrain und in die eigentliche Tiefebene.

Das Gebirgsland gehört den Karpathen an, von deren 1200 Kilometer betragender Länge etwa 410 Kilometer auf Rumänien kommen. Die Erhebung der rumänischen Karpathentheile variirt zwischen 810 und 2680 Meter über dem Meeresniveau; sämmtliche Gewässer fliessen der Donau zu, die mit einem Lauf von 960 Kilometer die bedeutendste

Wasserstrasse des Königreiches bildet. Als die gewaltigsten Berge werden die folgenden genannt: Omŭ oder Caraimanŭ 2630 m, Bucsecs 2650 m, Negoï 2680 m, Orlulŭ 2600 m, Surulŭ 2410 m, Ceahlău 2300 m. Die wichtigsten Passübergänge sind von der nördlichen Moldau angefangen: der Pass von Tölgyes, Verbindung zwischen Borszek und Piatra, der Gymespass zwischen Ocna und der Csik, der benachbarte Ojtoczpass für Adjudŭ und Kronstadt, der Bodzaerpass, Verkehrsweg zwischen Kronstadt und Buzăŭ, der Tömöser Pass zwischen Kronstadt und Ploesci, der Törzburger Pass zwischen dem Burzenlande und Câmpulungŭ, der Rothenthurmpass für Hermannstadt und Craiova und der Vulcanpass zwischen Petroseni und Craiova. Für die wichtigsten dieser Uebergänge müssen der 850 Meter hohe Vulcanpass, der 37 Kilometer lange, nur 320 Meter hohe Rothenthurmpass, der Tömöser Pass, 920 Meter hoch, und die Strasse über Törzburg erklärt werden. Ausserdem vermitteln zahlreiche Saumpfade Handel und Wandel mit Oesterreich-Ungarn.

In der Moldau lösen sich an den Seretŭquellen ansehnliche Gebirgszüge vom Karpathenstock los, um die Moldau als verschönerndes Element zu durchziehen. Ihre Höhe schwankt zwischen 100 und 300 Meter, ihr Rücken ist oft bewaldet.

Das Hochgebirge beansprucht etwa 40⁰/₀, Hügel- und Flachland je 30⁰/₀ der Gesamtfläche des Königreiches; das Gebiet der Ebene fällt dem grossen südrussischen Tief- und Steppenlande zu, dessen letzten kleinen Ausläufer es darstellt. Uebrigens sind hierher auch die verschiedenen Inseln des Donaubeckens zu rechnen.

3. Flüsse und andere Gewässer.

Rumänien gehört ohne Ausnahme dem Stromgebiete der Donau an, von deren 836 360 □ Kilometer zählendem Flussgebiet über 116 000 □ Kilometer auf das junge König-

reich kommen. Die Uferhöhen des Stromes betragen auf dem bulgarischen Ufer 40—100 Meter, auf dem rumänischen steigt das Terrain bei Turnu-Severinŭ bis zu 70, bei Calafatŭ bis zu 60, bei Giurgiu bis zu 30 Meter empor. Bei Brăila misst es nur 25 Meter, unterhalb Galați ist es ganz flach und derart mit Morästen und Schlamm bedacht, dass noch 1853 der Irländer Patrick O'Brien ganz betrübt schreiben konnte: „Bei der Donaumündung war die schlammige Wasserfläche mit Schiffstrümmern besät, der Anblick hatte etwas furchtbar Trostloses. Wo das Wasser seicht war, schauten die schwarzen Schiffsrumpfe über die gelbe Flut heraus wie halbbedeckte Leichen, und an anderen Stellen sah man nur die Maste des gesunkenen Schiffes aus dem Wasser sich erheben wie die ausgestreckten Arme eines Ertrinkenden. Am Ufer lag der mächtige Rumpf eines gestrandeten Schiffes von holländischer Bauart, welcher in der Sonne vermoderte, und dicht bei uns bemühten sich einige Männer in Booten, die Ladung eines erst am Tage vorher untergegangenen Schiffes heraufzufischen. Sulina gehört zu Russland. Es besteht aus einer doppelten Reihe einstöckiger hölzerner Häuser, welche sich am Flussufer hinziehen und hinter denen ein öder Sumpf liegt. Die meisten Häuser sind auf Pfählen in Pfützen von fauligem, aus dem benachbarten Sumpfe hervorsickernden Wasser erbaut.“

Heutzutage ist Vieles anders geworden, dank den Bemühungen der europäischen Donaucommission. Dass die rumänische Regierung jedoch wacker mitgeholfen, kann Niemand leugnen; für ihr Cultivirungstalent zeugt am besten die Dobrogea, welche als verwüstetes Land mit niedergebrannten Dörfern übernommen wurde und sich jetzt zur blühenden Provinz entwickelt.

Man trifft in Rumänien sechs Wasserbecken an. Da ist zunächst das des Jiulŭ. Dieser Fluss gehört keineswegs in seiner ganzen Ausdehnung zu Rumänien, seine Quelle befindet sich vielmehr in dem bergumgürteten Transsylvanien, dessen Grenze er im Vulcanpasse überschreitet. Er

fällt bei Bechetŭ in die Donau und empfängt als Nebenflüsse auf dem rechten Ufer den Motru, auf dem linken Ufer Gilortŭ und Amaradia. Einige andere Flüsse bewässern gleich dem Motru den Bezirk Mehedinți, ergiessen sich aber direkt in die Donau. Der Jiulŭ erreicht bei Craiova die Breite von 100 Meter, bei Rahowa die von 170 Meter, seine Tiefe beträgt $1\frac{1}{2}$ —3 Meter.

In östlicher Richtung folgt das Gebiet des Oltŭ. Auch seine Quelle liegt in Siebenbürgen, welches er in der Fogaraser Landschaft durchströmt, um es durch den Rothen-thurmpass bereits als kräftiger Geselle zu verlassen. Er durchläuft die Bezirke Vâlcea, Romanați, Argeșŭ, Oltŭ, Teleormanŭ und berührt die Städte Râmnicŭ-Vâlcea, Dragășani und Slatina. Bei Turnu-Măgurele sucht er die Vereinigung mit der Donau. Der Oltŭ empfängt den Oltețŭ, hat ein Stromgebiet von über 11 600 □ Kilometer, eine Länge von 480 Kilometer, eine Breite von 60 bis 200 Meter und eine Tiefe von 4 Meter. Oestlich von ihm ergiesst sich das Flösschen Vedeia bei Sistowa in die Donau.

Als dritter Wasserriese tritt der Argeșŭ hervor, dessen Lauf sich im Gegensatz zu dem seiner Genossen von Nord nach Südost richtet. Im Districte gleichen Namens entspringend, berührt er die Orte Curtea de Argeșŭ und Pitesci, ergiesst sich bei Oltenița in die Donau und verfügt über eine Breite von 100 bis 180 Meter sowie über eine Tiefe von 3 Meter. Sein wichtigster Nebenfluss heisst Dâmbovița.

Der vierte grössere Fluss ist die Jalomîța, an deren Ufer besonders schöne Nationaltrachten zu finden sind. Sie entspringt in den Bergen des Districtes Dâmbovița und durchschneidet träge die walachische Ebene in der Richtung von West nach Ost, um sich bei Hirsowa in dem mächtigen Strome zu verlieren. Auf der linken Seite empfängt sie die Prahova.

Die Moldau zerfällt in die Herrschaften des Seretŭ und des Pruth. Der Seretŭ, Siretŭ oder Sereth entspringt in der Bukowina und berührt bei der österreichischen Stadt

gleichen Namens in der Breite von 50 Meter zuerst rumänisches Gebiet, das er, bis auf 180 Meter verbreitert, nicht mehr verlässt. Seine Tiefe beläuft sich auf 7—8 Meter, seine Länge auf 420 Kilometer; in der Nähe des im vierten Capitel erwähnten Oertchens Barboșu verliert er sich in die Donau. Dieser mächtige Strom spielt in der Moldau eine grosse culturelle Rolle und verschlingt sehr wichtige Nebenflüsse. So bei Liteni die Suczawa, rumänisch Suceava, bei Romanu die 100 Meter breite, 6 Meter tiefe Moldova, bei Băcău die reissende Bistrița, bei Adjudu den ebenfalls aus Oesterreich-Ungarn kommenden Troțușu, sodann die Putna mit dem Milcovu, den Râmnicu, den Buzău, ferner Bêrladu und Geru.

Der mächtige Nebenbuhler des Seretu ist der Pruth. Er geht aus Galizien hervor, um mit einer Länge von 540 Kilometer den bedeutendsten Fluss Rumäniens darzustellen. Seine Breite beträgt an der Mündung 200 Meter, seine Tiefe 8 Meter. Auffällig dünkt das gänzliche Fehlen von bedeutenden Zuflüssen, nennenswerth dürfte höchstens die Jijia erscheinen, in welchem Gewässer der Jașier Bahlui sein Ende gefunden hat. Bis Skulenî, 40 Meilen aufwärts, kann der Pruth mit Schiffen bis zu 1 Meter Tiefgang zu jeder Jahreszeit befahren werden.

Als siebente Gruppe erscheinen die Flüsse der Dobrogea. Unter ihnen tritt besonders der Dunawetz hervor, er vermittelt die Communication zwischen dem See Ramzin und dem St. Georgs-Arm, ferner der Babadagh und der Taschaul, welche ihr Wasser den Seen gleichen Namens zuführen. Der Mangalia ergiesst sich in den Mangalia-See.

Von den vielen Landseen Rumäniens erfreuen sich folgende grösserer Bedeutung: Ramzin im District Tulcea, Bratișu im District Covurluiu, Dorohoiu im Bezirk Dorohoiu, Săratu bei Braila, Balta-Alba in Râmnicu-Săratu, Călărași in Jalomita, Greciloru in Ilfov, Suhanî in Teleormanu, Potelu in Romanati, Nedeia in Dolju. Die stehenden Wässer liefern Fische und Schilf; Sümpfe und Moräste trifft man am unteren Laufe des Jiu, des Oltu, des Seretu

und des Pruth, umfangreiche Inseln nur in der Donau, wo man ein mit Bäumen und Gestrüpp bedecktes, wasserumschlossenes Stück Land *Ostrovă* nennt. Ueberfähren und Brücken finden sich bei allen Flüssen gegenwärtig in genügender Anzahl vor, Dampfschiffe nur auf der Donau und dem Pruth. Auf dem erstgenannten Strome herrscht nach wie vor, unbeirrt durch alle Concurrenzunternehmungen, deren beachtenswerthesten die russischen sind, die Erste k. k. privilegierte Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Diese vorzüglich geleitete, über tadelloses Material und lobenswerthes Personal verfügende Vereinigung ruht fast ausschliesslich in österreichischen Händen. Sie beherrscht die Donau von Donauwörth bis Sulina, also auf einer Strecke von beinahe 2625 Kilometer, ausserdem Raab, Drau, Theiss, Maros und Save, zugleich befördert sie von Galați nach Odessa. Die zu ihrer Verfügung stehende Flotte umfasst 200 Dampfer und mehr als 700 Schleppschiffe. — Die anderen Flüsse Rumäniens werden mit Ausnahme des Pruth nur für die Flösserei benützt.

4. Klima, Bäder und Heilquellen.

Das Klima Rumäniens ist keineswegs so mild, als es die südliche Lage des Landes, in welcher Rumänien Oberitalien und Südfrankreich gleichkommt, vermuthen lässt. Insbesondere sind die Extreme ausserordentlich gross: der Sommer gibt sich heisser als in den genannten Ländern, der Winter schnell hereinbrechend und meist ausserordentlich streng. Es trifft sich, dass man zu Weihnachten noch im leichten Ueberzieher ausgeht oder im Freien sitzt, wenige Tage später herrscht eine Kälte von -20° Réaumur, ja nach Henke verzeichnete man im Januar 1870 30° Réaumur unter Null. In solchen Zeiten frieren nicht nur sämtliche Flüsse gänzlich zu, sondern auch die Donau bedeckt sich mit Eis, und selbst das Schwarze Meer schliesst sich für einige Wochen auf mehrere Meilen seeeinwärts. Neigebauer

berichtet, dass im Jahre 1829 die Donau sechs Schuh tief bei 20^o Kälte fest gefroren war. Damals barst die Erde, und das Holz bekam Risse. Indessen versichert man, die neuesten Beobachtungen hätten ergeben, die Rauheit des Winters habe seit einigen Jahren bedeutend nachgelassen, insbesondere sei der Winter in der Dobrogea ein angenehmer.

Nachdem die trostlose Ebene oft vier Monate hindurch in Eis und Schnee begraben gewesen, bricht der Frühling plötzlich herein, und ohne jeden mildernden Uebergang entwickelt sich eine tropische Hitze. Ueber Nacht werden Bäume und Sträucher grün, und bereits im Mai kann man 30^o Réaumur im Schatten beobachten. März und April sind mit Niederschlägen reich versehen; der Sommer regiert fast regenlos, weshalb jedes Gewitter als luftreinigend flehentlich erbeten wird; der September besitzt die meisten Ergüsse. Von entzückender Schönheit pflegt der Herbst zu sein, und es scheint, als ob die Natur durch seine lange Dauer Menschen und Thiere mit ihren üblen Launen versöhnen wollte. Kommt dann ein Crivețu, so ist freilich die Herrlichkeit vorüber, und das alte Leid beginnt. Als Crivețu bezeichnet man einen eiskalten Nordostwind, der im Mittel jährlich 155 Tage bläst; ihm tritt der Westwind mit 126 Tagen im Mittel entgegen. Die Niederschlagsmenge ähnelt der des europäischen Russlands, des östlichen Deutschlands und Ungarns. Sie schwankt zwischen 40 und 50 Centimeter jährlich und steht somit hinter der Bulgariens, Siebenbürgens und des westlichen Deutschlands zurück (70—85 Centimeter); nur in den Karpathentheilen wird dieses Mass erreicht. Meteorologische Stationen existiren an verschiedenen Punkten des Landes, ihre Beobachtungen liefern interessante Resultate.

Mit Heilquellen hat die Natur Rumänien wie alle Karpathenländer so ausserordentlich wohlwollend bedacht, dass das Land in dieser Hinsicht gleich Ungarn und Siebenbürgen wohl endlich einmal einerseits die vollste Aufmerksamkeit des Westens, andererseits aber das ernsteste

Bestreben der eigenen Bevölkerung nach entsprechender Ausnützung verdiente. Nach Angaben der ebenso lebenswürdigen als unterrichteten und wissenschaftlich gebildeten Herren Weinhold, Pharmaceut in Pitești, und Dr. Drăgescu, Primararzt von Constanța, verfügt das junge Königreich über äusserst zahlreiche und wichtige Schwefel-, Jod-, Chlornatrium- und Eisenwässer. Einige von diesen Quellen, deren Gesammtheit man bei weitem noch nicht entdeckt hat, sind Eigenthum des Staates oder der öffentlichen Spitalsverwaltung, andere gehören Privatleuten. Alle Besitzer haben neuerdings wirklich Löbliches durch Errichtung von Badeanstalten nach modernem Vorbild geleistet, so dass es nur erübrigt, sie im Interesse des Landes zur Fortsetzung ihrer Bemühungen zu ermuntern, damit die rumänischen Bäder recht bald wohlhabenden Kranken denselben Comfort gewähren wie die verwandten Anstalten in Deutschland, Frankreich und Oesterreich-Ungarn. Unter den rumänischen Mineralquellen ragen vor Allem die Schwefelbäder von Șerbanesci-Pucioasa hervor, welche bei 106,5 Milligramm in 1000 Gramm Wasser nächst Deutsch-Altenburg und Challes in Savoyen die stärksten des Continentes übertreffen; ferner die Wässer von Neamțu, Boboci, Nifonț, Cămpina und Mangalia. Jodhaltige Schwefelquellen treten in Stoenesci (1478 Gramm Jod in 10000 Gramm Wasser), in Bughea (1314 Gramm Jod in 10000 Gramm Wasser), Vulcana, Virfurile, Băcău, Cozia, Calimănesci und Slănicu zu Tage. Sehr gerühmt werden die trinkbaren Jodwässer von Predealu und Sinaia, der jod- und schwefelhaltige, uns schon bekannte Lacu-Sărătă und der für Harnorganleiden empfohlene alkalische Brunnen von Caciulata. Lacu-Sărătă besitzt in 10 Kilogramm Wasser 720 Milligramm Jod. Alkalische Quellen und Bitterwässer existiren in Slănicu, Borca, Băltătesci, Piatra, Tazlau; Eisenwässer in Lopataru. Am besuchtesten sind die Moorbäder vom Balta-Albă, die des Lacu-Sărătă, die Anstalten von Strunga, Băltătesci, Calimănesci, das hydrotherapeutische Institut von Sinaia, endlich einige bereits im ersten Theile erwähnte Luft- und Milch-

curorte. Unter allen Anstalten dürften dem Lacu-Sărătü trotz der unwirthlichen Lage nicht die schlechtesten Ausichten für die Zukunft winken, besonders da die Eisenbahnlinie von Brăila aus bis zum Curorte verlängert werden soll. Bedeutenden Schaden richteten bisher mangelhafte Einrichtungen an. So soll man im vorigen Jahre oft drei oder vier Stunden auf ein Bad gewartet haben, bei den Damen war männliche Dienerschaft angestellt, kaum sechzehn Cabinen erwiesen sich als benutzbar, die Maschinen als verdorben; wenn Wasser vorhanden war, fehlte der Dampf. Aehnlich geht es noch immer in dem reizenden Slănicü zu, wo allerdings die Epitrophie eine tüchtige Dorobanzen-Capelle unter Leitung des Herrn Hinke engagirt, aber die Wohnungen nur dürftig eingerichtet hatte.





B. Historische Darstellungen.

I. Schicksale der unteren Donauländer bis zur Gründung selbstständiger Fürstenthümer.

Wenige europäische Gebiete können eine so wechselvolle Vergangenheit aufweisen, wie die Länder des heutigen Rumänien, wozu natürlich der Umstand, dass die beiden Fürstenthümer an der Schwelle Asiens gelegen sind und mithin bei den verschiedenen Völkerwanderungen berührt werden mussten, sowie dass Rumänien eine Ausfallspforte des kraftstrotzenden Osmanenvolkes gebildet, das meiste beigetragen hat. Herodot und Thukydidēs nennen als Bewohner des linken Donauufers die ungestümen Skythen und die goldreichen Agathyrsen. Die ersten Kriege in jenen Steppengebieten soll Alexander der Grosse geführt haben. Im Jahre 355 v. Chr. brachte er seine unbesiegten Schaaren über die Donau, setzte die Barbaren in Schrecken und wiederholte seinen Einfall kurz darauf nochmals. Nicht lange nachher dürften gallische Völkerschaften von Westen her eingedrungen sein, immerhin ist ihre Herrschaft eine kurze gewesen, denn schon im 2. Jahrhundert vor Christi erscheinen die thracischen Dacier als unbestrittene Herren des heutigen Siebenbürgens und Rumäniens. Ihren Wohnsitz wagt Strabo sogar bis zu den Donauquellen anzugeben. Ptolemäus kommt der Wahrheit näher, indem er meint, dass sie von der Theiss bis zum Pruth gesessen haben.

Der grosse Dacier-König Burvista machte seinen Namen

weit und breit furchtbar, nicht minder Decebalus, mit dessen Gestalt und Schicksalen Poesie und Wissenschaft sich eifrig beschäftigt haben. Und nicht mit Unrecht, denn die Erscheinung dieses Barbarenhäuptlings gehört unstreitig zu den bedeutendsten des Alterthums. Decebalus zählt zu den Wenigen, denen es, gelehrt von kühnem, trotzigem Sinn, gelang, den allmächtigen Weltbeherrschern furchtbar zu werden. Das Heer des Fuscus erlag seinem Schwerte, das Legionszeichen ging verloren, und der Stern des Königs erbleichte erst, als Trajan, der edelste und grösste der römischen Imperatoren, die Donau überschritt, das Kleine Banat durchzog und Sarmizegethusa im heutigen Hatseger Thal erstürmte. Decebalus stürzte sich in sein Schwert; aus den Trümmern seines Reiches aber erwuchs eine blühende römische Provinz, über welcher der Name des gewaltigen Siegers schirmend leuchtete.

Von den Hinterlassenschaften des Dacierreiches und der römischen Provinz Dacia ist in dem bergumgürteten Transsylvanien weit mehr gerettet worden, als in dem offenen Lande der unteren Donau; dort erhielt sich auf schwer zugänglichen Bergen manche werthvolle Ruine, hier verwehten wilde Völkerschwärme alle ihnen unverständlichen Vermächtnisse der Cultur. Nur die Trajansbrücke blieb erhalten; sie glänzt als würdiges Seitenstück zur Trajanssäule in Rom, welche bekanntlich für alle Besucher der italienischen Hauptstadt von unschätzbarem Werthe sein muss, da sie in wahrheitsgetreuer Weise Scenen der dacischen Kriege, sowie Physiognomie und Tracht der alten Dacier verkündet, die mit denen der heutigen Rumänen unverkennbare Aehnlichkeit aufweisen. Als die bedeutendsten Stützpunkte Roms in den Fürstenthümern werden uns folgende Niederlassungen genannt: Anutrium am Jiulü, Romula, Castra nova und Pelendona zwischen Jiulü und Oltü, Acidava, Rusidava, Pons Aluti, Buridava, Castrum Trajana am Oltü, Hydata, Arcinna, Pinum, Soruum in der Grossen Walachei, Dinogetia, Augustia am Seretü, Paloda, Utidava, Arcobadara am Pruth.

Im Jahre 107 n. Chr. hatte Trajan Dacien endgiltig in Besitz genommen, es blieb bis zum Jahre 274 römische Provinz. In jener Zeit drangen die tapferen Gothen aus Osten vor, und der römische Imperator hielt es für wünschenswerth, das Land als schwer haltbar ganz aufzugeben. Er brach die Brücke seines grossen Vorgängers ab und verlegte Schwerpunkt und Namen der Provinz Dacia auf das rechte Donauufer. Ob seinen Legionsadlern alle Colonisten gefolgt, oder ob ein Theil von ihnen zurückgeblieben, um sich in den Bergen Siebenbürgens kümmerlich zu erhalten, das ist eine Frage, über welche die Geschichtsforscher noch immer nicht einig. Mit den Gothen haben sie sich schwerlich vermischt, denn Spuren der gothischen Sprache kennt das Rumänische nicht. Die Gothen breiteten sich weithin aus, unternahmen lebhaftere Einfälle in Moesien und theilten sich in Ost- und Westgothen. Beide, vielfach mit einander verfeindet, unterlagen dem Ansturm der Alanen und der Hunnen, wilder Schwärme, berufen, wie eine Windsbraut einherzustürmen und hundert Jahre lang den Schrecken Europas zu bilden. Ihnen folgten 493 die Bulgaren, bisher an der Wolga sesshaft, nicht minder ungestüm, an Kraft aber von den Avaren übertroffen, denen sie im Jahre 562 unterthan wurden. Die Avaren bestanden, gleich den Hunnen, Bulgaren, Alanen, Skythen und Parthern, aus Reitertruppen, deren Kampfkraft eine verwirrende, unberechenbare und darum schwer besiegbare gewesen sein soll. Ihre wiederholten Einfälle in Deutschland und Italien galten als entsetzlich, ihr Anstürmen auf das byzantinische Reich rief allenthalben Schrecken hervor. Erst Carl der Grosse besiegte sie 796 und eroberte ihre festen Plätze, die sogenannten Avarerhöfe. Bereits vor ihm hatte der Bulgarenkhan Kuvrat das lästige Joch abgeschüttelt und seinen Söhnen und Nachkommen, den Kuvratiten, ein grosses Reich hinterlassen. Im heutigen Bulgarien entstand ein mächtiger Staat, dem im Jahre 680 die Avaren tributpflichtig wurden.

Schon zu jener Zeit hatte eine gewaltige, aber dem

Auge späterer Historiker lange unbemerkt gebliebene Slaveninvasion stattgefunden. Gewaltige Massen slavischer Hirten drängten von Norden nach Süden und überschwemmten binnen kurzem die Balkanhalbinsel derart, dass sie ihr einen slavischen Charakter aufdrückten und das lateinische Wesen verdrängten. Abtheilungen dieser neuen Ankömmlinge haben sich in den Donauländern niedergelassen, von ihnen rühren zweifelsohne die Städtenamen Craiova, Têrgoviște, Slatina, Slănică, Râmnică und Ocna her. Den Slaven muss es auch zugeschrieben werden, dass die Bulgaren ihr ursprüngliches Wesen ablegten, zu den Slaven ihrer Knechte wurden, dass uns die heutigen Bulgaren als ein slavisches Volk erscheinen, und dass ein grosser Theil des rumänischen Wortschatzes, nach Einigen $\frac{2}{5}$, slavischen Ursprunges ist.

Die schönste Blüthe des Bulgarentrosses fällt in den Anfang des 9. Jahrhunderts. Unter dem Khan Krum erwuchs ein mächtiges bulgarisches Reich, dem das heutige Rumänien, Bessarabien, ein Theil von Serbien, Bulgarien und die Dobrogea angehörte. Einige Decennien später, im Jahre 861, hielt das Christenthum durch Methodius seinen Einzug in diese Länder, um sie seitdem nicht mehr zu verlassen. Im 11. Jahrhundert finden wir in der Moldau und in der östlichen Walachei die räuberischen Petschenegen, gleich ihren späteren Bezwingern, den Kumanen, ebenso unbändige Gesellen wie die vor ihnen einhergebrausten Magyaren. Freunde der Kumanen waren die Walachen, die heutigen Rumänen. Von ihnen erfahren wir zuerst anlässlich des Aufstandes, den die beiden Brüder Peter und Asan in Scene setzten. Die Genannten wohnten mit ihren Landsleuten im Hämus und sind zweifelsohne Nachkömmlinge der römischen Colonisten Daciens. Welchen Nationalitäten die römischen Colonisten entsprossen, ob die Rumänen sich nicht vielleicht in Siebenbürgen entwickelt, wo sie natürlich seit Kaiser Trajan unangefochten hätten sitzen müssen, solche Fragen haben Stoff zu wissenschaftlichen Erörterungen über die Abstammungstheorie der

heutigen Rumänen geboten. Der hochverdiente Grazer Universitätsprofessor Roesler und seine Nachfolger, unter denen Hunfalvy alias Hundsdörfer am meisten Lärm macht, leugnen die Möglichkeit einer Uransässigkeit in Transsylvanien, Mommsen und Jung stimmen für dieselbe.

Seit dem Untergang des Bulgarenreiches durch Kaiser Basilius 1019 gehörte alles Land bis zur Donau zum oströmischen Reich; gegen dieses richteten die Brüder ihr Schwert, und es gelang ihnen, für ihre Nachfolger, die Asaniden, ein neues walachisch-bulgarisches Reich zu gründen. Im heutigen Rumänien herrschten freilich die Kumanen, sie wurden endlich von den Mongolen, welche den vorletzten, zweifürchterlichsten Ansturm auf das Abendland ausführten, bewältigt. Das zuletzt kommende Volk war auch das kräftigste: den Osmanen blieb es vorbehalten, die ganze Balkanhalbinsel, einschliesslich des zweiten Bulgarenreiches, ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Dies fand jedoch erst am Ausgang des Mittelalters statt, von 1000 bis 1200 zog sich ein bedeutender Theil der Rumänen unbehelligt nach Siebenbürgen hinauf.

2. Ereignisse in der Walachei bis zur Herrschaft der Phanarioten.

Im Jahre 1241 stieg Radu Negru, angeblich „Herzog von Fogaras“, aus den Bergen Transsylvaniens nieder, erschien mit einem zahlreichen Heere in der Walachei und gründete hier ein eigenes walachisches Reich. Die näheren Umstände einer solchen Staatenbildung werden in Deutschland noch immer stark angezweifelt, ohne dass man jedoch genügenden Ersatz für die entstandene Lücke bieten könnte. Von Radu Negru erzählt die Geschichte, er habe in Câmpulungă seine Residenz aufgeschlagen, sie später nach Argeşu verlegt und den römischen Adler und das christliche Kreuz in sein Wappen aufgenommen. Die Verfassung wurde eine monarchisch-aristokratische mit einem Wojwoden

und einem Rathe von Bischöfen und Bojaren an der Spitze, die Masse der Bevölkerung wurde leibeigen.

Die Ungarn, Polen und Türken stritten sich lange um die Oberherrlichkeit des neuen Staates, die Wojwoden befanden sich daher in einer schwierigen Lage, und um ihr gerecht zu werden, schlossen sie sich bald an diese, bald an jene Dränger an. Einer der Fürsten, Mircea I. (1389 bis 1419), spielte sogar den Schiedsrichter zwischen Ungarn und Polen, sah sich dafür jedoch 1391 zur ersten Capitulation mit den Türken genöthigt. Er brach das Bündniß, wurde von Bajazet I. vertrieben, durch König Sigismund von Ungarn aber wieder eingesetzt. 1394 war er siegreich gegen die Türken, während Sigismund die Schlacht von Nikopolis verlor. 1397 schlug der von Polen protegirte Gegenwojwode Dan die Türken bei Craiova, vor Mircea musste er zurückweichen. Bajazet I. starb 1405, und Mircea lieferte jetzt, unterstützt von seinem Neffen und Mitregenten Dan II., den Türken von Neuem ein glänzendes Treffen. Der erwähnte Dan II. trat 1419 an Stelle Mirceas, hauchte in einem Kampfe gegen Dracu seinen letzten Seufzer aus und erhielt in Dan IV. einen Nachfolger. Dan IV. entsandte zu dem Zuge Hunyadys 8000 Mann Hilfstruppen, weshalb Soliman Vlad III. zum Wojwoden ernannte. Vlad III. schuf die zweite Capitulation, laut welcher die Unabhängigkeit der Walachei und eigene Gesetzgebung gegen einen jährlichen Tribut von 10 000 Ducaten und 500 Jünglingen, sowie gegen die Investitur des Wojwoden durch den Sultan zugestanden wurde. Vlad III. war ebenso kriegerisch als unklug, er beseitigte die angesehensten Bojaren, zog ihre Güter ein, widersetzte sich dem Sultan, flüchtete nach Ungarn und starb durch seine eigenen Unterthanen. Nach seinem Tode gerieth die Walachei vorübergehend unter moldauische Herrschaft; Radu der Grosse traf Verbesserungen in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten, trat den Bojaren entgegen und machte seinem grausamen Sohne Michael I. Platz. Die Schlacht von Mohacs bereitete auch der Walachei unendliches Elend. Nach ihr erkannte Dracu V.

die osmanische Herrschaft unumschränkt an, wurde jedoch von den Bojaren deshalb ermordet. Sein Nachfolger Moises rächte ihn, indem er bei einem Gastmahl die Führer der Bojarenpartei massakriren liess.

Ende des 16. Jahrhunderts bestieg der bedeutendste walachische Fürst den Thron. Michael dem Tapferen (1593—1601) war es beschieden, die Walachei, die Moldau und Siebenbürgen unter einem Scepter zu vereinigen. Mit Sigmund Bathory und dem moldauischen Wojwoden verbündet, schlug er 1593 auf osmanischem Gebiet drei an Zahl überlegene Heere. Nachdem er die ganze Walachei an die Türkei verloren hatte, gewann er sie binnen Kurzem zurück, leistete 1597 dem Sultan Mohamed III. den Eid der Treue, that dasselbe im nächsten Jahre mit dem deutschen Kaiser Rudolf II., fiel 1599 durch den Rothenthurmpass ein und erlangte durch eine Schlacht bei Hermannstadt die Herrschaft über Siebenbürgen. Im nächsten Jahre entriss der tapfere, aber gewissenlose, grausame und eidbrüchige Mann dem Fürsten Jeremias Movila die Moldau. Schliesslich verlor er durch Abtrünnigkeit der Bojaren und durch eigenen Uebermuth Alles und beschloss sein abenteuerliches Leben unter den Streichen erbitterter Mörder.

Alle diese wechselvollen politischen Schicksale, die unaufhörlichen Kämpfe als Vormauer der Christenheit gegen die Osmanen, die Herrschaft wilder Fürsten, einer unbändigen Bojarenpartei und die häufige Anwendung von Dolch und Treubruch waren geeignet, die culturellen Zustände des Landes zu zerrütten. Vergebens suchten edlere Fürsten wie Mathias I. (1627—1654), der in Bucuresci die erste rumänische Buchdruckerei errichtete und Gesetzbücher schreiben liess, und Șerbanu II. Cantacuzino (1679—1688), der Schöpfer des ersten rumänischen Collegiums, der Beschützer deutscher und griechischer Gelehrter, unter dessen Herrschaft die Bibel übertragen und die Zölle gemindert wurden, eine erfreulichere Lage zu schaffen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wanderten zahlreiche Phanariotenfamilien ein, bewirkten die Ausmerzung des rumä-

nischen Gottesdienstes und ermöglichten der türkischen Kleidung die Hegemonie auf dem Gebiete der Mode. Dass Şerbanŭ II. die Pläne Kara Mustaphas 1683 an Oesterreich verrieth, nützte der Christenheit wenig und schadete dem Lande viel. Seinen zweiten Nachfolger, Stephan III. Cantacuzino, liess der Sultan entthronen und im Jahre 1716 tödten. Mit ihm schwand der letzte Schimmer von Unabhängigkeit. Fortan ersetzte die Pforte die bisherigen nationalen Regenten durch die Abkömmlinge vornehmer Griechen aus dem Phanar, der griechischen Vorstadt von Konstantinopel. Dem rumänischen Volke aber gebührt genau in derselben Masse wie dem ungarischen der Dank des Abendlandes: es diente im heissen, verzweifelten Ringen als beklagenswerther Mauerbrecher gegen das Osmanenthum und beugte sich diesem endgültig erst in jener Zeit, wo Westeuropa, dank dem Genius und dem Glücke eines Prinz Eugenius, erleichtert aufathmete!

3. Begebenheiten in der Moldau bis zur Ernennung griechischer Hospodare.

Erst hundert Jahre nach dem Auszug des Radu Negru wurde die Moldau auf ähnliche Weise wie die Walachei mit rumänischem Element besiedelt. Es kann als historisch sicher angenommen werden, dass 1354 Bogdanŭ Dragoşŭ von dem urwaldreichen Bergland der Marmaros herniederstieg und in dem bis dahin als Kumanien bezeichneten Lande den Staat Bogdania gründete. Der Name der neuen Schöpfung wurde gar bald in Moldau, abgeleitet vom Moldavafloss, umgewandelt. Bogdanŭ wählte zunächst Baja an der Moldava als Sitz, gab seinem Staate den Kopf eines Auerochsen mit einem zwischen den Hörnern glänzenden Stern als Schild, eroberte noch einiges Gebiet hinzu und liess sich vom oströmischen Kaiser zum Despoten ernennen. Wie in der Walachei verhinderten in der

Moldau schon in den frühesten Zeiten unselige Parteikämpfe eine gedeihliche Entwicklung, wozu noch kam, dass sich hier wie dort Ungarn, Polen und Türken um die Lehensherrschaft stritten. Fürst Peter II. verbündete sich mit den Polen gegen die Ungarn, sein Nachfolger Stephan III. hob das Bündniss auf; Alexander willigte ein, den Polen Tribut zu zahlen, den Ungarn Lehensdienste zu leisten. Lange vor Michael dem Tapferen erwuchs der Moldau ihr bedeutendster Regent. Der Fürst oder Wojwode Stephan VI., auch der Grosse oder der Gute genannt, nahm 1456 den moldauischen Fürstenstuhl in Besitz. Die einbrechenden nogaischen Tartaren wies er energisch zurück, hierauf führte er glückliche Kriege mit allen seinen Nachbarn. Die Ungarn, die Polen und die Walachen lernten ihn fürchten; weil er aber die Letzteren auf ihrem Gebiet unglimpflich heimgesucht, zogen die Türken wider ihn zu Felde und bezwangen ihn. Dass auch seine Politik eine immer wechselnde, anscheinend gewissenlose und eidbrüchige war, kann nicht in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, wie hart die rumänischen Länder damals durch drei kriegslustige Nachbarn bedrängt wurden.

Nachdem Stephan der Grosse 1504 verschieden, folgte ihm sein Sohn Bogdanü II., dessen Regierung bis 1526 währte. Gequält von den Tartaren, schloss er mit den Türken einen Lehensvertrag, worauf dann sein Nachfolger Peter VI., ursprünglich ein Fischhändler, doch natürlicher Sohn Stephans des Grossen, von 1536 den üblichen Tribut zahlte und dafür von Soliman dem Prächtigen volle Souveränität erhielt. Auch sollte fortan kein Muselman mehr beständig in der Moldau wohnen dürfen; Versprechungen, um welche sich die Pforte nie sonderlich gekümmert hat, und trotz welcher Peter VI. in einen Krieg mit den Türken gerieth. Der Kampf fiel natürlich zu Ungunsten des Schwächeren aus, und die Türken verbrannten 1538 Jași. Peters Nachfolger wurde 1558 wegen seiner abscheulichen Grausamkeit ermordet. Mit ihm erlosch der ungesetzhche Nebenweig der ursprünglichen Wojwodenfamilie.

War die moldauische Geschichte bisher keine erfreuliche, so wird sie jetzt eine geradezu abschreckende und düstere. Unruhen und Parteikämpfe kommen an die Tagesordnung. Alexander IV. wurde 1561 von dem griechischen Matrosen Jacob und dessen zusammengelesenen polnischen Miethstruppen verdrängt, und der Abenteurer liess sich mit Erlaubniss des Sultans 1563 zum Könige oder Despoten krönen. Glücklicherweise dauerte die Herrlichkeit nicht lange, der neue Purpurgeschmückte ward von dem erbitterten Pöbel in Stücke zerrissen. Die Türken benutzten derartige Zustände, um die Moldau zum Paschalik zu machen, einen Pascha einzusetzen und bedeutende Ländereien an den Tartarenkhan Kazigerai zu verschenken. Dem widersprach der von Polen begünstigte Jeremias Movila, welcher es verstand, 1595 die Anerkennung und Gunst des Sultans zu erlangen. Michael der Tapfere vermehrte die Verwirrung, er fiel fünf Jahre später in die Moldau ein, übergab sie seinem Sohne Peter VIII. als Fürsten und rief dadurch heisse Kämpfe zwischen beiden stammverwandten Ländern hervor. Mitte des 17. Jahrhunderts verjagte Fürst Rakoczy den epirotischen Griechen Fürst Vasile Lupu, einen warmen Beschützer von Kunst und Wissenschaft; ihm folgten der gleichfalls vertriebene Stephan XIII. und der Phanariote Ghika. Der Letztere nannte sich Georg II. und verlor im Jahre 1659 im Vereine mit den Szeklern eine dreitägige Schlacht am Bahlui unweit Jasi gegen die verbündeten Polen und Tartaren. Bereits mit ihm beginnt die Reihe der griechischen Hospodare. Aus alledem ersieht man, dass die Geschichte der rumänischen Moldau viel später anfängt als die der Walachei, während sie zugleich viel früher mit völliger Knechtschaft schliesst. Schon deshalb ist sie weit weniger fesselnd als jene.

4. Die Fürstenthümer unter den Phanarioten und bis zu ihrer Vereinigung.

Dank der Phanariotenwirthschaft entfällt mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts jede Einzelgeschichte der beiden Fürstenthümer, so dass es undenkbar; ja unmöglich erscheint, beide nach wie vor zu trennen. Die vom Sultan ernannten Gebieter der zwei Staaten waren unterwürfige Lehensfürsten, einzig und allein bedacht, ihren Säckel zu füllen und die dem Sultan für Ueberlassung des Hospodarenstuhles entrichtete ungeheure Summe von einer halben Million Löwenthaler, d. i. über eine Million Mark, baldigst wieder aus dem entnervten Lande herauszupressen. Bot Jemand mehr, so erhielt er den Posten; Niemand blieb länger im Amte als sechs Jahre, je öfter gewechselt wurde, um so wohler fühlte sich der Padischah. Da ausserdem türkische Truppen die Phanarioten beschützten und türkische Dragomans sie beaufsichtigten, kann es nicht in Verwunderung setzen, wenn jede nationale Regung erstickte und dem rumänischen Volke der Untergang drohte. Die Familien Mavrocordatü, Calimachü und Racovița stellten die grösste Zahl der Käufer, eines ihrer Mitglieder, Constantin Mavrocordatü, wurde nicht weniger als sechsmal (1731, 1731, 1735, 1744, 1756, 1761) Hospodar der Walachei und viermal (1733, 1741, 1748, 1769) Hospodar der Moldau.

Unter den Phanarioten verdient Nicolaus Mavrocordatü, bis 1716 moldauischer, später walachischer Hospodar, Erwähnung. Er ordnete zwar die Regierung, sog aber das Land derart aus, dass man ihn auf Befehl des Sultans gefangen nahm. Sein Nachfolger und Bruder, Johann Mavrocordatü, schloss mit Kaiser Karl VI. insgeheim einen Neutralitätsvertrag und sank so zu dessen Vasall herab, allein trotzdem verlor die Walachei im Frieden von Passarowitsch die Kleine Walachei oder das Banat von Craiova an Oesterreich, um es erst 1739 durch den Belgrader Frieden gegen eine mässige Zinszahlung wieder zu erlangen.

Von 1719 bis 1730 herrschte in der Walachei Nicolaus III., ihm folgte sein Sohn Constantin Mavrocordatü als Constantin III. Auch er musste wegen allzu grausamer Bedrückungen den walachischen Fürstensitz mit dem moldauischen vertauschen, gewann indessen mittelst Bestechung den ersteren zurück. Schliesslich machte er sich durch Herabminderung des Heeres und der Frohndienste bei den Bojaren verhasst und wurde 1739 durch Michael V. ersetzt. 1741 trat Constantin III. von Neuem die Regierung an, sah sich aber gezwungen, wegen Gregor III. zu verzichten.

Mit diesen unliebsamen inneren Verhältnissen vermischten sich nicht lange nachher alle jene Trübsale, welche sich als das Resultat der aufgeworfenen orientalischen Frage, das ist des Räthsels, wie das Verdrängen des entnervten Padischahs und das Vertheilen seines Erbes zu lösen sei, ergaben. Der erste russisch-türkische Krieg von 1768—1772 brachte die erste jener unseligen österreichisch-russischen Invasionen, die nicht nur den Fremdlingen Tausende von Menschen kosteten, sondern auch das rumänische Volk durch Cholera und andere Krankheiten decimirten. Die Soldaten der russischen Kaiserin Katharina II. eroberten mit Leichtigkeit die Moldau und 1770 auch die Walachei. Wohl zogen sich die Türken nach der Schlacht von Giurgiu am 30. October 1771 nach Rustschuk zurück, allein der Krieg endete erst 1774 mit dem Vertrag von Kutschuk-Kainardschi. Er verpflichtete die Pforte, die Vorstellungen des russischen Gesandten zu Gunsten der Fürstenthümer zu beachten und bot die Gewähr der freien Einwanderung und der ungestörten Religionsausübung. Durch die Abtretung der Bukowina an Oesterreich erhielt die Rivalität Russlands und Oesterreichs neue Nahrung. 1781 sandte Katharina II. russische Consuln nach Jași und Bucuresc, welche die Finanzverwaltung beaufsichtigen und von den Türken unterhalten werden sollten; zwei Jahre später that Kaiser Josef II. das Nämliche. Seine Absicht war, den russischen Einfluss zu beschränken und die

Verbindung der Donaufürstenthümer mit der Türkei zu lockern.

Nicht einmal zwei Decennien waren seit dem ersten Besuche der mächtigen Nachbarn verstrichen, als sich die drei Streitenden zum zweiten Male ein hässliches Rendezvous ertheilten. Der zweite russisch-türkische Krieg führte die Russen in die Moldau, die Oesterreicher in die Walachei. Lascy, der unglücklichste Feldherr des vorigen Säculums, mühte sich vergebens mit einem von Seuchen geschwächten Heere vor Belgrad ab, und der verzweifelte Kaiser Josef sah sich genöthigt, den Sieger von Hochkirch und Kunersdorf, den Freiherrn Gideon Ernst von Laudon, herbeizurufen. Ihm blieb es vorbehalten, in einem zweiten Feldzug Belgrad und Semendria zu erobern und den Ruf der österreichischen Waffen zu sichern. Bucuresci befand sich vom 10. November 1789 an bis zum 4. August 1791 in den Händen der österreichischen Truppen; erst am 9. Januar 1792 machte der Friede von Jası dem Kriege ein Ende. Ihm zufolge wurde alles Land bis zum Dnjester an Russland übergeben.

Kaum hatten sich die Wunden der ersten Streitigkeiten einigermaßen geschlossen, als auch schon der nächste Conflict heraufbeschworen wurde. Kaiser Alexander I. von Russland liess 1806 seine Truppen von Neuem in der Moldau einrücken und veranlasste so den dritten russisch-türkischen Krieg (1806—1812). Sein Gegner war bedeutend. Das grosse Geschlecht der Sultane, dem die Welt für seinen Ruhm und seine Eroberungslust zu klein dünkte, verkam seit Soliman dem Prächtigen mehr und mehr. Die im Harem erzogenen Padischahs verweichlichten, und der Halbmond erblich. Erst Anfang unseres Jahrhunderts war es dem osmanischen Thron beschieden, noch einem tüchtigen Herrscher zu dienen. In Mahmud II. entstand ein sehr energischer und kluger Mann. Er organisirte das Heer nach europäischem Vorbild, legte abendländische Kleider an, machte seinen christlichen Unterthanen Zugeständnisse und erklärte kurz nach seiner Thronbesteigung am

7. Januar 1807 dem anmassenden Russland den Krieg. Allein er hatte Unglück, nach fünfjährigem Kampfe sah er sich besiegt und am 28. Mai 1812 zu dem schimpflichen Frieden von Bucurescî gezwungen, durch welchen ein russisches Heer von 50 000 Mann zur Verwendung gegen Napoleon I. frei wurde.

In der Walachei erlangte im December 1812 Jancó Caradsa, auch Fürst Calimachü genannt, die Herrschaft; ihm folgte von 1818 bis 1821 Alexander Suzo. Die Bedrückungen dieser gewissenlosen Leute weckten einen nationalen Sinn und förderten die Absicht der sogenannten Hetäristen. Als solche titulirten sich die Mitglieder eines Geheimbundes, dessen Leiter hauptsächlich Neugriechen waren. Nachdem der Sultan die Bitte um Entfernung der Phanarioten abgeschlagen und der verstorbene Alexander Suzo durch den Meistbietenden Carl Calimachü ersetzt worden, erhob der ehemalige russische Officier Theodor Vladimiresco das Banner des Aufstandes, um Rumänien von seinen Vampyren, den Türken, Hospodaren und Bojaren, zu befreien. Seine weitgehenden Absichten, baar jeder Klugheit, verhinderten den Erfolg. Er erlitt am 19. Juni 1821 bei Râmnicü eine Niederlage, zog dennoch in Bucurescî ein, wurde aber durch Alexander Ypsilanti gefangen genommen und hingerichtet. Ein derartiger Vorfall mag räthselhaft erscheinen, da der Name Ypsilantis in Deutschland als der eines Freiheitshelden geachtet ist und einen Wilhelm Müller zu seinen schönsten Gedichten begeistern konnte. Alexander Ypsilanti wird jedoch überschätzt, ihm lag das Wohl Rumäniens weniger am Herzen als das Griechenlands, sein moldauischer Aufstand hatte den Zweck, den Türken zu schaden, den Russen zu dienen. Vladimiresco dagegen wollte sich lieber mit den Türken als mit Ypsilanti verbünden: Ypsilantis Lohn für den Tod Vladimirescos bestand darin, dass er am 26. Juni über die österreichische Grenze treten musste, um in Munkacs in gesundheitsstörender Gefangenschaft zu schmachten. Unter den angedeuteten Umständen war die Sache seiner Partei

verloren, und der Kampf der heiligen Schaar bei Dragăsanî, das Ringen der Griechen unter Athanasios bei Skulenî am Pruth, sowie die That Georgakis, der sich mit seinen Genossen im Kloster Secu in die Luft sprengte, bilden nur wehmüthig stimmende nutzlose Aeusserungen eines heldenmüthigen Sinnes. Gedeemüthigt lagen beide Fürstenthümer vor dem Sultan, und dieser, wohlweislich von dem bisherigen Princip abgehend, erhob jetzt nicht mehr Phanarioten, sondern einheimische Fürsten zu Regenten. Zunächst übernahmen Gregor Ghika in der Walachei und Johann Stourdza in der Moldau die Regierung. Eine Aenderung zum Besseren bewirkte das freilich nicht, denn einerseits hielten türkische Ulemas und neue türkische Soldaten ihren Einzug, andererseits erlangte Russland durch den Vertrag von Akjerman vom Jahre 1826 vermehrten Einfluss. Die letztere Abmachung besagte, die Hospodaren sollten von den Bojaren gewählt, von der Pforte eingesetzt werden, doch müsse eine Neuwahl stattfinden, sobald sich Russland mit dem Gewählten nicht einigen könne. Ferner sei eine Absetzung nur mit Zustimmung Russlands möglich, während auf Vorstellung der russischen Gesandten Abstand von hohen Steuern zu nehmen sei.

Die neuen Erfolge reizten die Russen nur noch mehr, und 1828 entbrannte der vierte der russisch-türkischen Kriege. Mit aller Kraft von Russland begonnen, hatte er endlich eine Art Loslösung Rumäniens von der Türkei zur Folge und liess mithin die durch die nunmehr 16-jährigen Invasionen geschlagenen Schäden einigermaßen verschmerzen. Die Festung Brăila wurde vom 21. Mai bis zum 17. Juni belagert und erobert, bei Calafatü ein türkisches Corps geschlagen, die Donau bei Ismail unter Kaiser Nicolaus I. überschritten. Warna fiel, Diebitsch nahm Adrianopel ein, und die Türken erkannten am 14. September 1829 die Schutzherrschaft des russischen Kaisers über Rumänien an. Dem Sultan blieb nur die Oberlehensherrlichkeit, d. h. das Zugeständniss, die Hospodaren zu bestätigen. Die Rechtspflege und die innere Verwaltung wurden

freigegeben, Handel und Verkehr mit allen Städten der Türkei gestattet, die Festungen Brăila und Giurgiu ausgeliefert. Die Donau bestimmte man zur Reichsgrenze; diesseits derselben sollte sich kein Osmane niederlassen.

Es ist einleuchtend, dass Russland jetzt in den Fürstenthümern an Einfluss die Türkei weit übertraf. Der russische General Kisseleff führte als russischer General-Administrator ein Staatsgrundgesetz ein und blieb mit den russischen Soldaten so lange im Lande, bis die neue Verfassung von der Pforte anerkannt worden war (1834). Allein gerade die vermehrte Freiheit zeitigte eine russenfeindliche Stimmung und eine starke antirussische Partei. Der Hospodar Ghika vermochte den modernen Bestrebungen, die bereits 1839 einer Vereinigung beider Staaten galten, nicht zu widerstehen und trat 1842 zurück. Länger hielt sich sein moldauischer Genosse Michael Stourdza, ein kluger, den Russen völlig dienstbarer Mann. Bestechlichkeit der Beamten und allgemeine Entsittlichung bildeten die Resultate seines Systems. Anders wirthschaftete der durch russische Wahlumtriebe in der Walachei erstandene Fürst Georg Bibesco. Obgleich ihm die Bojaren schadeten, wo sie nur konnten, gelang ihm die Hebung von Handel und Gewerbe.

Unter solchen Umständen kann es nicht in Verwunderung setzen, dass der europäische Völkerfrühling vom Jahre 1848 ein lebhaftes, begeistertes Echo im Osten fand. Eine Petition, dem Fürsten Michael Stourdza von den angesehensten Einwohnern Jaşis unterbreitet, hatte die Gefangennahme freiheitglühender Männer und den Einmarsch russischer Truppen zur Folge. In der Walachei erhoben sich 200 000 Menschen, darunter 150 000 Bauern der westlichen Landestheile, und nöthigten den Fürsten Bibesco zur Entsagung. Eine provisorische Regierung suchte sich mit den europäischen Mächten zu verständigen, erregte das Missfallen der Pforte und veranlasste die Entsendung der Feldherren Suleiman Pascha und Omer Pascha. Die Rumänen verbrannten unter dem Geläute aller Glocken auf dem Filaretüfelde die türkischen Verordnungen, weshalb

Bucurescî am 26. September gestürmt und geplündert wurde. Am nächsten Tage stellten sich auch die Russen ein, denen die freisinnigen Regungen Westeuropas ein Greuel dünkten; sie unterstützten die Türken im Beibehalten der bisherigen Schäden. Auf ihre Veranlassung wurden am 16. Juni 1849 Demeter Stirbei Hospodar der Walachei, Gregor Alexander Ghika Hospodar der Moldau, beide auf sieben Jahre ernannt. Ihre Lage war besonders in Folge der siebenbürgischen Verwicklungen, die mehrmals österreichische geschlagene Corps ins Land führten, keine besonders angenehme, wozu noch kam, dass die Russen, gegen alle Verträge bis auf 40 000 Mann verstärkt, erst im Juni 1851 das Land verliessen.

Noch immer sollten die Fürstenthümer nicht zur Ruhe kommen. Schon zwei Jahre nachher entspann sich in Gestalt des sogenannten Krimkrieges ein fünfter russisch-türkischer Kampf, und die von ewigen Zwistigkeiten ganz betäubten Landstriche hatten eine neue vierjährige Kriegsnöth zu erdulden. Anfangs Juli 1853 marschirten die russischen Truppen ein, untersagten den Fürsten die Zahlung des Tributes an den Sultan, und da nach geschehener Kriegserklärung Fürst Menschikoff als Gouverneur unumschränkt waltete, zogen sich beide Regenten freiwillig nach Wien zurück, einen ausserordentlichen Verwaltungsrath hinterlassend. Im Herbst hatten die Russen die ganze Donaulinie besetzt, vermochten aber dennoch nicht, den Uebergang der Türken am 2. November bei Oltenița zu verhindern. Blutige Kämpfe folgten, in denen die Russen Sieg und Ehre verloren; erst am 12. November retirirten die Türken auf das rechte Donauufer. Die einheimischen Truppen Rumäniens mussten sich am Kriege betheiligen, die Abgaben wurden erhöht, drückende Lieferungen ausgeschrieben. 1854 führte man die Kämpfe mit Erbitterung fort, die Russen drangen in die Dobrogea ein, erhöhten ihr Heer auf 120 000 Mann, verboten die Massenauswanderung rumänischer Landleute, strafte nationale Verschwörer und legten den Handel gänzlich brach. Ihre Landtruppen

waren jedoch nicht so glücklich als ihre Seesoldaten bei Sinope, wo von fünfzehn türkischen Schiffen nur das kleinste vor Zerstörung bewahrt blieb. Im Januar unterlagen die Russen bei Cetate den von Calafatü aus vorbrechenden Türken; der Donauübergang des Fürsten Paskewitsch bewirkte zwar die Räumung von Tulcea und Matschin, allein um den Weg nach Adrianopel zu ebnen, glaubte man Silistria bezwingen zu müssen. In der Dobrogea standen sich die beiderseitigen Heere am Trajanswalle gegenüber, in der Kleinen Walachei herrschten die Türken, gegen sie postirten sich die Russen bei Slatina. General Schilder leitete die Arbeiten vor Silistria, beschoss den Ort und berannte ihn sehr energisch. Am 16. Mai stiess Lüders zu ihm, und beide stürmten vom 23. Mai bis zum 2. Juni in heftigster Verzweiflung. Am genannten Tage fand der heldenmüthige Vertheidiger Mussa Pascha seinen Tod und wurde durch Hussein Pascha ersetzt, russischerseits trat Fürst Gortschakoff an Stelle des verwundeten Feldmarschalls Paskewitsch. General Schilder verlor am 13. Juni das Leben, Oesterreich verhielt sich feindlich, Aussicht auf Erfolg war gänzlich geschwunden, und so blieb dem Kaiser Nikolaus I. nur übrig, am 14. Juni die Belagerung von Silistria aufzuheben und am 30. Juni an Oesterreich zu erklären, dass die Donaufürstenthümer bis zum Seretü geräumt werden sollten. Da die Türken heftig nachdrängten, kam es noch zu einigen Treffen, und erst am 6. August rückten die Osmanen in Bucurescî ein.

Am 20. August betraten laut dem zwischen Oesterreich und der Pforte geschlossenen Vertrag 42 000 Oesterreicher unter den Divisionären Macchio, Alemann und Paar das Land; Commandant dieses sogenannten Serbo-Banater Armeecorps war Feldmarschall-Lieutenant Graf Coronini-Kronberg, Civil-Commissär Freiherr von Bach, Leiter des Ganzen Feldzeugmeister Freiherr von Hess. Am 6. September hielten die Oesterreicher ihren Einzug in Bucurescî, am 23. September übernahm Fürst Stirbei die Regierung. Am 2. October kamen die Oesterreicher nach Jași, am 9. No-

vember folgte ihnen Fürst Ghika, um sich mit einem russenfeindlichen Ministerium zu umgeben. Der Pariser Friede vom 30. März 1856 raubte den Russen alle bisherigen Erfolge, garantierte die Suzeränitätsrechte des Sultans und hob das russische Protectorat auf. Russland gestand die Regelung der Donauschiffahrt durch eine europäische Commission zu, verzichtete darauf, im Schwarzen Meere Seekriegsarsenale anzulegen, und abdicirte einen Theil Bessarabiens an die Türkei, respective an die Moldau. Dieses Gebiet betrug etwa 222 □ Meilen mit 200 000 Seelen. Nachdem die Oesterreicher als Friedensvermittler das Einhalten der Bedingungen für geschützt erkannt, zogen sie im Frühjahr 1857 ihre Truppen zurück, eine That, die ihnen noch heute vielfach als eine politische Thorheit angerechnet wird, in Anbetracht der französischen, italienischen und russischen Feindschaft aber erklärlich erscheint.

Nachdem Fürst Alexander Ghika die moldauische Landesbank zu Iași concessionirt und ein Gesetz über Pressfreiheit erlassen hatte, dankte er ab, und die Pforte setzte an Stelle der bisherigen zwei Hospodare zwei Kaimakams oder Verweser ein, als deren erste Alexander Demeter Ghika und Theodor Balșu auftraten.

Mit den Finanzen beider Staaten sah es übel aus. 1853 fast schuldenfrei, hatte die Moldau drei Jahre später schon $2\frac{1}{2}$ Millionen Lei, die Walachei 5 Millionen Lei Schulden, wozu noch 2 Millionen Lei für den Loskauf der Leibeigenen in der Moldau kamen. Die Salinen waren billiger als sonst verpachtet, die Pensionscassen geleert. Inzwischen hatten die Verhandlungen einer europäischen Commission in Bucurescî ihren Anfang genommen, und es entstand eine mächtige, besonders durch die jüngeren, in Paris gebildeten Elemente geleitete Partei, deren Wunsch es war, die beiden stammverwandten Staaten unter einer Herrschaft vereinigt zu sehen. Solche Ideen wurden von Napoleon III. lebhaft protegirt; ihm ist es hauptsächlich zuzuschreiben, dass die im nicht-unionistischen Sinne ausgefallenen Wahlen annullirt wurden und neue erfolgten. Am

4. October konnten die für die Union begeisterten Anhänger der neugewählten Divans in Jași, am 8. October in Bucuresci zusammentreten. Beide bestimmten die Aufrechterhaltung der Autonomie der Fürstenthümer, die Vereinigung derselben zu einem einheitlichen Staate, sowie die Regierung desselben durch einen erblichen Fürsten aus einem europäischen Herrscherhause. Die Entscheidung über den Pforten tribut stellte man dem Pariser Congress anheim. Die Türkei protestirte lebhaft gegen eine derartige Wendung der Dinge, erlaubte indessen endlich eine gewisse legislative und behördliche Vereinigung mit Aufrechterhaltung der politischen Trennung. Die Hospodaren sollten wieder eingesetzt, der Tribut der Moldau auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Piaster, der der Walachei auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Piaster bestimmt werden; jeder Staat durfte seinen eigenen Landtag und sein eigenes Heer besitzen. Die Verhinderung einer vollkommenen Union gelang den Türken trotzdem nicht. Das rumänische Volk legte ein mächtiges Veto ein, indem es am 17. Januar 1859 in der Moldau, am 5. Februar desselben Jahres in der Walachei den Obersten Alexander Cusa zum Hospodar wählte, dadurch wenigstens eine Personalunion erzielend. Die sieben Pariser Garantiemächte verwarfen die Doppelwahl, empfahlen jedoch der Pforte die Investitur, die denn auch mittelst zweier getrennter Fermane erfolgte. Die Lage Cusas war dennoch wenig erfreulich, so dass er mehrmals die Kammern auflöste und ein Ministerwechsel den anderen jagte. Immerhin bemühte sich der Fürst redlich um die endgiltige Verschmelzung der Fürstenthümer, und nach langen Verhandlungen zwischen den Vertretern der sieben Garantiemächte und der Hohen Pforte genehmigte die Letztere am 4. December 1861 wenigstens die zeitweilige Verbindung. Nachdem dieser Act allseits anerkannt worden, publicirte Alexander Johannes I., wie sich Fürst Cusa seit dem 8. Februar 1860 nannte, durch die Proclamation vom 23. December 1861 die Gründung eines einheitlichen Staates unter dem Titel „Romänien“.

5. Geschichte Rumäniens.

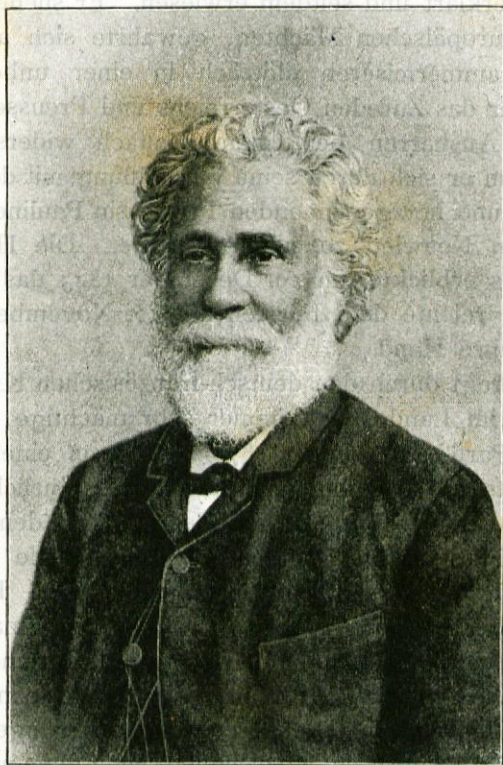
Oberst Cusa, geboren am 20. März 1820 zu Galați als Sohn eines moldauischen Bojaren und einer Griechin, studirte in Athen und Paris, diente als Oberst in der Armee und heiratete 1845 Helene, die Tochter des Bojaren Rosetti, eine ebenso edle wie tugendhafte Frau. Leider war selbst dieses kostbare Weib nicht in der Lage, den sinnlichen Ausschweifungen des üppigen Mannes ein Ziel zu setzen, und sie musste es endlich dulden, dass die Witwe des serbischen Fürsten Obrenowitsch, Marie, eine Tochter des moldauischen Grossbojaren Catargiu, ihren Gemahl gänzlich bezauberte. Die genannte geistreiche Dame liess sich dauernd in Bucuresci nieder, schenkte dem Geliebten einige Kinder und begleitete ihn schliesslich in die Verbannung. Die kinderlose Helene Rosetti that dasselbe, und Europa erlebte das seltene Schauspiel, dass eine der edelsten Frauen mit einer der schönsten in Eintracht lebte. Nach dem Tode Cusas und der Catargiu-Obrenowitsch erzog Helene die Kinder der Beiden; ein Sohn der Madame Catargiu ist der jetzige König Milan von Serbien, in dessen Adern mithin kein Tropfen serbisches, sondern nur rumänisches Blut fliesst, eine bemerkenswerthe, wenig gekannte Thatsache.

Fürst Cusa hatte einen schweren Stand. Die Einbürgerung der Verfassung nach belgischem Muster erntete wenig Beifall, da es damals wohl verschwenderische Bojaren und gehorsame Bauern, aber keinen Mittelstand gab, Handel und Gewerbe aber in den Händen von Ausländern ruhten. Am 5. Februar 1862 bildete Cusa ein gemeinsames Ministerium, ernannte Bucuresci zur Haupt- und Residenzstadt des ganzen Landes, schuf sodann neue Stellen, gab ein Communalgesetz und hob in kluger Erkenntniss die Robotpflicht auf. Ebenso löblich war die Säcularisation der Klostergüter laut Erlass vom 5. Januar 1864, das Erscheinen eines einheitlichen Civil-, Criminal- und Handelsgesetzbuches, sowie eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes.

Bedauerlich erschien dagegen das Auftauchen von nicht weniger als zwanzig Ministerien bei siebenjähriger Regierungszeit, die Belastung der Staatscasse und der Staatsstreich vom 4. Mai 1864, der die Sprengung der Nationalversammlung, die Einsetzung eines Senates und eine günstige Volksabstimmung herbeiführte. Eine Hungersnoth in der Moldau, das Stocken des Handels und die leeren Cassen, die Fürst Cusa wohl vor den Händen seiner Beamten, nicht aber vor seinen eigenen geschützt, veranlassten seine Entthronung. Am 23. Februar 1866 brach eine Verschwörung aus, an deren Spitze General Golesco, Oberst Leca, Oberst Crețulesco und vierzig Andere standen. Man überfiel den Fürsten in seinem Schlafzimmer und zwang ihn zur Abdankung.

Obgleich sich Cusa im Lande grosser Beliebtheit erfreute, rührte doch Niemand eine Hand zu Gunsten des Fürsten, allgemein wurde vielmehr der Wunsch geäussert, einen Regenten aus fremdem Lande zu erhalten. Beide Kammern wählten in Folge dessen den Grafen von Flandern, einen jüngeren Bruder des Königs von Belgien. Die Türken zogen jedoch ein Armeecorps bei Rustschuk zusammen, der Gewählte schlug aus, und statt seiner berief man einstimmig Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen. Er wurde am 20. April 1866 zum Fürsten von Rumänien proclamirt und trotz des Widerspruches der Grossmächte am 22. Mai desselben Jahres feierlichst in Bucurescî empfangen. Prinz Karl Eitel Friedrich Zephyrin Ludwig ist als Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und der Prinzessin Josephine von Baden am 20. April 1839 geboren und diente als Officier im preussischen Heere. Sofort nach seiner Ankunft ergriff er mit eiserner Hand die Zügel der Regierung. Er bemühte sich, die drohende Hungersnoth abzuwenden, veranlasste durch Zusammenziehung seiner Truppen und Verhandlungen mit den Grossmächten den Sultan zur Anerkennung und wählte sich ein Ministerium mit Juonü Bratianu als Finanzminister. Bratianu hat sich seitdem als einer der tüchtigsten rumä-

nischen Staatsmänner erwiesen, und insbesondere ist seine auswärtige Politik eine derart geniale gewesen, dass man ihn mit vollem Recht als den Bismarck Rumäniens bezeichnet. Er ging mit aller Energie vor, brachte Ordnung ins Münzwesen und führte das Decimalsystem ein. Leider



Juonă Brătianu.

war man mit seiner Härte den jüdischen Schmarotzern gegenüber nicht einverstanden, und er sah sich deshalb zunächst zum Rücktritt gezwungen. Ende 1867 stand er von Neuem an der Spitze des Cabinets, und nun kam für Rumänien die eigentliche Morgenröthe einer neuen Zeit und eine gedeihliche culturelle Entwicklung. Eisenbahnen wurden geschaffen, Schulen gestiftet, Aerzte ins Land

gerufen und sonstige segensreiche Neuerungen getroffen; nur zu früh — schon nach einem Jahre — erfolgte der Sturz Bratianus als Ministerpräsident.

Fürst Karl bemühte sich indessen redlich, festen Fuss in dem Lande zu fassen, als dessen Sohn er sich beim Betreten erklärt und seitdem erwiesen. Er suchte Fühlung mit den europäischen Mächten, gewahrte sich aber durch allerlei Kammermisèren plötzlich in einer unbehaglichen Lage. Nur das Zureden Oesterreichs und Preussens bewog ihn zum Ausharren bei einem vielfach widerstrebenden Volke, dem er sich durch seine Vermählung mit der lebenswürdigen und herzugewinnenden Prinzessin Pauline Elisabeth Ottilie von Neuwied zu nähern suchte. Die Herrscherin Rumäniens erblickte am 29. December 1843 das Licht der Welt und reichte dem Fürsten am 15. November 1869 zu Neuwied ihre Hand.

Angeregt durch den deutsch-französischen Krieg unternahm die im Lande noch immer sehr mächtige, feindselig gesinnte Partei im August 1870 zu Ploesci einen bedenklichen Putsch. Der Aufstand scheiterte gänzlich und bewies, dass die grosse Masse des Volkes dem fremden Herrscherhaus bereits völlig gewonnen. Die folgenden Jahre förderten wesentlich die Entwicklung. Die Eisenbahnlinie bis Vêrciorova wurde eröffnet, die Finanzen verbesserten sich, Tabaksmonopol, Brantweinlicenz und Stempelsteuer traten in Kraft. Abschluss von Handelsconventionen, ein neues Mauthgesetz bedeuteten neue Errungenschaften, zugleich rief Majorescu Realschulen ins Leben und sorgte für die Hebung der Volkslehranstalten.

Die russisch-türkischen Feindseligkeiten stellten alles in Frage. Das Cabinet Catargiu musste in Folge seiner eigenen Unthätigkeit zurückweichen, und Bratianu leitete als Ministerpräsident die Unterhandlungen mit dem Czaren zu Livadia. Die politische Situation drohte jetzt wiederum verhängnissvoll zu werden. Die Osmanen meinten, Rumänien sei eine integrirende Provinz, die Rumänen entgegeneten, sie betrachteten sich vom türkischen Reiche





Elisabeta, Königin von Rumänien.



Carol I., König von Rumänien.



losgelöst und schlossen mit den einmarschirenden Russen eine Convention, laut welcher die Unantastbarkeit des Staates gegen freie Durchzugsverhältnisse garantirt erschien. Während die Moskowiter vergebens versuchten, die Osmanen niederzuwerfen und vor Plewna in eine verzweifelte Lage geriethen, sammelte Fürst Karl seine Truppen zwischen Calafatŭ und Zimnița, der Aufforderung harrend, am Kriege theilzunehmen. Die russischen Politiker trachteten darnach, das zu vermeiden, trotzdem sahen sie sich, dank der Unfähigkeit der russischen Heerführer, in die Lage versetzt, die Rumänen inständigst und kläglich durch ein Telegramm des russischen Obercommandanten Grossfürst Nikolaus um Hilfe anzuflehen. Die Rumänen überschritten am 17. Juni die Donau, siegten in rascher Reihenfolge bei Calafatŭ, Nikopolis, Rahowa und Smâr-danŭ, und nachdem Fürst Karl den Oberbefehl vor Plewna übernommen, war es ihnen beschieden, durch Erstürmung der Grivitza-Redoute den Fall von Plewna und damit die Entscheidung des ganzen sechsten russisch-türkischen Krieges zu erwirken. Vielleicht gerade weil die rumänische Armee ruhmbedeckt aus diesem Kampfe hervorgegangen, benahm sich Russland abscheulich. Rumänien wurde beim Friedensschluss von San Stefano nicht zugelassen, seine Wünsche und Vorstellungen auf dem Berliner Congresse nicht beachtet. Als einziger Gewinn des blutigen Kampfes winkte die vollständige Unabhängigkeit des Landes, indessen erkannte man auch diese erst an, nachdem Bessarabien gegen die Dobrogea abgegeben worden, und man durch die Gleichberechtigung aller Confessionen eine politische Gleichstellung der Juden erzielt. Immerhin erscheint damit die düstere, blutige, durch unsägliche Leiden und Drangsale gekennzeichnete rumänische Geschichte gänzlich abgeschlossen, und es hat den Anschein, als sollten jetzt endlich nach jahrhundertelangem Dulden für das rumänische Volk Zeiten der Erholung und der Kräftigung gekommen sein.

Eine freudige Ueberraschung bedeutete es für die ganze Bevölkerung der ehemaligen Fürstenthümer, als am 26. März

1881 die gesetzgebenden Körperschaften die Erhebung Rumäniens zum Königreiche beschlossen, ein Project, mit welchem sich sämmtliche Mächte einverstanden erklärten. Am 22. Mai 1881 wurde Karl I. als erster König, seine Gemahlin Elisabeth als erste Königin in Bucurescî feierlichst gekrönt und von einem dankbaren, treuergebenen Volke begeistert umjubelt. Wir glauben unsere anspruchslose historische Skizze nicht besser schliessen zu können, als indem wir den diesbezüglichen Krönungserlass beifügen.

Er lautet:

Wir Carolü I., König von Rumänien, von Gottes Hand und von der Bestimmung des tapferen und weisen Rumänenvolkes geleitet, haben am 22. Mai 1866 unseren Einzug in Rumänien gehalten. Die vereinigte Moldau und Walachei beriefen uns mittelst Plebiscites vom 20. April 1866 (am Jahrestage unserer Geburt, den 20. April 1839) und kraft des Votums der National-Versammlung vom 13. Mai desselben Jahres zur Herrschaft.

Nachdem wir der rumänischen Nation mittelst der Verfassung vom 30. Juli 1866 deren Rechte und Freiheiten gesichert, gelangten wir endlich nach Tagen der Noth und der Bedrängniss dahin, dass die gesetzgebende Versammlung des Landes am 22. Mai 1877 die Unabhängigkeit desselben proclamiren konnte.

Gott, der allein den Sieg verleiht, führte in rascher Reihenfolge unsere Armee am 17. Juli 1877 über die Donau und unsere Fahnen zu den Siegen von Calafatü, Nikopolis, Rahowa, Smârdanü, Grivitza, Opanez und am 28. November desselben Jahres zur Einnahme von Plewna, so dass die altbewährte rumänische Tapferkeit das Votum der gesetzgebenden Körper auf den Schlachtfeldern Bulgariens zur Geltung brachte.

Die blutigsten Opfer, welche die Rumänen der Vertheidigung der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gebracht, fanden am 26. März 1881 ihren Lohn. Von dem Wunsche beseelt, dem aus der Vereinigung der Moldau mit der Walachei constituirten Staate eine grössere Sicherheit

und eine noch glänzendere Manifestirung der Individualität desselben zu geben, haben die gesetzgebenden Körperschaften die Einreihung Rumäniens unter die Königreiche Europas beschlossen.

Das ganze Land, repräsentirt durch . . . (folgt die namentliche Anführung der betreffenden geistlichen und weltlichen Körperschaften), vereinigte sich am 22. Mai 1881 angesichts des heiligen Altars der Metropolitankirche von Bucurescî in unserer, der Königin, des Thronfolgers, wie unserer Angehörigen Gegenwart zur Einsegnung der vom Lande uns dargereichten Krone, diesem kostbaren Symbol der Stabilität und der Unabhängigkeit Rumäniens.

Die Krone, welche das Land uns heute aufs Haupt setzt, ist in unserem Arsene aus dem Stahle einer dem Feinde bei Plewna am 28. November 1877 abgenommenen Kanone angefertigt. Sie ist mit dem Blute der Helden geweiht, welche für die Unabhängigkeit des Landes fielen. Die goldene Krone, welche das Land heute der ersten seiner Königinnen aufs Haupt setzt, ist nicht mit kostbaren Steinen geziert. Doch werden die Handlungen der Königinnen, welche die einfache Goldkrone der Königin Elisabeth tragen werden, den Strahlenglanz derselben bilden.

Damit der 22. Mai 1881 den künftigen Geschlechtern nie aus dem Gedächtnisse entswinde, haben wir heute in Gegenwart (folgt neuerdings die Anführung der Namen) diesen Act unterzeichnet.

Unterfertigt:

Carolü

Elisabeta

Leopold, Erbe von Hohenzollern.

Calinicü,

Josifü,

Dimitrie Ghika,

Metropolit-Primas. Metropolit der Moldau.

Senats-Präsident.

C. A. Rosetti,

Al. Creţulescu,

Präsident der Deputirtenkammer.

Präsident des Cassationshofes.

Die Minister: Dimitrie Bratianu, E. Statescu, N. Dabija, Dim. Stourdza, M. Ferichide, General Slaniceanu, V. A. Urechia.





C. Politische Angaben.

1. Staatsrechtliche Stellung.

Rumänien bildet jetzt ein völlig unabhängiges Königreich, dessen Dynastie trotz aller russischer gehässiger Einwendungen und der Schürereien vieler Bojaren durchaus geregelt erscheint. Bereits 1866 wurde die Naturalisirung des ganzen Sigmaringenschen Zweiges der Hohenzollernschen Familie durchgeführt und somit in Anbetracht der Kinderlosigkeit des Königspaares für die Nachfolge hinlänglich gesorgt. Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen steht dem Throne am nächsten, sein Sohn Ferdinand dürfte bei der voraussichtlichen Entsagung des Prinzen Wilhelm als Familienhaupt in Deutschland einst berufen sein, ihn zu besteigen. Dieses Verhältniss erhielt im Jahre 1886 anlässlich der Anwesenheit der Familienmitglieder in Bucuresci politisch bedeutsamen Ausdruck. Die Brüder Prinz Ferdinand und Karl Anton wohnten im Herbst des genannten Jahres der Parlamentseröffnung bei, um zugleich in die Armee einzutreten. Dem Fürsten von Hohenzollern wurde ein Regiment verliehen, alle geehrt und decorirt. Ueber die Frage der Nachfolge hat Cultusminister Stourdza eine ebenso wichtige als interessante Broschüre unter dem Titel: „La succession au trône de Roumaine. Présenté et lu dans la séance du sénat du 1/13 decembre 1880“ veröffentlicht.

Das ehemalige Wappen der Walachei war ein römischer Adler verbunden mit einem christlichen Kreuz, das der Moldau der Kopf eines Auerochsen mit einem zwischen den Hörnern angebrachten Stern im Schilde. Selbstverständlich hat man sich bemüht, die Insignien beider Staaten in dem Wappen Rumäniens wiederzugeben. Einem solchen Verlangen ist dadurch Genüge geschehen, dass das Wappen Rumäniens ein schwarz und weiss quadriertes Mittelschild zeigt. Das eine blaue Feld des Hauptschildes trägt den gekrönten goldenen Adler, in dessen Schnabel ein silbernes Kreuz, in dessen Klauen Schwert und Scepter glänzen, im zweiten, rothen Felde gewahrt man einen schwarzen Stierkopf mit goldenen Hörnern, zwischen denen der goldene Halbmond leuchtet, im dritten Felde steigt aus einer Königskrone ein doppelschwänziger goldener Löwe theilweise hervor; er zeigt zwischen den Pranken einen goldenen Stern; das vierte, blaue Feld besitzt zwei mit den Köpfen zusammengewandte Delphine. Als Schildhalter dienen zwei Löwen auf goldener Arabeskenverzierung, verbunden mit einem blauen Bande. Das letztere trägt die Devise: „Nihil sine Deo.“

Die Landesfarben sind blau, gelb, roth, die Flagge ist vertical gestreift. Früher existirte von Orden nur eine Militärverdienstmedaille, seit 1877 besitzt man den Stern von Rumänien, seit dem 22. Mai 1881 die Krone von Rumänien.

2. Verfassung, Vertretung und Gesetzgebung.

Rumänien ist laut der am 12. Juli (30. Juni) erlassenen, vom Fürsten Karl feierlichst beschworenen und somit als fortan für rechtsgiltig erklärten Verfassungsurkunde eine constitutionelle erbliche Monarchie. Revidirt wurde die Verfassung im Jahre 1884. Ihr zufolge behält der jetzige Regent allerdings die Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche bei, doch sind seine Nachfolger verpflichtet,

die griechisch-orientalische Lehre anzunehmen. Eine Grossjährigkeitserklärung des Königs kann erst mit dem vollendeten 18. Lebensjahre eintreten. Der König regiert mit einem Ministerium von acht Mitgliedern. Dieses war 1886 aus den Herren Bratianu, Präsident und Minister des Innern, Demeter Stourdza, Minister für Cultus und Unterricht, Pherykide, Minister des Aeussern, Nacu, Minister der Finanzen, Stolojanu, Minister für Ackerbau, Industrie, Handel und Domänen, Statescu, Justizminister, Angelescu, Kriegsminister, und Radu Mihai, Leiter der öffentlichen Arbeiten, zusammengesetzt.

Von den genannten Männern sind Joanu Bratianu und Demeter Stourdza im Auslande am bekanntesten, ihr Name ist in die Geschichte der Menschheit eingeschrieben. Joanu Bratianus Vater war ein Grossgrundbesitzer, wenn auch nicht aus sehr reicher, so doch aus sehr alter Familie. Der rumänische Bismarck sah neben sich noch zwei Brüder und zwei Schwestern heranwachsen, denen er fast immer hintennach gesetzt wurde. Insbesondere wurde sein älterer Bruder Demeter tüchtig verhätschelt, ein Umstand, der wohl die Erklärung bieten dürfte, weshalb der Genannte dem jetzigen Ministerpräsidenten gegenüber gern den Herrscher zu spielen versucht. Joanu Bratianu genoss gleich seinen Brüdern den Unterricht der damaligen Lehranstalten seiner Heimat, folgte sodann dem Beispiel seiner Altersgefährten, indem er in die Armee eintrat, und ging hierauf nach Paris. Dort in dem verführerischen Babel an der Seine wich er von seinen Landsleuten ab, indem er während einer ansehnlichen Reihe von Jahren ernste Studien trieb, mit vielen geistig bedeutenden Männern Verkehr pflog und dadurch jene schätzenswerthen Kenntnisse erwarb, die er heute zum Vortheil seines Landes und von ganz Europa verwerthet. Im Jahre 1848 war ihm eine bedeutende Rolle beschieden. Zurückgekehrt in seine Heimat, verfocht er mit glühendem Eifer freisinnige Ideen, immer beherrscht von dem Streben, die Dinge von einem objectiven, selbstlosen Standpunkte aufzufassen. Seine Ideale

gelangten nicht zur Realisirung, und der edelsinnige Mann sah sich genöthigt, ins Exil nach Paris zu wandern. Dort harrete er geduldig einer neuen besseren Zeit entgegen. Und sie kam. Im Jahre 1857 konnte Bratianu den Staub der französischen Hauptstadt von den Füßen schütteln und gestärkt und kampfeslustig nach den unteren Donaustaaten zurückkehren. Hier war er fortan die Seele der fortschrittlichen Bewegung, als Führer der liberalen Partei leistete er schon von Anfang an Bedeutesendes. Ioanŭ Bratianu ist von mittlerer, ziemlich gedrungener Gestalt, sein Haar ist bereits ergraut, seine Stimme eine volltönende, seine Physiognomie eine unvergessliche. —

Die Fürstenthümer unterhielten ehemals einen diplomatischen Agenten in Constantinopel, nach der Union wurde für die beiden Staaten 1862 eine Agentie in Paris und 1863 eine solche in Belgrad geschaffen. Unter der Herrschaft des Königs Karl entstanden sodann die Agentien von Wien 1868, Berlin 1872, Rom 1873, St. Petersburg 1874. Mit der Unabhängigkeit Rumäniens verwandelten sich die Agentien in Gesandtschaften. Heute zählt Rumänien deren neun, ferner eine diplomatische Agentie, vier Generalconsulate, zwei Consulate, sechs Ehrengeneralconsulate und 23 Ehrenconsulate. Ausser den genannten Metropolen ist Rumänien in London, Athen, Brüssel, Budapest, Odessa, Salonichi, Christiania, Monaco und Stockholm in erwähnenswerther Weise vertreten. In Sofia existirt eine diplomatische Agentie nebst Generalconsulat, von der das Consulat Rustschuk-Warna abhängt. Das Ausland wird durch eine Menge von Consulaten in Bucurescŭ, Jaşŭ, Galaţi, Brăila, Botoşani, Craiova und Giurgiu repräsentirt. Oesterreich-Ungarn, als am meisten interessirt, unterhält ausserdem noch in Bêrladŭ, Focşani, Folticenŭ, Ploescŭ, Romanŭ und Turnu-Severinŭ Viceconsuln.

An der Spitze eines jeden Ministeriums steht der verantwortliche Minister, ihm sind ein Director und Sectionschefs beigegeben. Die Controle über die Verwaltungsausgaben führt ein oberster Rechnungshof; für die Verwal-

tung der Eisenbahnen, des Tabak- und Salzmonopols und des Postwesens existiren eigene Generaldirectionen. Im Finanzdepartement findet man alle Cassen zu einer Generalcasse vereinigt. Die Existenz des Ministeriums des Aeussern datirt seit 1. Juli 1867, das Gesetz über diese Abtheilungen seit 1873. Es zerfällt in drei Sectionen, in eine politische, in ein Rechnungsamt und in eine Consularabtheilung; die letztere besitzt wiederum zwei Sectionen, das Rechnungsamt, Bureaux für Schiffahrt und Belohnung.

Die Volksvertretung gelangt der Verfassung zufolge in einem Senat und einer Deputirtenkammer zum Ausdruck. Der erstere umfasste im verflossenen Jahre den Fürsten Demeter Ghika, vier Vicepräsidenten und elf Secretäre als Leiter, zwei Metropolitnen, sechs Bischöfe, 110 Gewählte und zwei Universitätsrectoren als Mitglieder. Die Deputirtenkammer setzte sich aus 183 Mitgliedern zusammen. Von den politischen Parteien des Landes verdienen drei dem deutschen Leser namhaft gemacht zu werden, eine eingehendere Unterscheidung wäre ebenso schwierig als uninteressant. Da ist zunächst die Weisse Partei, sie gilt als durchaus conservativ, vereinigt in sich die vornehmsten Bojaren und zeigt sich der jungen Dynastie feindlich gesinnt. Ein Herrscher mit deutschem Blute, wenn er auch noch so sehr und noch so oft seine Zugehörigkeit zum rumänischen Volke betont und dies so streng durchführt, dass man zuweilen schon gemeint hat, er sei dadurch ungerecht gegenüber dem deutschen Element, was jedoch bei dem anerkannten Gerechtigkeitssinn König Carolüs nicht zutrifft, ein solcher Herrscher dünkt jenen Leuten ein Greuel. Sie möchten am liebsten einen eingeborenen Fürsten zum Regenten proclamiren, ihn mit Hilfe Russlands beherrschen und frühere Bojarenvorrechte wieder zur Geltung bringen. Nur an solchen Leuten vermöchte Russland einigen Halt zu finden; glücklicherweise ist ihre Zahl eine sehr geringe und ihre Existenz nur ihrer materiellen Mittel halber zu beachten. An ihrer Spitze steht der Grossbojare Catargiu. Die Mitglieder der weissen Partei halten

sich von den jetzigen Kammerbeschlüssen fern, sie beobachten eine Passivitätspolitik und betheiligen sich keineswegs an den Wahlen. Ihren lebhaftesten Klagen zufolge wurden die Wahlen stets ungebührlich beeinflusst, welches unedle Beginnen ihnen nicht gestattet, am Wahlkampf theilzunehmen. Als ausgemacht gilt, dass sie selbst keine Mittel und Wahlmanöver scheuen; sobald ihnen nur die Aussicht des Sieges im Entferntesten winkt.

Die Führung der Regierung und der gesammten fortschrittlichen Bewegungen gebührt der Rothen Partei. Sie bezeichnet den Nationalliberalismus, die Bourgeoisie, betreibt eine Opportunitätspolitik und ist dynastisch gesinnt. Diese Parlamentsmajorität theilt sich wieder in zwei Gruppen, in die *gouvernemental-liberale* Partei unter Joanŭ Bratianu und in die *oppositionell-liberale* unter Demeter Bratianu. Ihr steht die zweite Parlamentspartei, die sogenannte *Junea Dreaptă*, gegenüber. Die Anhänger derselben erweisen sich als sehr dynastisch, haben aber für die Parlamentssitzung nur eine geringe Anzahl von Männern stellen können. Unter ihnen befinden sich freilich viele der tüchtigsten Redner der gesetzgebenden Versammlungen und der bedeutendsten Gelehrten des Landes. An ihrer Spitze waltet ein Redner wie Carpŭ, ein Schriftsteller wie Negruzzi, dessen Monatsschrift als Organ der Partei gilt, ein Polyhistor wie Majorescu. Die Wünsche dieser Leute gehen vor Allem dahin, selbst ans Ruder zu gelangen, da das Herrschen bekanntlich einem Jeden wünschenswerth erscheint. Die äussere Politik des Ministerpräsidenten hat ihre Billigung gewonnen, mit der innern zeigen sie sich keineswegs einverstanden. Sie meinen, das Régime Joanŭ Bratianus entbehre der tüchtigen Beamten, seine Werkzeuge müssten unbedingt durch fähigere, edlere abgelöst werden, endlich sei es tadelnswerth, dass manche Angestellte mehreren Beschäftigungen zu gleicher Zeit nachgingen. Ob es ihnen gelänge, eine Veredlung des Beamtenstandes herbeizuführen, soll unerörtert bleiben, den letztern Punkt aber anlangend, ist zu bemerken, dass sie selbst

diejenigen sind, welche zu gleicher Zeit vielen Herren dienen. Gerade die tüchtigsten Männer des Landes reiben sich durch Ueberbürdung mit Arbeiten auf, und wenn sie auf vielen Gebieten Treffliches leisten, werden sie dadurch verhindert, auf einem einzigen Unübertreffliches zu bieten. Viele Anhänger der Junea Dreaptă sind Universitätsprofessoren, Schriftsteller, Kammerdeputirte und Arzt oder Advocat in der nämlichen Zeit, man kann also täglich viermal bei ihnen erscheinen, um ihren Geist auf ganz entgegengesetzte Arbeitsfelder zu führen. Es ist dies ein Verhältniss, welches nicht ernstlich genug der Beachtung empfohlen werden kann, gegen dessen Aenderung aber leider sich Manches vereinigt. So vor Allem der Umstand, dass die Zahl der brauchbaren geistigen Kämpfer noch immer eine geringe ist und solche Leute fast gewaltsam zu einer Ueberbürdung gezwungen werden. Dies ist eigentlich um so schwerer zu begreifen, als ja bekanntlich im Lande sich viel zu viel Jünglinge den Gymnasien und Universitäten, viel zu wenig den Gewerbeschulen widmen, und mithin ein lästig werdender Ueberfluss an Aerzten und Advocaten dem Mangel an tüchtigen Handwerkern gegenübersteht. Ein wesentliches Verdienst von Carpă und Majorescu, dem Sohne des grossen Siebenbürgers, wurzelt in dem warmen Protegiren der Siebenbürger Rumänen. Noch gibt es ja Männer im Lande, welche lieber einen Bulgaren oder Griechen als einen Kronstädter Rumänen glücklich und geachtet sehen, ihnen treten die Genannten mit voller Kraft entgegen.

Die Kammerwahlen werden im Lande oft mit Leidenschaft geführt, enden aber äusserst selten mit blutigen Excessen, wie sie in Ungarn bei allen möglichen Wahlgelegenheiten gang und gäbe sind, und wodurch oft in einem einzigen Orte mehrere Wähler ins bessere Jenseits befördert werden. Im vergangenen Herbst fielen nur in Botoșani Unruhen vor, sie wurden jedoch sofort gestillt.

Gegen die rumänische Gesetzgebung lässt sich eigentlich nichts Tadelnswerthes vorbringen. Man ist aufrichtig

bestrebt gewesen, jene Errungenschaften, welche den west-europäischen Staaten erst als Frucht jahrhundertelangen Ringens zu Theil geworden, gewissenhaft und klug zu verwerthen und aus dem Vorhandenen ein segensreiches Résumé zu bilden. Dies Ziel ist denn auch in vorzüglichem Masse erreicht worden. Die Anzahl der seit zwei Decennien eingeführten Gesetze ist eine bedeutende, gegen sie liesse sich höchstens einwenden, dass man, wie in Ungarn, zu schnell vorgegangen und ihr Werth mithin von vielen Beamten nicht begriffen wird. Das ist indessen zunächst unvermeidlich, derartige Klüfte werden sich nach zehn oder zwanzig Jahren gänzlich geschlossen haben, so dass dann das Volk den Segen einer guten Gesetzgebung ungestört zu geniessen vermag.

Der Staatsstreich des Fürsten Cusa fegte alle Missbräuche und Uebelstände wie eine Windsbraut hinweg und erleichterte die Einführung von neuen Verordnungen nach französischem und belgischem Muster. Die Codices stellen sich demnach mehr oder weniger als Abdrücke der west-europäischen dar. Der wichtigste von ihnen ist der Civilcodex, nach ihm herrscht in Rumänien die Civilehe. Sie ist der des Code Napoléon sehr ähnlich, bestimmt jedoch abweichend und in richtiger Würdigung der Verhältnisse, der Ehebruch des Gatten sei auf dieselbe Stufe wie der der Gattin zu stellen. Die Ehe zwischen Geschwisterkindern wird verboten. Betreffs der natürlichen Abstammung weicht das rumänische Gesetz vom französischen völlig ab. Das rumänische lehrt, es gäbe keine natürliche Vaterschaft, sondern nur eine Art Mutterschaft, legitim oder illegitim. Infolge dessen könne weder eine Nachforschung, noch selbst eine Anerkennung der natürlichen Vaterschaft stattfinden, der Vater dürfe nicht einmal den Unterhalt bewilligen. Die Kinder einer Mutter, gleichviel ob legitim oder illegitim, haben die nämlichen Rechte auf Unterhalt und Nachfolge. Ebenso bedeutende Differenzen gegenüber den französischen weisen die rumänischen Bestimmungen über das Erbrecht auf. Die Lehre der Schuldscheine ist nach italienischem

Vorbild, die der Hypotheken nach belgischem geregelt. Das civilgerichtliche Verfahren ähnelt dem des Canton Genf. Es muss sehr lückenhaft, aber ebenso einfach genannt werden. Anwälte gibt es in Rumänien nicht, die Parteien pflegen direct mit den Richtern zu verkehren. Auch die Notare fehlen, indem die Tribunale deren Functionen versehen, daraus resultirt das Mangeln einer genauen Fixirung der Competenzgrenzen solcher Tribunalnotare.

Das bedeutendste Gesetz, welches in allernächster Zukunft seiner Umänderung und endgiltigen Aufstellung entgegengeht, ist das Handelsgesetz. Man hat dasselbe mit dem italienischen und deutschen verglichen, den Code Napoléon infolge der beständig wachsenden Bedeutung der Actiengesellschaften für veraltet erklärt und die wichtigsten Reformen vorgenommen. Ein Patentgesetz existirt bis jetzt nicht, dagegen hat man eine Verordnung für Fabrikszeichen erlassen. Das literarische und künstlerische Eigenthumsrecht wird durch ein Pressgesetz von 1864 geschützt. Es garantirt das Eigenthumsrecht auf zehn Jahre nach dem Tode des Autors. Tadelnswerth erscheint dagegen die völlige Pressfreiheit. Eine Censur ist unbekannt, jeder Zeitungsredacteur schreibt, was ihm die jeweilige Stimmung eingibt. Beleidigungen, ja unverkennbare Beschimpfungen der königlichen Familie, Verhöhnungen der Minister durch Witzblätter, Pamphlete gegen den Ministerpräsidenten sind an der Tagesordnung, hässliche Auswüchse, welche aus dem Bestreben, dem Lande nur ja möglichst viel Freiheit zu gewähren, hervorgegangen sind. Anlässlich des letzten Attentates, das ein herabgekommenes Individuum aus Râmnicu-Săratu in einer entlegenen Gasse Bucurescis auf den Ministerpräsidenten verübte, hat sich deutlich gezeigt, wie nothwendig hier eine kleine Einschränkung ist. Die Organe der Weissen Partei, voran die löbliche Epoca, gaben ihrem Bedauern ob des fehlgegangenen Schusses unverhohlen Ausdruck, die Folge davon war, dass eine zahlreiche Volksmenge das Local der genannten Zeitung erstürmte, Fensterscheiben, Laternen und Satzformen zer-

schlug und einen Redacteur zwang, sich durch den Schornstein ins Nebenhaus zu flüchten. Während der nächsten Tage erwarteten die Redacteurs der regierungsfreundlichen Blätter zitternd und zaghaft den Besuch eines wüthenden, oppositionellen Haufens. Er unterblieb; zum eigenen Vortheil der Redacteurs und zur Verhinderung ähnlicher Ereignisse wäre aber ein Druck von oben sehr angezeigt, zu dem sich gewissen Informationen zufolge der Ministerpräsident Ende 1886 auch entschlossen haben soll.

Unter den neuen Gesetzen zeichnet sich besonders aus ein Wahl- und Wählererlass; eine Verordnung, die dem Bauer Grund von Staatsgütern überlässt, sobald ihm solcher nicht schon durch das Gesetz von 1864 zu Theil geworden; ein Verbot, durch welches der Bauer seinen Grund in dem Zeitraum von 30 Jahren nicht verkaufen kann; ein Gesetz, laut dem in allen Districten agricole Banken zur Errettung des Landmannes aus Nothlagen zu errichten sind, sowie ein Erlass, der das Uebereinkommen des Bauern mit dem Bojaren — falls ersterer von letzterem Grund zur Bearbeitung übernimmt — regelt.

Die am 27. Juni 1886 abgeschlossene Kammersession war eine ebenso fruchtbare als interessante. Es traten dabei eine gewisse leichte Lockerung der Majorität, kleine Blößen der liberalen Partei und allerlei Rancunen zu Tage. All das veranlasste die Juninisten zu der viel zu optimistischen Hoffnung, die liberale Partei liege im Sterben, und es sei die Zeit nicht mehr fern, wo die liberale Herrschaft wie ein Kartenhäuschen zusammenfalle, damit ihr eigener Weizen blühen könne. Mit erneuerter Kraft und hoffnungsvollem Muthe ging man den Wahlen entgegen, allein diese fielen im ganzen Lande im regierungsfreundlichen Sinne aus, und so sahen sich die Juninisten nach wie vor zum Warten verurtheilt. Die liberale Partei ist kräftig und kampferüstet in die im November 1886 eröffnete Session 1886/87 eingetreten und wird sie allem Anscheine nach siegreich überdauern. Die vergangene Periode

1885/86 hat ausser jenen beachtenswerthen inneren Zwistigkeiten zahlreiche Verordnungen gebracht, unter denen besonders drei von hervorragender Wichtigkeit und weitgehender Tragweite sein dürften. Es ist dies der Erlass, betreffend die Erhöhung der Spiritussteuer und die Einführung des Zündhölzchen-Monopols, das Gesetz des autonomen Zolltarifs und eine noch in letzter Stunde durchgebrachte Industrie-Vorlage des Herrn Costinescu. Die Erhöhung der Spiritussteuer und die Einführung des Zündhölzchen-Monopols erfolgte, um ein entstandenes Budgetdeficit zu begleichen.

Mit dem autonomen Zolltarif, der so viel Staub aufgewirbelt, beabsichtigte man durchaus nicht, unüberwindliche Zollbarrieren gegen das Ausland zu errichten, man wollte dadurch nur jene Staaten, die mit Rumänien Handelsverträge schliessen, zwingen, den eigenartigen wirthschaftlichen Interessen der Donauländer Rechnung zu tragen. Dass der autonome Zolltarif wirklich keine andere Bedeutung besitzt, geht aus der Thatsache hervor, dass die Regierung bald darauf mit der Schweiz und mit Frankreich Handelstractate geschlossen hat. Die Regierung war sehr gut berathen, als sie so handelte. Es lag hier ein Gebot der Nothwendigkeit vor, es galt, an Stelle des verschlossenen österreichisch-ungarischen Marktes den französischen zu gewinnen. In unverkennbarem Zusammenhang mit dem Zolltarif steht der Industrie-Entwurf des Herrn Costinescu. Der autonome Zolltarif will allerdings jene Industriezweige, für deren Entstehen und Erblühen günstiger Boden vorhanden, beschirmen, dazu bietet jedoch die Abwehr der Concurrenz der similaren ausländischen Industrieerzeugnisse nur negativen Schutz. Die Schaffung einer nationalen Industrie kann blos durch positive Massnahmen, durch ganz besondere Begünstigungen erreicht werden. Das neue Spirituosengesetz hat bereits seine Wirkung gethan. Wenige Monate nach seinem Inslebentreten konnte man aus Râmnicu-Săratu melden, es seien von dreissig Wirthshäusern nur noch neun in Thätigkeit, von den

benachbarten Dorfgemeinden gelte Aehnliches, und der *Țiucă*, das liebliche Gewächs, sei auf den Aussterbe-Etat gestellt.

3. Verwaltung und politische Eintheilung.

Hinsichtlich der politischen Administration wird Rumänien gegenwärtig in 32 Districte (*judete*) eingetheilt, von denen 17 auf die Walachei, 13 auf die Moldau, 2 auf die Dobrogea kommen. Jeder District zerfällt in Bezirke oder *Arrondissements*, deren man 163 unterscheidet. Die Verwaltung der Districte liegt in den Händen der *Präfecten*, die der Bezirke wird von *Unterpräfecten* ausgeübt, beide *Chargen* werden von der Regierung ernannt. Jeder District verfügt über einen *Generalrath*, bestehend aus einer permanenten *Section* von drei Mitgliedern. Die Gemeinden wählen die *Gemeinderäthe*, die *Bürgermeister* und ihre *Beistände* hängen von der Wahl des *Gemeinderathes* ab und müssen von der Regierung *Bestätigung* erfahren.

Die Zahl der städtischen Gemeinden betrug 72, die der ländlichen 2998. Wir geben nachfolgend eine Tabelle, um das Bevölkerungsverhältniss der Districte zu einander zu veranschaulichen. Die erste Rubrik wird von der Einwohnerzahl laut Angaben von 1885 gebildet, die zweite verkündet die Zahl der Trauungen, die dritte die der Geburten ohne *Todtgeborene*, die vierte die der *Todtgeborenen*, die fünfte die der *Gestorbenen*, die sechste den *Ueberschuss* zwischen der dritten und der fünften Rubrik, die siebente *Columnne* nennt die Zahl der *Steuerträger* laut *Ausweis* vom 1. April 1886. Die letzteren *Ziffern* erscheinen vielleicht unrichtig, allein sie wurden absichtlich angeführt. Nach der Meinung hochgestellter bedeutender Männer sind, wie schon mehrfach erwähnt, die Ergebnisse der *Volkszählung* keineswegs verlässlich, einflussreiche *Persönlichkeiten* behelfen sich daher damit, dass sie die Zahl der *Steuerträger* eines *Districtes* mit 6, 7 oder 8 multipliciren und das so erhaltene *Resultat* für die *Bewohnerschaft* eines *Bezirk*es oder einer *Stadt* als ziemlich zutreffend erachten.

Es ist somit hier gleichzeitig dem Leser die Möglichkeit geboten, durch Anwendung des angedeuteten Rechenexempels zu erfahren, wie man im Bucurescŕ Finanz- oder Unterrichtsministerium über die Volksmenge dieses oder jenes Districtes denkt. Die Multiplication mit sieben gilt als die gebräuchlichste, doch dünkt sie uns in vielen Fällen nicht genügend, da beispielsweise die 26 378 Steuerträger von Bucurescŕ 184 646 Seelen ergeben würden, was uns entschieden zu tief gegriffen dünkt.

	Name des Districtes.	Einwohner.	Heiraten.	Geburten.	Todtgeborene.	Gestorbene.	Ueberschuss.	Steuerträger.
1	Argeşu	164610	1410	6284	29	3622	2662	30575
2	Bacău	159160	1631	6792	82	5318	1474	22979
3	Botoşani	141369	1172	6818	128	3837	2981	26774
4	Brăila	110485	692	5015	68	2846	2169	20278
5	Buzău	183235	1495	7557	27	3841	3716	33541
6	Constanţa	89349	460	3519	28	1741	1778	19495
7	Covurluiu	112068	800	4907	58	3844	1063	19334
8	Dâmboviţa	163533	1280	7160	72	4160	3000	31431
9	Dolj	268147	2706	12769	67	6512	6257	51812
10	Dorohoiu	127017	1170	6361	101	3822	2539	25574
11	Falciu	79353	803	3447	43	3328	119	15965
12	Gorj	148720	1496	5855	67	3292	2563	27700
13	Jalomiţa	132936	994	6673	14	3073	3600	23858
14	Jaş	161914	1378	7284	301	5900	1384	28801
15	Ilfov	351571	2847	15621	305	11339	4285	64385
16	Mehedinţi	208115	1901	7770	74	4389	3381	41006
17	Muscelu	90399	867	3579	31	2338	1241	17302
18	Neamtu	124547	1290	4937	119	3270	1667	23972
19	Oltu	115924	966	4094	18	2364	1730	22922
20	Prahova	241184	2146	10637	3	5675	4962	44200
21	Putna	123429	1140	5365	58	3775	1590	24234
22	Râmnicu-Săratu	109131	969	4895	67	2386	2509	22941
23	Romanu	98183	1028	4509	46	2925	1584	19225
24	Romanaţi	155348	1454	6951	19	3809	3142	30645
25	Suceava	109649	1041	4694	100	2751	1943	21638
26	Tecuci	101351	1099	4409	46	3143	1266	18916
27	Teleormanu	181704	1425	7840	30	4243	3597	31921
28	Tulcea	91899	461	4164	28	2187	1977	18622
29	Tutova	100556	957	4172	83	3503	669	19428
30	Vâlcea	154391	1374	6012	56	3128	2884	30685
31	Vaslui	94927	1045	4090	41	3250	840	18355
32	Vlasca	156619	1051	7230	43	4197	3030	31215
		4650823	40548	201410	2252	123808	77602	879729

Ebenso schwer wie richtige Zahlen für Districte lassen sich solche für die einzelnen Bezirksvororte und die übrigen Stadtgemeinden erbringen. Wir geben nachstehend ein Verzeichniss der 32 Präfecturstädte nach alphabetischer Reihenfolge der Departements, ihre Nummern correspondiren mit denen der vorstehenden Districtsliste. Betreffs der Bewohnerschaft wurden zweierlei Angaben benützt, die erste entstammt der Feder eines höheren Beamten im Finanzministerium, die zweite ist das Ergebniss der mit sieben multiplicirten Ziffern der Steuerrollen. Danach gestaltet sich die Charakteristik der 32 Districtsvororte wie folgt:

1) Pitești. 108 Kilometer von der Landeshauptstadt entfernt. 9775 (14084) Einwohner. Erstere Ziffer offenbar zu niedrig gegriffen. Sitz eines Tribunals, der 2. Militär-Division. 1 Gymnasium, 2 Primarschulen für Knaben, 2 Mädchenschulen, 2 Knabenspensionate, 2 Mädchenpensionate. Diligenceverbindung mit Câmpulungă und Râmnicu-Vâlcea. Markt am 5. Mai.

2) Băcău. 425 Kilometer von Bucuresci. 10836 (14875) Einwohner. Erstere Ziffer wird vertheilt auf 4690 Orthodoxe, 4890 Israeliten, 1008 Katholiken, 286 Armenier, 26 Protestanten. 8 Kirchen, von denen die katholische 1380 erbaut worden ist. Gymnasium, Gewerbeschule, 5 Primarschulen.

3) Botoșani. 475 Kilometer von Bucuresci. 27870 (38192) Einwohner. Die erste Angabe erscheint wenig vertrauenerweckend, die zweite richtig. Sitz der 8. Militär-Division. 1 Lyceum, 1 Gewerbeschule, 5 Primarschulen, 2 armenische Schulen. Filial-Spital von St. Spiridon in Iași. 12 orthodoxe Kirchen, 72 Synagogen, 2 Lipovenerkirchen, 2 armenische Kirchen, 1 katholische Kirche. 2 öffentliche Gärten.

4) Brăila. 228 Kilometer von Bucuresci. 37323 (57904) Einwohner. Die letztere Ziffer dürfte zutreffend sein. Umfang 7749270 □ Meter. 99 Strassen, 16 Plätze, 2 öffentliche Gärten. 8 orthodoxe Kirchen, 1 katholische, 1 armenische, 1 bulgarische, 1 griechische, 1 lipovenische, 2 Sy-

nagogen. 1 Gymnasium, 1 Secundarschule für Mädchen, 9 Primarschulen. Man glaubt in Brăila das alte Peristhlaba entdeckt zu haben. 1475 wurde die Stadt erobert und verbrannt, 1573 von Johann Fürst der Moldau genommen, der alle Türken massakriren liess. 1659 wurde sie nochmals von Mircea verwüstet.

5) Buzău. 128 Kilometer von der Hauptstadt. 15 084 (16 464) Einwohner. 2587 Häuser. 6 Kirchen. Seminar, Gymnasium, 4 Primarschulen. Die bischöfliche Kathedrale ist von Radu dem Grossen 1580 erbaut worden.

6) Constanța. 5935 (12 929) Seelen. Die Einwohnerzahl dürfte keinesfalls mehr als 6000 betragen. Man unterschied vor einigen Jahren: 1400 Griechen, Arnauten, Albanesen, 800 Türken und Tartaren, 500 Bulgaren, 550 Rumänen, 400 Israeliten und Spaniolen, 300 Deutsche und Magyaren, 300 Armenier, 750 Engländer, Italiener, Russen, Franzosen etc. 1100 Häuser. 4 Kirchen, 3 Moscheen, 1 Synagoge. 2 Primarschulen. 1854 Gefecht zwischen Russen und Türken.

7) Galați. 248 Kilometer von Bucuresci. 46 257 (46 956) Einwohner, davon 15 000 (?) Juden. 7562 Häuser. 23 Kirchen. 1 katholisches, 2 evangelische, 2 jüdische Gotteshäuser. 1 Gymnasium, 1 Seminar, 16 niedere Schulen, 1 Gewerbeschule. Am 22. März 1854 setzte hier General Lüders 6 Bataillone über die Donau und schlug am 23. eine Brücke. Nach dem Abzug der Russen hatte die Stadt eine österreichische Garnison von 4400 Mann und 700 Pferden.

8) Târgoviște. 79 Kilometer von Bucuresci. 7125 (7847) Einwohner, unter ihnen 70 Israeliten. 1402 Häuser. 30 Kirchen. Sitz der 4. Militär-Division. Târgoviște war von 1383 bis 1716 Hauptstadt der Walachei.

9) Craiova. 250 Kilometer von der Landeshauptstadt. 31 818 (43 862) Einwohner. Selbst die letztere Zahl beruht keineswegs auf Uebertreibung. In Craiova wohnen mehr als 3000 Katholiken, 1800 Israeliten und 950 Serben.

3510 Häuser. 27 orthodoxe Kirchen, 1 katholisches, 1 protestantisches und 3 hebräische Gotteshäuser.

10) Dorohoiu. 478 Kilometer von Bucurescî. 7096 (9800) Einwohner, nach Damé sogar 14 000 Seelen, gewiss ist, dass 60 % der Bevölkerung Israeliten sind. 2 Kirchen, 2 Primarschulen.

11) Huși. 236 Kilometer von Bucurescî. 12 004 (15 253) Einwohner. Die Stadt wurde im 15. Jahrhundert durch vertriebene Hussiten gegründet. Sie besitzt ein Diöcesan-seminar mit 118 Schülern, eine 1491 erbaute Kathedrale, 6 Kirchen, 5 Volksschulen, 1 Gewerbeschule für Mädchen. Huși ist durch den Friedensvertrag vom 21. Juli 1711 zwischen dem Grossvezier Mohamed-Baltadji und Peter dem Grossen bekannt, der Russland vor dem Untergang bewahrte und seine Hegemonie im Norden und Osten Europas ermöglichte.

12) Târgul-Jiului. 3712 (4242) Einwohner. 5 Kirchen, 1 Normalschule, 2 Primarschulen.

13) Călărași. 7734 (10 346) Einwohner, davon 300 Griechen. 1700 Häuser. 3 Kirchen. 1 Gymnasium, 3 Primarschulen. 1 Spital.

14) Iași. 461 Kilometer von Bucurescî. 62 689 (70 280) Bewohner. 10 000 Häuser. 43 Kirchen. Hauptstadt der Moldau von 1565 bis 1862. Civil- und Militärspitäler. Universität, 2 Lyceen, 2 Gymnasien, Conservatorium für Musik und Declamation, Schule der schönen Künste, höhere Normalschulen, 18 Primarschulen, 1 Gewerbeschule, 1 Normalschule für Mädchen. Nach Iași flüchtete 1711 Peter der Grosse, dessen Gemahlin Katharina den Grossvezier bestach (siehe Huși). Am 18. April 1788 Gefecht zwischen Natir Pascha und dem österreichischen Oberst Fabri, 1812 Zerstörung durch die Janitscharen.

15) Bucurescî. In seiner Umgebung liegt Herăstreu, Stelldichein der Liebespärchen, eine halbe Stunde ausserhalb der Stadt; der Platz besitzt eine Quelle mit gutem, sehr wohlschmeckendem Wasser; Colentina, Dorf mit fürst-

lichem Schloss und dem Grabmal des Fürsten Gregor Ghika, Pantelimonă und Colea mit Hospitälern.

16) Turnu-Severin. 362 Kilometer von Bucuresc. 7500 (17437) Seelen. Die Einwohnerzahl dürfte nicht höher als 10000 sein. 9 Kirchen. 1 Gewerbeschule, 3 Primarschulen. Donau-Dampfschiffahrts-Agentie, Filial-Schiffswerfte, Maschinenwerkstätte mit 300 Arbeitern.

17) Câmpulung. 9325 (12978) Einwohner. 24 (?) Kirchen. 1 Spital.

18) Piatra. 13890 (16240) Seelen. 7 orthodoxe Kirchen, darunter Mănăstire Domneasca, erbaut 1497. 1 lipovenisches Bethaus, 2 Synagogen, 1 armenische, 1 katholische Kirche. Primarschulen, Gymnasium.

19) Slatina. 189 Kilometer von Bucuresc. 5554 (8162) Einwohner. 9 Kirchen. 1 Spital.

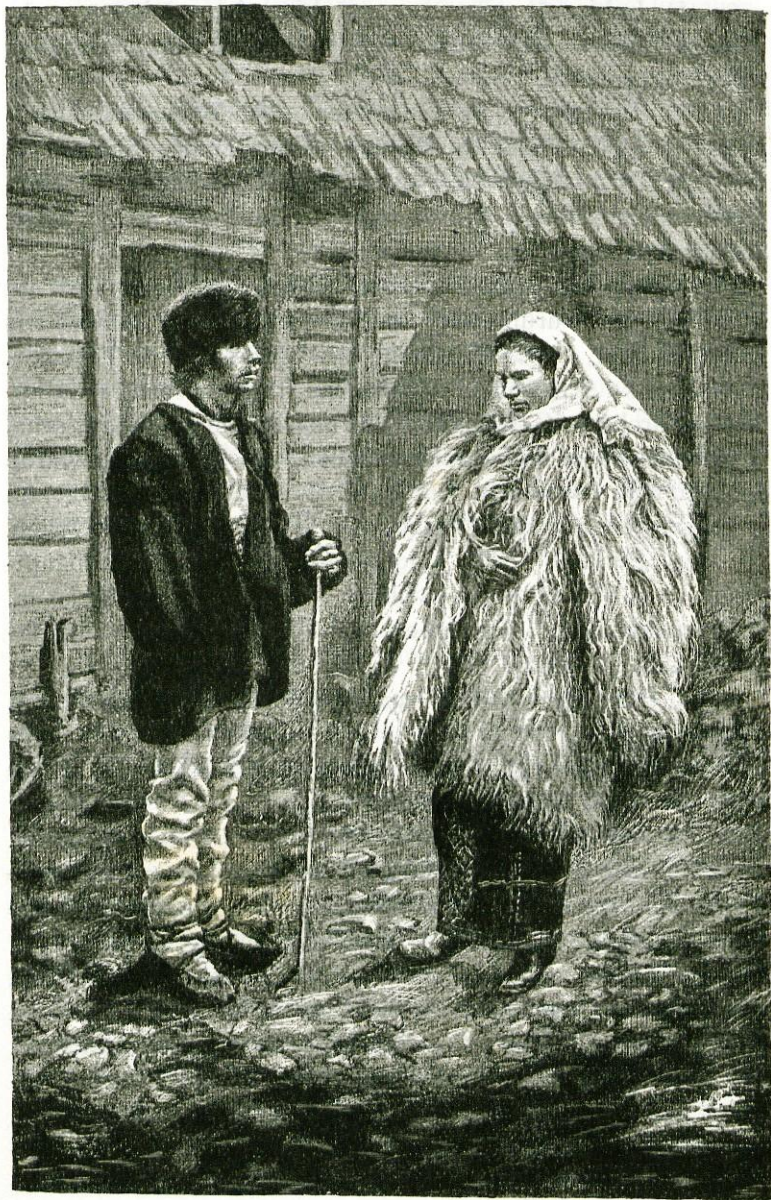
20) Ploesc. 59 Kilometer von Bucuresc. 145 Meter über dem Meere. 33691 (41230) Einwohner, davon 2000 Juden. 6064 Häuser. 29 Kirchen, davon 1 katholische, und 3 jüdische Bethäuser. 1 Lyceum, 1 Gewerbeschule, 1 Normalschule, 1 Handelsschule, 11 Primarschulen. 1 Spital.

21) Focșani. 198 Kilometer von Bucuresc. 15434 (23205) Seelen. Die letztere Zahl dürfte glaubwürdiger sein als die erste. Angeblich 6000 Israeliten, 2600 Fremde. 8 Primarschulen, 1 Lyceum, 1 armenische, 1 israelitische Schule. 27 orthodoxe, 1 katholische, 2 armenische Kirchen, 2 Synagogen. Markt am 17./29. April. Am 1. August 1789 siegten hier Prinz Coburg und Suwaroff über die Türken.

22) Râmnicu-Sărat. 162 Kilometer von Bucuresc. 9544 (11984) Seelen. 4 Primarschulen. 2 Spitäler.

23) Roman. 345 Kilometer von der Landeshauptstadt. 13334 (16996) Einwohner. 4300 Häuser. Seminar. Militär-Divisionsstab. 7 orthodoxe, 2 katholische, 1 armenische, 1 lipovenische Kirche. Spital.

24) Caracal. 8700 (13545) Seelen. Zur Annahme könnte das Mittel empfohlen werden. 11 Kirchen, 1 Gewerbeschule, 4 Primarschulen. Spital.



Landleute von Câmpulungü.

25) Folticenî. 7802 (11200) Einwohner, davon mehr als die Hälfte Israeliten. Gymnasium, 4 Primarschulen, 1 Gewerbeschule. Spital.

26) Tecuci. 236 Kilometer von Bucurescî. 9081 (12289) Seelen. 6 Volksschulen, Gymnasium. Spital.

27) Turnu-Măgurele. 5780 (6748) Einwohner. Hafenplatz an der Donau und an der Mündung des Oltû, daher lebhafter Handel mit Cerealien.

28) Tulcea. 15236 (21826) Seelen. Die letztere Zahl ist die glaubwürdigere. In Tulcea wohnen mindestens 3000 Russen, 1600 Griechen, 800 Türken, 700 Tartaren. 5 orthodoxe Kirchen, 2 Moscheen, 1 armenische, 1 katholische Kirche. 1 Gymnasium, 2 Primarschulen, 2 bulgarische, 2 griechische, 2 katholische Schulen. Im Jahre 1789 wurde Tulcea vom russischen Admiral Ribas erstürmt, am 9. Juni 1791 siegten hier die Russen unter Repin über die Türken.

29) Bêladû. 286 Kilometer von der Landeshauptstadt. 19451 (25270) Bewohner. 12 Kirchen, 1 Lyceum, 9 Primarschulen, 1 Gewerbeschule für Mädchen, 1 Töchterpensionat, 1 Spital.

30) Râmnicu-Vâlcea. 3746 (4578) Seelen. 1 Seminar. 12 Kirchen.

31) Vaslui. 338 Kilometer von Bucurescî. 6419 (7280) Einwohner. 2 Primarschulen. 1 Spital.

32) Giurgiu. 74 Kilometer von der Landeshauptstadt. 12740 (19999) Seelen. Das Mittel kann zur Annahme empfohlen werden. 4 orthodoxe, 1 griechisches, 2 jüdische Gotteshäuser. Gymnasium, 4 Primarschulen. 1 Spital.

Es würde zu weit führen, alle übrigen Städte und Marktflecken Rumäniens hier zu charakterisiren. Es seien daher nur noch einige der interessantesten gekennzeichnet.

Der Verwaltung nach gehört zum District Băcău Moinescî mit 700 Familien, unter denen 400 israelitische sind, Târgulŭ-Ocna und der Weinbergort Odobescî. Im Bezirke Botoşani liegt Hirleu, im Bezirke Buzău Mizilŭ mit 8000 Seelen; im Districte von Constanţa treffen wir Cernavoda mit 3000 Seelen, worunter 650 Rumänen, 500 Griechen,

680 Tartaren, 180 Bulgaren; Hirsowa mit 426 Familien, wovon 220 türkische; das handeltreibende Ostrovü besitzt 450 rumänische Familien. Zum Kreise Dorohoiü, dem Eldorado der Israeliten, gehören die beiden gänzlich verjudeten Marktflecken Herța und Mihaileni. Im ersteren waren von 827 Familien 627 jüdisch, im letzteren von 3000 Seelen 2245 Israeliten; es sind dies also Orte, vollkommen der Mühe werth, ihretwegen eine Reise von 200 Meilen zu machen. Radauți und Darabini reihen sich ihnen ebenbürtig an. Im Kreise Jaloșița findet man Gura Jaloșiței und Slobozia; im District Prahova Cămpina, 95 Kilometer von Bucuresci, mit 3800 Seelen, 3 Kirchen und 2 Primarschulen; im Kreise Teleormanü liegt die 10000 Einwohner zählende, vom Fürsten Cuza regelmässig angelegte Stadt Alecsandria sowie Rosi de Vede mit 1462 Seelen und 8 Kirchen.

4. Die Finanzen.

Das rumänische Finanzgebahren erweist sich als ein sehr festes, so dass der Staat ohne störende Zwischenfälle in 10 Jahren die Periode der Deficits gänzlich überwunden haben wird. Nicht am wenigsten tragen dazu die vermehrten Einkünfte bei; die Tabaksteuer bringt seit Einführung des Monopols jährlich 16 Millionen, statt der früheren $1\frac{1}{2}$ Millionen Lei, Alkohol ergibt statt $1\frac{1}{2}$ Millionen 7 Millionen, die Zölle gewähren 16 statt 8, die Grundsteuern 8 statt 4 Millionen Lei.

Die für unsere Generation interessanten Finanztabellen Rumäniens beginnen mit dem Jahre 1861, das heisst mit dem Zeitpunkt der endgiltigen Vereinigung der beiden Fürstenthümer und einer für beide gemeinsamen Finanzverwaltung. Im Jahre 1861 beliefen sich die Staatseinkünfte auf nur 34 Millionen Lei, 1865 auf 47 Millionen, 1870 auf 62 Millionen, 1875 auf 86 Millionen, 1880 auf 128 Millionen, 1886 auf 130 Millionen. Nettodeficits von

1861—65 betrug 13¹/₂ Millionen, das Deficit von 1866—70 29³/₄ Millionen, von 1871—75 12¹/₃ Millionen, 1876—80 18 Millionen, Deficit von 1880/81—1885/86 10 Millionen. Die letzte Periode ist die des liberalen Gebahrens. Die liberale Regierung fand bei ihrem Antritt eine wenig löbliche Finanzverwaltung vor, an deren Deficits sie bis vor Kurzem zu arbeiten hatte. Von 1871—75 endete nur ein Jahr ohne Deficit, von 1876—80 zwei Jahre, von 1880/81—86 zwei Jahre. Das jetzige Deficit vom vorigen Jahre beträgt 8¹/₂ Millionen, es repräsentirt so ziemlich das Agio. Dabei traten in den elf Jahren des liberalen Elementes folgende Steuernachlässe ein. Zunächst am Salz in neun Jahren eine Reduction von 2 Millionen Lei, Lizenz 24 Millionen, Personalsteuer 23 Millionen, für höhere Steuer und Spitalabgaben 1 Million, Tabak 9¹/₃ Millionen, Branntwein 2¹/₂ Millionen, Eisenbahntarif 4 Millionen, im Ganzen also bis Ende 1884/85 66 Millionen, das ist 17 Millionen per Jahr Reduction oder 48⁰/₀, bei Abzug der Domänen sogar 57⁰/₀ des Budgets, so dass in 9 Jahren ¹/₂ Jahr Budgeteinnahme abgelassen worden ist. Bei Uebernahme durch die Liberalen wies das Budget 86¹/₂ Millionen Lei aus, mit einem jährlichen Deficit von 12 Millionen Lei und einer schwebenden Budgetschuld von 33 Millionen Lei. Jetzt sind die Steuerrückstände mit 1—2⁰/₀ gegen die damaligen 12—15⁰/₀ sehr gering, die indirecten Steuern heben sich, und die Einkünfte sind von 86 auf 125 Millionen gestiegen, wobei Tabak und Eisenbahn schlecht gerechnet wurde, so dass sich streng genommen 150 Millionen ergeben; trotz des Nachlasses von 66 Millionen und des Agios, welches auf das Finanzgebahren drückt, ist ein geringeres Deficit vorhanden. Dieses mindert sich durch die indirecten Steuern, es wird sogar ganz verschwinden, und man hofft, sich ein für allemal aus der Deficitwirthschaft herauszuarbeiten. Die Einnahmen vertheilten sich je im Durchschnitt von fünf Jahren, auf Millionen Lei abgerundet, wie folgt:

Periode	Directe Steuern	Indirecte Steuern	Domänen	Oeffentliche Arbeiten	Post und Telegraphen	Sonstige Posten	Zusammen
1871—75	23 $\frac{1}{2}$	24	15 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	1	8 $\frac{3}{4}$	74 $\frac{1}{4}$
1876—80	23	36 $\frac{3}{4}$	17	12 $\frac{1}{2}$	2 $\frac{1}{2}$	15 $\frac{1}{2}$	107 $\frac{1}{4}$
1881—85	26	51 $\frac{1}{2}$	18	8 $\frac{1}{3}$	7 $\frac{3}{4}$	12 $\frac{3}{4}$	124 $\frac{1}{3}$

Die Staatsschuld belief sich 1865/66 auf 792 $\frac{1}{2}$ Millionen für Deficits, 546 Millionen für Eisenbahnschulden und öffentliche Arbeiten. Ersterer Posten bildet 31 $\frac{0}{10}$, letzterer 69 $\frac{0}{10}$ des Ganzen. Im Jahre 1886 betrug die Staatsschuld 689 Millionen; 184 Millionen Deficit waren abgezahlt, 504 $\frac{1}{3}$ Millionen oder 73 $\frac{0}{10}$ entfielen auf öffentliche Angelegenheiten und zwar für Eisenbahnen 453 Millionen ohne Amortisirung, 24 $\frac{3}{4}$ Millionen für Armee, 22 $\frac{3}{4}$ Millionen für öffentliche Bauten, 3 $\frac{1}{2}$ Millionen für Credite und industrielle Zwecke. 1876 zählte man 563 Millionen Staatsschulden, für die man 60 Millionen ohne Agio bezahlte, das macht 10 $\frac{3}{4}$ $\frac{0}{10}$, 1886 bezahlte man für 689 Millionen 52 $\frac{3}{4}$ Millionen mit Agio also 7 $\frac{1}{2}$ $\frac{0}{10}$.

An Staatsgütern wurden von 1868—86 152 610 Hektar für 51 Millionen Lei verkauft, zu 5 $\frac{0}{10}$ gerechnet gibt das 2 $\frac{1}{2}$ Millionen jährlich, trotz alledem sind die Domänen-Einkünfte nicht gesunken, sondern gestiegen. Man könnte noch achtmal so viel wie bisher verkaufen und mithin 400 Millionen aus den Staatsdomänen beziehen. Es ist dies höchst erfreulich, da ein solcher Vorgang eine eminente Bedeutung besitzt. Er gewährt die Mittel, neu sich bildenden Bauernfamilien billig Grund und Boden zu überlassen, und er lässt kein landwirthschaftliches Proletariat aufkommen. Unverhältnissmässig viel neue Ansiedelungen sind besonders im District Jalomița entstanden, der bisher nur schwach bevölkert war.

Die Staatssparcasse hat einen erfreulichen Aufschwung erfahren. Sie erntete an Einlage:

1865: 60 000 Lei

1870: 85 000 „

1875: 500 000 Lei

1880: 1 000 000 „

1885: 16 000 000 „

Die Civilliste des Königs wies einen Betrag von 620 000 Gulden auf. Sie war ausser Serbien (450 000 fl.), Bulgarien (300 000 fl.) und Montenegro die geringste. Hinter Griechenland (650 000 fl.), Baden (700 000 fl.), Holland (800 000 fl.), Würtemberg (1 000 000 fl.), Dänemark (1 200 000 fl.), Sachsen (1 300 000 fl.), Portugal (1 900 000 fl.) und Belgien (2 100 000 fl.) stand sie entschieden zurück. Jedoch sind dem König dreizehn unveräusserliche, sehr werthvolle sogenannte Krondomänen verliehen worden, deren Ergebniss gegenwärtig auf 13 Millionen Lei geschätzt wird. Um einen Einblick in das rumänische Budget zu ermöglichen, sei hier dasjenige wiedergegeben, welches durch das Gesetz vom 23. März 1883 für 1884/85 festgestellt wurde. Danach entfielen auf:

Die Ausgaben:

	Lei	Bani
Oeffentliche Schuld	50 130 063	87
Ministerrath	62 960	—
Finanzministerium	10 709 539	—
Kriegsministerium	30 551 213	—
Justizministerium	4 739 978	—
Ministerium des Innern	9 897 402	—
Ministerium der öffentlichen Arbeiten	4 418 024	—
Ministerium für Cultus u. öffentl. Unterricht	12 786 239	—
Ministerium des Aeussern	1 587 363	19
Domänen, Ackerbau und Industrie	3 961 860	39
Andere Posten	1 424 849	63
	130 269 492	08

Die Einnahmen:

	Lei	Bani
Directe Steuern	24 930 000	—
Indirecte Steuern	58 330 000	—
Domänen	20 075 566	—
Inneres	4 830 000	—
Transport	108 165 566	—

	Lei	Bani
Transport	108 165 566	—
Finanzen	2 353 000	—
Oeffentliche Arbeiten	9 617 925	44
Oeffentlicher Unterricht	104 222	—
Justiz	3 000	—
Aeussere Angelegenheiten	125 000	—
Krieg	783 000	—
Diverse Einkünfte	7 717 720	27
Von 1882/83	1 400 000	—
	130 269 433	71

Die Einnahmen für 1886/87 waren mit 138 237 693 Lei berechnet, mit 10 698 975 Lei mehr als im Vorjahre, das Ausgabebudget ist mit 134 244 650 Lei ausgeworfen, so dass ein Ueberschuss von 4 Millionen erzielt werden soll, woran freilich die Juninisten noch nicht glauben wollen. Wie viel geringer gestaltet sich dagegen das Staatsbudget desjenigen vielgenannten Nachbarstaates, dem jetzt ein ähnlicher Entwicklungsgang wie Rumänien vorbehalten zu sein scheint! Das bulgarische Amtsblatt bezifferte das Budget pro 1887 wie folgt: Einnahmen aus den directen Steuern 29 807 508, indirecte Steuern 16 165 398, andere Eingänge 1 245 360, Ersparnisse 510 388, Summa der Einnahmen 47 728 654 Lei. Die Ausgaben betragen: Hofverwaltung und obere Verwaltung 1 529 092, Staatsschulden 2 239 898, Finanzminister und Nationalbank 9 148 676, Inneres 6 742 480, Auswärtiges 3 768 862, Unterricht 2 314 335, Justiz 3 486 722, Krieg 18 207 349; Summa der Ausgaben 47 437 434; Ueberschuss der Einnahmen 291 220 Lei.

5. Heeresorganisation.

Die rumänische Armee ist das ureigene Werk des Königs Karl I., sie ist das Werkzeug, auf welches der Monarch mit Stolz und freudiger Genugthuung hinblicken darf, überzeugt, dass es ihm in politisch düsterer Stunde

den Thron, seinem Lande die heissersehnte, mühsam erkämpfte Unabhängigkeit erhalten wird. Als der Hohenzollernsohn ins Land kam, fand er einen matten Sinn und eine Armee vor, die dank den Bemühungen des Fürsten Cuza im Begriff stand, sich zu entwickeln. Die Bewaffnung war indessen noch mangelhaft, der gemeine Soldat ein undisciplinirter träger Gesell, der Officier weder im Salon noch im öffentlichen Verkehr gut angeschrieben, der Schatz seiner Kenntnisse war gering, sein Fleiss noch viel unbedeutender. Mit dem Einzug des ehemals preussischen schneidigen Gardeofficiers hielt auch ein neuer Geist seinen Einzug in die Reihen der rumänischen Kriegerschaaren. An allen Ecken und Enden kam man in Bewegung, Reformen fanden in allen Branchen und in jeder Hinsicht statt, und das scharfe Auge des Königs überwachte den begonnenen Neuguss.

Bereits vor zehn Jahren gab der russisch-türkische Krieg Gelegenheit zu beweisen, wie vorzüglich das Werk des hohen Reformators ausgefallen; gegenwärtig nimmt die rumänische Armee eine noch weit mehr achtungsgebietende Stellung ein, wie dies die Erklärungen des Kriegsministers in einem durch die bulgarischen Wirren hervorgerufenen Ministerrath zur Genüge darthun. Rumänien besitzt demzufolge 400 Geschütze, 200 weitere sind bei Krupp bestellt und werden demnächst in Bucurescî eintreffen, ausserdem ist — last not least — für den Fall, dass Rumänien in eine Action eintreten muss, ein Capital von 20 Millionen in Gold bereit. Und als Entgegnung auf eine an ihn ergangene Interpellation gab Kriegsminister Angelescu December 1886 noch andere wichtige, auf das Ergänzungswesen bezügliche Notizen. Demzufolge beträgt das alljährliche Recruten-Contingent 28 000 Mann, wovon 11 000 Mann auf die permanent unter Waffen stehenden Truppen und 17 000 Mann auf die nur zu periodischen Dienstleistungen einberufenen Dorobanzen entfallen. Da die Dienstzeit bei den stehenden Truppen drei Jahre, bei den Dorobanzen fünf Jahre beträgt, so ergibt sich für

erstere ein Normalstatus von 33 000 Mann, für letztere von 85 000 Mann. Zuzüglich der Reserven kann demnach Rumäniens Heeresmacht mit 150 000 Mann veranschlagt werden, eine Ziffer, die gewiss zu niedrig gegriffen ist. Sie bildet einen beachtenswerthen Factor, zumal sich Bewaffnung — die Einführung des Repetirgewehres Mannlicher ist zwar unwahrscheinlich — und Schulung der Truppen vollständig auf der Höhe aller Ansprüche unseres Jahrhunderts erhalten. Dieses tüchtige Heer würde durch die Vollendung der Bucurescïer Befestigungsarbeiten, ausgeführt nach den Entwürfen des belgischen Generals Brialmont, eines zweiten Vauban, welche Bucurescï in eines der grössten Heerlager verwandeln, eine erhöhte Bedeutung gewinnen. Für die genannte Arbeit sind 200 Millionen Lei bewilligt worden; die damit verknüpften Schiessübungen gegen aufgestellte Panzerthürme auf dem Plateau von Cotroceni haben die Aufmerksamkeit aller europäischen Officierskreise erregt. Dünkt uns nun die von den Befestigungsarbeiten verschlungene Summe eine ungeheure, so ist dafür der jährliche Budgetposten des Kriegsministeriums ein niedriger. Während vom Gesamtbudget des Jahres 1886 die Heeresleitung in Serbien 33⁰/₀, in Russland 28⁰/₀, Frankreich 28⁰/₀, in Deutschland 26⁰/₀ beansprucht, erfordert sie in Rumänien 22⁰/₀. Die Armee Italiens mit 20⁰/₀ und die Oesterreich-Ungarns mit 15⁰/₀ repräsentiren sich als noch anspruchsloser.

Es sei hier zunächst gezeigt, aus welchen Anfängen die jetzige Armee Rumäniens hervorgewachsen. Als Fürst Cuza zur Herrschaft gelangte, fand er in der Walachei ein stehendes Heer von 6126 Mann vor. Ausserdem waren angeblich vorhanden 4677 Gendarmen der Walachei und 934 der Moldau, 7397 Volkswehrmänner und Grenzwächter der Walachei und 12730 der Moldau, Alles in Allem 34144 waffentragende Individuen. Von ihnen kamen zunächst nur die 8406 Köpfe des stehenden Heeres in Betracht; sie erschienen dem Fürsten so gering, dass er entgegen dem Pariser Vertrag von 1856 das Corps auf 11 000 Mann erhöhte. Zugleich errichtete er die Milizen und die Doro-

banzen; er bemühte sich beständig, die stehenden Truppen zu vermehren, und es schien, als strebe er dahin, auf diese Weise eine politische Rolle zu spielen. Im Jahre 1861 erbat und erhielt Cuza von der französischen Regierung eine Anzahl Officiere und Unterofficiere und liess das rumänische Heer nach französischem Vorbild einexerciren und kleiden, weshalb dasselbe auch noch heute, trotzdem König Karl I. auf alle mögliche Art das vielbewährte preussische Modell bevorzugt, an die Helden der Pariser Boulevards erinnert. Bei der Abdankung Cuzas wies das rumänische Heer folgende Zusammensetzung auf:

I. Stehende Armee.

- 1) Stäbe, Intendanz, Administration.
- 2) Infanterie: 8 Regimenter à 3 Bataillone à 4 Compagnien und 4 Jäger-Bataillone à 4 Compagnien.
- 3) Cavallerie: 2 Lanciersregimenter à 4 Escadrons.
- 4) Artillerie: 2 Regimenter à 8 Batterien à 6 Geschützen und 1 Train-Abtheilung.
- 5) Genie: 2 Sappeursbataillone à 4 Compagnien und 1 Compagnie Pontoniers.
- 6) Gendarmen: 2 Compagnien und 5 Escadrons.
- 7) Pompiers: 1 Bataillon in Bucuresci, 2 Compagnien in Jasi.
- 8) Train: 2 Escadrons.
- 9) Sanitätswesen: 80 Mann.
- 10) Marine: 1 Dampfer, 5 Kanonenboote, 2 Compagnien.

Die Gesamtstärke sollte sich auf 25 315 Mann belaufen.

II. Die Dorobanzen sollten 8 Divisionen mit 30 Escadrons umfassen, ihr Stand 12 246 Mann und 12 256 Pferde sein.

III. Die Grenzwache wurde auf 9 Bataillone mit 33 Compagnien und 21 476 Mann festgestellt, das gesammte Material sollte 85 000 Mann ergeben.

Sobald König Karl an die Spitze der Armee gelangte, sahen sich die französischen Officiere derart vernachlässigt, dass man in Paris ihre Abberufung verfügte. An ihren Platz traten jetzt zum Theil preussische, zum Theil öster-

reichische, unter den letzteren besonders solche, die dem siebenbürgischen Rumänenthum angehören, wie z. B. einer der Helden von Plewna, der jetzige Oberstlieutenant Groza, bekannt als Militärschriftsteller; ihm sind einige dieser Angaben zu danken. Als Schriftsteller hat sich ferner Oberst A. Gorjanŭ ausgezeichnet.

Am 24. October 1866 hatte Karl I. gelegentlich seiner Anwesenheit in Constantinopel die Investitur und das Recht erhalten, sein stehendes Heer auf 30 000 Mann zu bringen; er gesellte daher laut Decret vom 9. August 1868 den drei vorhandenen Truppenkörpern einen vierten, die Miliz hinzu und setzte ihn vorläufig mit 30 Bataillonen à 6 Compagnien fest. Das Gesetz vom 27. März 1872 bestimmt die Organisation des Heeres wie folgt:

I. Reguläre Armee.

Stehendes Heer.

	Officiere	Mann	Summa	Ge- schütze	Pferde
Stäbe	133	—	133	—	106
Intendanz, Administration .	111	679	790	—	179
Infanterie: 8 Regimenter zu je 3 Feld- und 1 Depôt- bataillon à 4 Compagnien	552	32448	33000	—	88
Jäger: 4 Bataillone à 4 Com- pagnien	88	2592	2680	—	16
Cavallerie: 4 Regimenter à 4 Feld- u. 1 Depôtscadr.	124	2932	3056	—	2688
Artillerie: 4 Regimenter à 8 Batterien à 8 Geschützen, 1 Compagnie und 3 Sec- tionen Handwerker . . .	170	4784	4954	192	3300
Genie: 1 Bataillon Sappeurs à 4 Compagnien u. 1 Com- pagnie Pontoniers . . .	30	770	800	—	19
Train: 1 Escadron	4	157	161	—	191
Gendarmen: 2 Compagnien und 2 Escadrons	8	295	303	—	8
	8	230	238	—	245
Sanitätswesen: 1 Compagnie	69	117	186	—	4
Militärschulen	21	457	478	—	81
Marine: 3 Dampfer, 6 Ka- nonenboote	20	246	266	—	—
	1338	45707	47045	192	6925

II. Territorialarmee.

	Officiere	Mann	Summa	Ge- schütze	Pferde
16 Regimenter Dorobanzen	570	49280	49850	—	582
8 Regimenter Calarasien	172	11128	11300	—	11308
30 Batterien (im Frieden ausser Dienst)	170	4716	4886	192	3300
2 Bataillone Pompieri	56	1671	1727		578
	968	66795	67763	192	15768
Reguläre Armee	2306	112502	114808	384	22693

III. Irreguläre Armee.

30 Bataillone Miliz	—	47746	47746	—	—
Summa der gesammt. Armee	2306	160248	162554	384	22693

Seit Aufstellung dieser Liste resp. seit dem letzten russisch-türkischen Kriege hat der König unermüdlich für die Vermehrung des Heeres gesorgt. Die Dorobanzenregimenter wurden auf 30, die der Miliz und ihrer Cavallerie ebenfalls auf die genannte Zahl vermehrt. Hierzu kamen 4 Calarasienregimenter sowie die in der Dobrogea gebildeten Truppen, zu denen im März 1887 noch 2 neue Dorobanzen- und 1 Calarasienregiment getreten sind. Die Flotte weist jetzt einen Bestand von 4 Avisos, 3 Kanonenbooten, 1 Schulschiff, 1 Torpedofahrzeug, 2 Torpedobooten und 10 Schaluppen mit 60 Officieren und 700 Mann auf.

Das ganze Staatsgebiet zerfällt in vier Armeecorpsbezirke und einen Divisionsbezirk (Dobrogea). Sitz des 1. Corps ist Craiova, Sitz des 2. Corps Bucurescǎ, Sitz des 3. Corps Galaţi, Sitz des 4. Corps Jaşi, Sitz des 5. Armeekorps Tulcea. Jedes Corps hat seine eigene Intendanz und sein Spital. Die Feldtruppen eines jeden Corps werden aus dem stehenden Heer und den Territorialtruppen gebildet, jedes Corps zunächst zu 28 000 Mann, die Tulceaer Division der Dobrogea zu 16 000 Mann gerechnet. Die zu dieser Eintheilung noch fehlenden 4 Jägerbataillone, 2 Cavallerieregimenter und Geniecompagnien sind momentan in der

Bildung begriffen. An militärischen Anstalten bestehen 1 Militärwaffenfabrik und 14 Militärhospitäler. Der Generalarzt der Armee, Dr. Theodori, gehört zu den wissenschaftlich und menschlich bedeutendsten Männern des Landes.

Die Officiersschule von Bucuresci mustert jährlich 150 Officiere aus, für den Bedarf der Armee kaum ausreichend. Die Unterofficiersschule von Bistrita producirt gleichfalls Officiere, ausserdem senden zwei Untererziehungsschulen ihre Zöglinge nach der Bucurescier Officiersschule, wo übrigens auch Studenten aufgenommen werden, welche eine entsprechende Prüfung abzulegen vermögen. Nach zwei Jahren erfolgt die Ernennung zum Officier; das alsdann übliche Avancement ist ein sehr schnelles und ein viel günstigeres als in Oesterreich und in Preussen, weshalb der Uebertritt aus den Armeen jener Staaten unleugbar als ein Act der Klugheit erscheint. Auch die Gage muss eine durchaus acceptable genannt werden, obgleich die Uniform der Officiere aus sehr feinem Tuch besteht, durch Regen leicht ruiniert wird und mithin viel Ausgaben erfordert. In die Bistritaer Schule können Unterofficiere eintreten, die Officiercharge zu erlangen wünschen. Die Anstalt entspricht den gewöhnlichen Cadettenschulen, während die Bucurescier Lehranstalt mit der Wiener Neustädter Akademie correspondirt. Die tüchtigsten der Bucurescier Zöglinge werden der Artillerie und dem Genie zugetheilt, sie besuchen noch zwei Jahre lang Specialschulen. Viele von ihnen schickt man auch nach dem Auslande. Eine Generalstabsschule soll errichtet werden, eine zweite Unterofficiersschule thäte gleichfalls noth, denn die Wichtigkeit der Bistritaer ist nicht genug hervorzuheben, obgleich wir keineswegs gesonnen sind, gegen gewiegte Militärschriftsteller anzukämpfen, nach deren Meinung jenem Officiercorps der einheitliche Geist mangelt, dessen Mitglieder verschiedenen Gesellschaftsclassen entsprossen sind.

Ueber die innere Einrichtung der rumänischen Wehrkraft muss Folgendes gesagt werden. Vor dem Regierungsantritt des Fürsten Cuza herrschte ein Recrutirungs-

brauch, der geradezu an die Despoten Innerafrikas und an ihre Sklavenjagden gemahnt. Allgemeine Wehrpflicht existirte damals nicht, jeder Flecken und jedes Dorf waren vielmehr verpflichtet, eine bestimmte Anzahl Recruten herbeizuschaffen, gleichgiltig, von wo bezogen. Da nun aber die Dienstzeit 25 Jahre währte und die Behandlung der tapferen Krieger keine gute war, so hütete sich ein Jeder sorgfältig, Soldat zu werden. Fast nie gelang es den Behörden, ihr vorgeschriebenes Quantum von Menschenmaterial zu liefern, und es blieb daher nichts übrig, als vollständige Razzias auf die Militärpflichtigen zu unternehmen. Ganze Dörfer wurden umschlossen, die Bewohner überfallen und die gesetzliche, auch wohl die ungesetzliche Anzahl von Recruten gefesselt und fortgetrieben. Jeder Widerstand war vergebens, Rettung vermochte nur eine Handvoll Ducaten zu gewähren, die die Eltern der Gepressten dem Militärarzt in die Hand drückten, damit er den kräftigsten Burschen für kränklich erkläre. Da nun nicht jede Familie klingende Münze besass oder dieselbe nicht eines mittelalterlichen, barbarischen Gesetzes halber verlieren mochte, so versteckten sich oft sämmtliche jungen Burschen einer Ortschaft monatelang, erst wieder erscheinend, wenn weniger gut Verborgene die Unglückszahl vollgemacht. Eine düstere, schreckensvolle Zeit! Heutigentages gilt jeder taugliche Rumäne als persönlich militärpflichtig. Der Dienst im stehenden Heere ist jetzt dreijährig, in der Territorialarmee fünfjährig. Nach Ablauf dieser Zeit verbleibt man in der Reserve bis zum 30., in der Miliz bis zum 36., im Landsturm bis zum 46. Jahre. Ausserdem gibt es noch Freiwillige und aus der Reserve wieder Eintretende. Die Entscheidung betreffs der stehenden Armee und der Doro-banzen richtet sich danach, ob der Stellungspflichtige ein hohes oder ein niedriges Loos gezogen hat.

Die Territorialarmee repräsentirt eine uralte, aus dem 15. Jahrhundert stammende nationale Einrichtung und wurde seit jeher zum Zolldienst und zur Grenzbewachung bestimmt. Dagegen thun die mit ihr correspondirenden Calaraşien-

regimenter keinen Grenzdienst, doch ersetzen sie die Landgendarmarie, so dass man jedem Souspräfecten eine Anzahl behufs Aufrechterhaltung der Ordnung beigegeben hat. Die Dorobanzen, auch Curcanü genannt, weil sie an der schwarzen Lammfellmütze eine Truthahnfeder tragen, haben im Frieden keinen permanenten Dienst. Monatlich treten sie auf 10 Tage unter die Waffen, während der übrigen 20 Tage können sie ihren häuslichen Beschäftigungen nachgehen. Die 30 Dorobanzenregimenter entsprechen den 30 Districten des Landes, ihre jeweilige Stärke richtet sich selbstredend nach der Einwohnerzahl des Bezirkes, das Romanüer Regiment umfasst beispielsweise nur 2300 Mann, wogegen andere Curcanükörper 5—6000 Mann aufweisen. Die weitere Eintheilung ähnelt insofern der der alten österreichischen Grenzregimenter, als 4—6 Dörfer den Rayon einer Compagnie bilden und über ein Waffendepot verfügen. So kommt es, dass das Romanüer Dorobanzenregiment bei 27 Officieren nur 280 Gemeine aufweist; eine weitere nicht zu unterschätzende Folge dieser in Deutschland vielleicht belächelten Institution ist aber auch die, dass jedes Dorobanzenregiment in höchstens 5 Tagen kampfbereit in Bucuresci stehen kann. Zur Miliz gehören alle jungen Leute, die sich aus irgend einem Grunde der Conscription nicht unterworfen, endlich alle diejenigen, welche ihre Dienstzeit im stehenden Heere oder in der Territorialarmee abgeleistet haben. Die Miliz zerfällt in drei Aufgebote, und zwar umfasst das erste Aufgebot die unverheirateten Männer oder Witwer, das zweite die verheirateten Männer ohne Kinder und das dritte die Familienväter. Die Nationalgarde, Bürgergarde oder der Landsturm (glótă) begreift in sich alle Männer zwischen dem 37. und dem 46. Lebensjahre. Sie ist zum Wachdienst an der Grenze bestimmt, falls die reguläre oder die territoriale Armee ausgerückt, die Miliz zum Wachdienst in den Städten consignirt sein sollte. Die Miliz exercirt gleich den Dorobanzen in bestimmten Zeiträumen in ihrer Heimat. Zu ihrer permanenten Ausbildung hat

Gott den Sonntag geschaffen. An ihm schultert der Milizsoldat sein Zündnadelgewehr, welches während der Woche im Winkel seines Stübchens gestanden, und zieht auf den Exercirplatz, wo er mehrere Stunden hindurch gedrillt wird. Seine Quälgeister sind Unterofficiere, seine Führer zur Kriegszeit gebrechliche Officiere.

Es dürfte einleuchtend sein, dass bei einer derartigen Organisation die Stärke der rumänischen Streitkräfte eine äusserst schwer zu bestimmende ist, als unwiderleglich kann nur angegeben werden, dass die stehende und die Dorobanzen-Armee nicht unter 150 000 Mann, die Summe aller vier Classen ohne Mühe 250 000 Köpfe betragen könnte. Noch ist zu erwähnen, dass bei jedem Regiment eine Schule existirt, in welcher Lesen und Schreiben gelehrt wird. Solche Anstalten sollen das Material für die Unterofficiere liefern; sie bilden einen wahren Segen, indem sie dem Krieger die Möglichkeit gewähren, nach Vollendung seiner activen Dienstzeit als halbwegs gebildeter Mensch in seinen Heimatsort zurückzukehren.

Grössere fixirte Manöver kennt man im Lande nicht, man hat sie bisher in Anbetracht ihrer beträchtlichen Kosten unterlassen. Immerhin finden kleinere Vereinigungen statt. So hat man 1886 bei Buzëu 6 Cavallerieregimenter auf mehrere Wochen zusammengezogen. Im Frühjahr wird regelmässig eine Revue abgehalten; mehr erscheint vollkommen unnöthig, da die vielen nationalen Festlichkeiten Gelegenheit zu ebenso vielen Revuen bieten. Wer einigen beigewohnt hat, der muss der Haltung und Ausrüstung der Truppen volles Lob zollen, mangelhaft erscheint einzig und allein das dürftige Pferdmaterial der Calaraşien und der Artillerie. Ein Calaraşienregiment macht den Eindruck, als könne es keine tausend Schritt mehr zurücklegen, und als müssten die kleinen Pferde demnächst umfallen. Ist es nun auch richtig, dass ein solches Regiment einem schweren Kürassiertross nicht widerstehen könnte, so ist es doch ebenso wahr, dass der mit seinem Thiere verkettete, von Kind auf an das Reiten gewöhnte



Curcanü als Grenzwächter.

Calaraşi einem Kosaken völlig gewachsen ist, diesem als Kundschafter gleichkommt und ihn im Kampfe übertrifft. Die dürftige Erscheinung des Rosses rührt daher, dass es dem Reiter eigenthümlich angehört, und dieser für seinen Unterhalt sorgen muss; ausserhalb des Dienstes wird das Schlachtross beliebig verwendet. Obgleich man den Calaraşien mancherlei Vorrechte gewährt, sie nach vierjähriger Dienstzeit entlässt und ihnen bedeutende Steuerabzüge gewährt, so finden sich doch sehr viele wohlhabende Bauernburschen, denen der Calaraşendienst unangenehm dünkt. Man gewinnt sie sofort, indem man ihnen andeutet, man werde sie bei Widerspruch in die Linie einreihen. Juden existiren natürlich weder bei den flotten Calaraşien noch sonstwo in grosser Anzahl; die untauglichen drängen sich in ungeheuren Schwärmen zur Assentirung und die tauglichen besitzen wohlweislich fremdländischen Pass. Unter den Officieren trifft man nur einen Israeliten, unter den Unterofficieren viele; man kann sie als Schreiber und Rechner gut verwenden, nur nicht zum eigentlichen Waffenhandwerk.

Die rumänischen Soldaten gelten als behende und intelligent, sie sind gleich den russischen an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt und können gleich jenen den schroffsten Wechsel von Hitze und Kälte vertragen. Die Uniform der Dorobanzen besteht aus einer Lammfellmütze nebst Feder und Cocarde, aus einem langen grauen Mantel und bis unter die Knie umwickelten Bandagen, Opintschen; die letzteren vertreten die Stelle der Stiefel. Die Miliz hat keine Uniform, sondern trägt die gewöhnliche Volkstracht; die Infanterie führt das Zündnadelgewehr, die Artillerie die gezogenen Geschütze preussischen Musters. Besondere Erwähnung verdienen noch die Pompiers. Sie bilden wie in Frankreich eine Art militärisch organisirter Feuerwehr, die übrigens sehr gut geschult sind und ihrem Berufe völlig entsprechen. Was Henke und Filek von Wittinghausen an Parallelen vorbringen, indem sie die Uniform der Dorobanzen mit denen der österreichischen Grenzer vergleichen,

die der Calaraşien der der preussischen Gendarmen gleichstellen, ist völlig unzutreffend und unergründlich. Die österreichischen Grenzer trugen Tschako und braunen Waffenrock, die heutigen Calaraşien ähneln den preussischen Gendarmen nicht im Geringsten. Ihre feine, höchst gefällige Uniform besteht aus weissen Hosen, blauem Waffenrock und schwarzem Tschako nebst weissem Federstutz. Eines ihrer Regimenter daherfliegen zu sehen, ist einer der grössten Genüsse, deren man in Rumänien theilhaftig werden kann.





D. Culturelle Notizen.

I. Unterrichtswesen.

Das rumänische Unterrichtswesen hat sich dem Staatsbudget zufolge ausserordentlich entwickelt. Dieser Aufschwung trat unter der Amtsführung Maiorescus, welche die Gründung von Realschulen erzielte, klar zu Tage, er ist zum vollen Ausdruck gelangt, seitdem Demeter Stourdza den Posten eines rumänischen Ministers für Cultus und öffentlichen Unterricht versieht. Stourdza, richtiger Sturza oder Sturdza, gehört zu den ausserordentlichsten Männern seines Volkes. Wer jemals der mittelgrossen, gedrungenen Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe, dem kurzgestutzten ergrauenden Vollbart und den geistreichen Augen gegenüber gestanden, der wird die Bedeutung eines solchen Mannes für einen jungen Culturstaat wohl ermessen. Die Thätigkeit des Ministers ist eine ebenso vielseitige als fruchtbare. Bereits in den frühesten Morgenstunden sitzt Demeter Stourdza am Schreibtisch, um mit geringen Unterbrechungen bis in die Nacht hinein zum Segen des Landes zu schaffen. Oft trifft es sich, dass der Minister 14 Stunden, ja noch mehr ohne Pause arbeitet; dabei treten aber sehr häufig historische Missionen an ihn heran, wie die Reise zu den Kaisermanövern und die anlässlich der Zollverhandlungen nach Wien, welche den Minister seinem Arbeitstisch entziehen und mit Strapazen verbunden sind.

Ihrer kann sich Herr Stourdza um so weniger entschlagen, als er die deutsche Sprache in demselben Masse beherrscht wie seine eigene. Möge dieser Mann noch viele Jahre seinem Volke und der Menschheit erhalten bleiben!

Ueber die Vergangenheit Demeter Stourdzas ist zu bemerken, dass er im Jahre 1849 nach Deutschland kam und in München drei Jahre ernsten Studien oblag. Von da ging er nach Göttingen, ein Jahr später nach Bonn. Hier am schönen Rheine fühlte sich der junge, strebsame Rumäne äusserst behaglich, verliess aber trotzdem den Ort nach einem Jahre, um durch einen zweijährigen Aufenthalt in Berlin seinem Studium die Krone aufzusetzen. 1856 kehrte Demeter Stourdza in die Heimat zurück und trat ins politische Leben ein. Zunächst wirkte er als Kanzleiführer der Moldau, sodann als Secretär der provisorischen Regierung vor der Wahl Cuzas. Im Frühjahr 1859 wurde er Minister für Cultus und öffentlichen Unterricht, um dieses Amt bald mit der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten, der Finanzen und der äusseren Angelegenheiten zu vertauschen. Die köstliche Luft Constantinopels war ihm im Jahre 1870 beschieden, damals erfolgte seine Ernennung zum Gesandten Rumäniens in Constantinopel. Gegenwärtig scheint Demeter Stourdza berufen zu sein, die Leitung des Ministeriums des Aeussern zu übernehmen, möglich, dass es ihm bestimmt ist, in schweren Zeiten hiebei sein bedeutendes diplomatisches Talent zu bekunden.

Das Unterrichtswesen hat sich nach allen Seiten hin entwickelt, doch ist man früher leider nicht systematisch, sondern sprungweise vorgegangen, immer nur bemüht, die Bedürfnisse des Augenblicks zu stillen. Da man nun gegenwärtig einen grossen Andrang zu den höheren Lehranstalten constatirt hat, so kommt es vor, dass sich deren Locale für zu gering erweisen, dass die Facultäten über fehlende Laboratorien klagen und Mangel an entsprechenden Bibliotheken herrscht. Schwerer noch als die Abstellung dieser schliesslich überall möglichen Lücken fällt dem rastlosen jetzigen Leiter des Cultusministeriums die Zurück-

weisung eines hochmüthigen Lehrerstandes in die gebührenden Schranken. Die Professoren hielten sich bisher für ganz besonders intelligent und erhaben, beaufsichtigte man sie nicht, so riss in den Schulen leicht Zerfahrenheit ein, der abzuhelpen sich das bisherige Unterrichtsgesetz des Jahres 1864 als durchaus ungenügend erwies. Seine Schöpfer sind die Lehrer, ihre Absicht war, sich dadurch eine Sonderstellung zu schaffen, mittelst welcher sie ausserhalb der Staatscontrolle stehen. Die bezeichnete Kaste bildete eine festgeschlossene Phalanx, gegen welche anzukämpfen Maiorescu und Conta vergebens, die späteren Minister gar nicht versuchten. Demeter Stourdza war der Erste, der, ungeschreckt durch das Factum, dass sein Ressort das dornenvollste und schwierigste, das heisse Ringen unternahm. In der letzten Versammlung des Generalschulraths, October 1886, trat Demeter Stourdza mit entscheidenden Reformplänen auf, welche die Wuth jener Clique wachriefen. Trotz vielstündiger genialer Reden, welche die Wahrheit auf den Kopf trafen, blieb der Erfolg dem Minister versagt, und Demeter Stourdza sah sich veranlasst, seine Pläne der Kammer zu unterbreiten.

Jene Verhandlungen haben auf die jetzigen Lehrkräfte kein günstiges Licht geworfen, am wenigsten die Frage, ob es auch fürderhin dem Lehrer gestattet sein soll, allerlei Nebengeschäfte zu betreiben. Bisher hat es sich getroffen, dass viele Lehrer zu gleicher Zeit Halter von Branntweinschänken waren, gewiss ein Factum, welches ganz seltsam berührt. Es wäre wahrlich zu wünschen, dass sich die öffentliche Meinung Rumäniens der guten Sache annähme und den Cultusminister in seinen Bestrebungen unterstützte. Ueber die Intelligenz der Lehrer lässt sich wirklich nichts Abfälliges sagen. Wir hatten in Băcău Gelegenheit, einer Prüfung beizuwohnen, zu der der dortige Bezirksschulinspector an 70 Dorfschullehrer des Districtes versammelt. Der Mann stellte den Leuten, unter denen sich einige Popen und viele Lehrer in Volkstracht befanden, allerlei Aufgaben, beispielsweise musste einer

von ihnen einigen Kindern eine Fabel erklären und die übrigen Lehrer die Art und Weise seines Vortrags kritisieren. Jährlich finden solche Versammlungen in jeder Districtsstadt in der Dauer von einigen Wochen und zwar während der Ferienzeit statt. Der betreffende Districtsleiter hatte auf Kosten des Cultusministeriums Deutschland bereist, um die Einrichtung der dortigen Lehranstalten zu studiren und daraus zu lernen; übrigens ist er nicht der Einzige, der Deutschland auf diese Art kennen gelernt hat. Auf solche Weise und durch Errichtung von Kindergärten, wo vor Allem die in vornehmen Kreisen vernachlässigte Landessprache herrschen soll, sucht Herr Stourdza seinem Vaterlande kleine und grosse Dienste zu erweisen.

Die Schulstatistik wies 1885 folgende Anstalten auf:

	Anstalten	Lehrer	Schüler
Niedere Lehranstalten:			
Dorfprimarschulen	2459	2378	83076
Stadtprimarschulen { für Knaben	146	479	23832
{ für Mädchen	125	345	12949
Normalprimarschulen	8	85	741
Höhere Lehranstalten:			
Lyceen	7	160	2108
Gymnasien	19	180	2077
Seminarien	9	99	1512
Special- u. priv. Schulen:			
Specialschulen	31	217	2035
Privil. Schulen	205	1120	11124
Handelsschulen	5	56	772
Töchterschulen	12	144	1316
	3026	5263	141542

1884/85 betrug das Budget für die Lyceen und Gymnasien 1195747 Lei, für die Stadtschulen 1037380, für die

Dorfprimarschulen 2021960, für die Specialschulen 392014, für die Töchter Schulen 333451 Lei. Die Bucurescïer Universität umfasste 1886 die Faculté des sciences mit 11 Professoren, darunter Marin (Chemie), Orescu (Geometrie), die Faculté des lettres mit 10 Professoren, darunter Hasdeu (Philologie), Maiorescu (Logik), Tocilescu und Urechia (Geschichte), eine Rechtsfacultät mit 10 Professoren, darunter Pascal (Civilrecht), Negruzzi (Nationalökonomie), eine medicinische Facultät mit 22 Professoren, worunter Dr. Felix (Hygiene). Die drei ersten Facultäten liefern nur Abgangszeugnisse, die medicinische Doctordiplome.

Die Lehrer werden mittelst Concursausschreibens gewonnen, die Unterrichtsprogramme entsprechen denen Frankreichs. Die Primarschulen und die Gymnasien haben je 4, die Lyceen je 7 Classen. Die Schüler, welche die Primarschulen verlassen, treten direct in die erste Classe des Gymnasiums oder Lyceums ein. Um von einer Classe in die andere zu gelangen, ist das Bestehen eines Examens nöthig, welches vom 14. bis 25. Juni dauert. Die Unterweisung geschieht in allen Graden gratis, der Unterricht für die Primarschulen obligatorisch. Der dem Minister beigegebene permanente Rath besteht aus 7 Mitgliedern, der Generalschulrath aus 60.

Wie anders gestalten sich dagegen die früheren Angaben! 1844 kannte man beispielsweise in der ganzen Moldau nur 14 öffentliche, städtische Elementarschulen mit 1244 Schulkindern, auf dem Lande lernten 751 Lesen und 312 Schreiben; drei Districte waren bar von jeder Unterrichtsanstalt.

2. Kirchenverwaltung.

Ebenso wie die politische Unabhängigkeit Rumäniens der Türkei gegenüber stets in Frage gestellt erschien, ebenso war die Stellung der rumänischen Landeskirche eine schwankende. Trotzdem war die rumänische Kirche eine von Constantinopels Patriarchen durchaus unabhängige.

Beweis dafür ist, dass die beiden Metropolen von politischen Versammlungen gewählt wurden und nur eine Anzeigepflicht dieses Vorganges in Constantinopel oblag, Einspruch gegen die Wahl pflegte man nicht zu erheben. Die ruhige Entwicklung der Kirche erfuhr durch die Phanariotenwirthschaft eine Aenderung. Die Fürsten suchten ihren Halt in der Kirche und liessen sich besonders zu Eingriffen in die Rechte derselben in der Walachei hinreissen. Nicht minder wurde die Kirche durch das griechische Protectorat ausgebeutet, sie sollte eine Handhabe zur Befestigung des russischen Einflusses sein. Infolge der politischen Selbstständigkeit erwachte auch das Bedürfniss der kirchlichen, und so gelang es im Frühjahr 1885, die wirkliche, vollkommene, unumstössliche Unabhängigkeit zu vollziehen. Bis dahin fielen dem Constantinopeler Patriarchat gewisse kirchliche Rechte, wie der Bezug des heiligen Oeles und anderes, anheim. Ein von Demeter Stourdza geleiteter Schriftenwechsel hatte den gewünschten Erfolg. Die Geistlichkeit war von den schwebenden Verhandlungen vollständig in Unkenntniss gehalten worden und sah sich am 1. Mai durch Verkündung der neuen Errungenschaft freudig überrascht. Man hätte nun glauben sollen, dass der Jubel ein allgemeiner sei, dem war indessen nicht so. Wenige Wochen später bildete sich eine Gesellschaft zur Vertheidigung der orthodoxen Kirche, ein an und für sich also durchaus unerklärliches Ereigniss. Wer jedoch tiefer blickte, erkannte bald den wahren Grund. Russische Agenten, wie Rosnovano und Vocuridi, leiteten die Bewegung, als Seele des Ganzen diente der uns schon bekannte, vielwissende Romanüer Bischof Melchisedek. Die Partei strebte danach, junge Geistliche ohne Vorwissen der Regierung nach den Kiewer Bildungsanstalten abzusenden und eine Agitation gegen die römisch-katholische Kirche hervorzurufen. Der Stoss war natürlich gegen die Kirche nur gerichtet, für den König Karl bestimmt. Obgleich der König der orthodoxen Kirche stets die schuldige Ehre erweist und die römisch-katholische keineswegs

protegiert, glaubte man doch gegen den ehemals deutschen Prinzen eifern zu können. Derartige Vorkommnisse haben Ursache zu der Verordnung gegeben, laut welcher alle geistlichen Versammlungen höherer und niederer Seelsorger ohne Erlaubniss des Bischofs unstatthaft erscheinen, den Bischöfen ist übrigens nicht erlaubt, an solchen Vereinigungen theilzunehmen. Ausnahmen bilden selbstverständlich die Synoden und Parlamentssitzungen. Bei den letzteren geniessen die Bischöfe bedeutende Privilegien, indem sie die einzigen lebenslänglichen Parlamentsmitglieder sind.

Momentan herrscht bewegtes Leben in den Verhältnissen der rumänischen Geistlichkeit. Die weltlichen Priester fordern stürmisch eine Verbesserung ihrer Lage, die höheren sind geneigt, sich dem entgegenzustellen. Das Letztere wohl mit Unrecht, denn die Einkünfte der niederen Geistlichen müssen wirklich sehr geringe genannt werden. An Fixum erhält in den Provinzstädten die Mehrzahl der Popen kaum 30 Lei per Monat, auf dem Dorfe ist dies noch weniger, so dass es den Leuten nicht verübelt werden kann, wenn sie mit eigener Hand den Pflug führen. Etwas günstiger gestaltet sich natürlich ihre Lage durch die Stola, sie beziehen für Taufe, Hochzeit und Begräbniss kleine Summen und wandern monatlich einmal Weihrauch spendend von Haus zu Haus, wofür ihnen gleichfalls eine Kleinigkeit entrichtet wird. Die Frage, wie ihnen endgiltig geholfen werden könnte, ist noch eine offene. Soll man das Budget durch neue Steuern belasten, um an Stelle einer gerechten Klage eine nicht minder berechnete zu setzen? Als un-leugbar gilt, dass die Zahl der geistlichen Functionäre eine unnöthig hohe ist, trifft es sich doch, dass in vielen Kirchen drei bis fünf Geistliche celebriren. Dagegen fehlte bisher den meisten rumänischen Geistlichen das Verständniss für ihre Mission gänzlich. Während die siebenbürgischen Rumänen zu Hunderten nach den deutschen Universitäten zogen, um dort die Schätze der Wissenschaft zu heben und sich zu bilden, von ihren Landsleuten aber Foundationen dortselbst gestiftet wurden, verharrete die Geistlichkeit

Rumäniens in dumpfer Apathie. Sie führte bis zum Jahre 1864 keine Matrikel, und wäre damals nicht mit der Civilehe eine gewissenhafte Matrikelführung erstanden, so fände man heute nicht die geringste Ordnung in kirchlichen Dingen. Die Popen wandten ihr Augenmerk dem Osten zu und wählten sich als Heilige Russen und Phanariotengünstlinge. Und dies dünkt um so merkwürdiger, als Rumänien von den Staaten griechischer Religion das meiste Verständniss für den Fortschritt zeigt. Die Rumänen streben nicht wie die Russen danach, einer eigenen, ganz aparten Bildung zu huldigen, sie befleissigen sich vielmehr, westeuropäischem Vorbild unbedingt nachzueifern. Ganz und voll kann das freilich erst geschehen, wenn die Besserung der kirchlichen Schulen eine steigende Volksbildung nach sich zieht. Der Einfluss der Geistlichen ist ja hier wie in allen europäischen Ländern ein grosser, geniessen doch die Geistlichen bei den Wahlen einen entscheidenden Einfluss, so dass die Regierung in dieser Hinsicht mit der niederen Geistlichkeit wohl zu rechnen hat. Wünschenswerth wäre es vor Allem, wenn man dahin kommen könnte, keine Zöglinge mehr nach Kiew und Athen abzugeben, eher wäre die Czernowitzer geistliche Bildungsanstalt zu empfehlen. Durch den Kiewer Besuch bilden sich vielfache Beziehungen zu dem Moscowiterthum heraus, was unmöglich zum Heile Rumäniens gereichen kann. In früherer Zeit hatten die Russen Rumänien in Händen, so wie sie bis vor Kurzem Bulgarien beherrscht, mit dem Krimkrieg löste sich ihre Position in dem Fürstenthum in Nichts auf, ihr Bemühen aber blieb immer beachtenswerth. Die rasche Entwicklung Rumäniens war ihnen ein Greuel, das feste Einwurzeln der Dynastie ein Schrecken, und man hat daher bis zu diesem Augenblick russischerseits nichts unterlassen, um an dem entstandenen Bau zu rütteln. Seit Jahren ist kein Winter verflossen, an dem Russland nicht einen Trumpf ausgespielt, bald versucht man es durch Anzettlungen von Judenkrawallen oder von Bauernrevolten, bald mit Studentensexcessen. Das Resultat war bis jetzt ein negatives, und

man hat sich daher entschlossen, den letzten Trumpf auszuspielen: die Kirche. Eine solche Unterminierungsarbeit wird nach zwei Richtungen hin betrieben: man verkündet, die orthodoxe Kirche sei durch den römisch-katholischen Herrscher gefährdet und man wiegelt die untere Geistlichkeit mittelst Agenten gegen die höhere auf.

Der kirchlichen Organisation zufolge gehört die höchste Gewalt der heiligen Synode. Sie umfasst:

1) den Erzbischof und Metropolit von Ungro-Vlachien, Primas von Rumänien und Präses der heiligen Synode. Ihm unterstehen sieben Districte: Ilfovă, Vlasca, Teleormană, Prahova, Jalomita, Muscelă. Gehalt: 36 996 Lei per Jahr und 10 000 Lei Repräsentationszulage.

2) Den Erzbischof von Moldau und Suceava. Seine Diocese wird von den fünf Districten Jași, Neamtu, Botosani, Dorohoiu, Suceava gebildet, sein jährlicher Gehalt beträgt 36 996 Lei.

3) Die Bischöfe von Râmnicu mit fünf Districten: Vâlcea, Dolju, Gorju, Mehedinți, Romanati, von Romanu mit Romanu, Băcău, Putna, Tecuci, von Buzău mit Buzău und Râmnicu-Săratu, von Huși mit Falcu, Tutova, Vaslui, von Argeșu mit Oltu und Argeșu, von der unteren Donau mit Covurlui, Brăila, Tulcea, Constanța. Jeder dieser sechs Kirchenfürsten bezieht 18 492 Lei.

4) Die acht Bischöfe in partibus, welche weder Diöcesen noch Gehalt haben. Sie tragen den Titel einer Stadt der acht Diöcesen und den des Coadjutors des Bischofs.

Zur Beschlussfähigkeit der Synode ist die Gegenwart von zwölf Mitgliedern nöthig. Der Cultusminister kann, wenn er der orthodoxen Lehre angehört, an den Sitzungen der Synode theilnehmen, falls er nicht orthodox, ordnet er einen seiner Collegen ab. Sowohl die Metropoliten als die Bischöfe werden von einem besonderen Körper gewählt, bestehend aus Senats- und Kammermitgliedern. Die Candidaten sind von den Bischöfen in partibus aufgestellt, diese werden von der Synode dadurch creirt, dass sie dem

Minister drei Candidaten vorschlägt, von denen er einen bestätigt. Unter sich ordnen sich die Bischöfe von Râmnicu, Buzëu und Argeşu dem von Bucurescï, die von Romanu, Huşi und der unteren Donau dem von Jaşi unter. Gleichwohl beschränkt sich heute eine solche Abhängigkeit auf das Recht der Inthronisation des Bischofs seitens des Metropolitens. Der Erzbischof von Bucurescï hat als Primas und Erzbischof von Hungro-Vlachien den Vortritt vor seinem Jaşier Collegen; ein jeder Bischof besitzt seinen Vicar oder Archimandrit, seinen Kanzleidirector und andere Beamte, in kirchlichen Angelegenheiten wird er vom Consistorium berathen. Ein Hauptübelstand scheint uns in den ehelichen Verhältnissen der Priester zu liegen. Die höheren Geistlichen müssen dem Mönchstand angehören, also dem Cölibat huldigen, weshalb ihr Privatleben oft ein wenig ehrfurchterweckendes ist, die niederen Geistlichen müssen vor ihrer Priesterweihe ehelichen. Diesem Gebote unterliegen auch die Popen Siebenbürgens; es erzeugt allerlei seltsame Vorfälle. So erfreuen wir uns beispielsweise der Freundschaft von Expriestern, deren Hausfrauen bei Schliessung des Ehebundes nur vierzehn Jahre alt gewesen. Einer von ihnen suchte gleich seiner Schwiegermutter kurz nach der Hochzeit vergebens seine Frau, endlich entdeckte er sie hinter der Tischdecke, wohin sich das geängstigte Kind mit der Puppe geflüchtet! Ein zweiter wollte weder seine Priesterweihe hinausschieben, noch auf das Mädchen seiner Wahl verzichten, er heirathete also das Letztere, um es sodann wegen körperlichen Unentwickeltseins noch einige Zeit in die Schulen zu senden. Die Tracht der Geistlichen in Rumänien wurde schon an anderer Stelle beschrieben; vor einigen Decennien war dieselbe ganz besonders abscheulich, weil die cylinderartigen Kopfbedeckungen damals oben kolbig und unten viel enger waren, somit Unsicherheit erzeugten.

Die Lehre der griechischen Kirche besagt, der heilige Geist gehe lediglich von Gott dem Vater aus, es seien sieben Sacramente vorhanden, bei der Taufe sei ein drei-

maliges Eintauchen in mit Oel besprengtes Wasser zum Abwaschen der Erbsünde nöthig. Anstatt der Firmung oder Confirmation tritt eine Salbung gleich nach der Taufe ein, sie soll dem Täufling die Gaben des heiligen Geistes verleihen. Beim Abendmahl legt man ungesäuertes Brod in den mit Wasser gemischten Wein; auch den Kindern ist ein solcher Genuss unter beiderlei Gestalt erlaubt. Die Lehre vom Fegefeuer und dem Ablass für Lebende wird verworfen, beim Gottesdienst allerlei Ceremonien, das Vorlesen von Schriftstellen, Heiligenlegenden und Gebeten, sowie das Hersagen von Sprüchen, das Absingen von Psalmen als Ersatz der Predigt geboten. Die Orgel kennt man nicht, dagegen eine Unzahl Heiligenbilder, denen man eine grenzenlose Verehrung erweist. Unter den Heiligen sind der Schutzpatron der Walachei: der heilige Demetrius, der der Moldau: der heilige Georg, und der von Jași: der heilige Paraskeva, die vornehmsten.

Als ein untrügliches Mittel zur Gewinnung des Himmels wird das Fasten betrachtet. Während der Fastenperioden dürfen keine Fleischspeisen, niemals Milch und Eier, sondern nur Vegetabilien genossen werden, woran das Volk noch jetzt unentwegt festhält. Die wichtigsten Fasten sind die zu Weihnachten, die zu Ostern, welche sechs Wochen währen, zu Mariä Himmelfahrt, zu St. Peter und im September, sie nehmen mit 165 Tagen fast die Hälfte des Jahres ein. Ihnen secundiren die Festtage, deren man an grossen und kleinen jährlich 180 zählt. Beide verhindern unserer Meinung nach die volle Kraftentwicklung des Volkes und insbesondere auf dem Lande eine volle Ausnützung der Arbeitsfähigkeit; wir werden dies bei der Schilderung der Bevölkerung noch näher erörtern müssen. Die Ansicht, dass durch das Fasten die Gesundheit und Frugalität Förderung erfahren, ist eine irrige, denn während der Fastenzeit liebäugelt der Landmann mit der Țiucă, nach derselben überladet er sich den Magen. Linsen und Erbsen werden verkauft, die Bohnen folgen nach, und es bleibt für die Fasten nur Mais und Weizen übrig, die arm

an Stickstoff sind und mithin das Fehlen plastischer thierischer Stoffe nicht zu ersetzen vermögen.

Nachstehend die Zahl der Gotteshäuser:

	Gotteshäuser	Personal
Orthodoxe	6 765	22 178
Römisch-katholische	125	4 090
Lutherische	9	15
Calvinische	5	8
Armenische	12	53
Lipovenische	23	70
Israelitische	422	805
Mohamedanische	238	610

Die Klosterwirthschaft ist seit der Säcularisirung der Klostergüter in stetiger Abnahme begriffen. Vor ungefähr zwanzig Jahren zählte man allein in Neamtu 1980 Mönche mit 55 Novizen und 1395 Nonnen mit 593 Novizen. Noch vor zehn Jahren wurden für die Moldau 60 Klöster ohne die kleinen Privatklöster mit zwei oder drei Mönchen, für die Walachei 202 Klöster, von denen die Hälfte Nonnenklöster, aufgewiesen; gegenwärtig nennt die Statistik für das ganze Land 168 Klöster mit 1429 Mönchen und 2709 Nonnen. Man erkennt daraus, dass das Klosterwesen auf den Aussterbe-Etat gesetzt ist und in zehn Jahren zu den Sehenswürdigkeiten Rumäniens gehören wird. Und dies ist eigentlich ganz in der Ordnung, denn die wenigsten rumänischen Klöster haben ihre Mission erfüllt. Beinahe ein Drittel aller Landgüter war ihr Eigen, statt aber dafür landwirthschaftliche Schulen zu gründen, Ackerbau und Viehzucht zu heben, ahmten die Mönche in Aeusserlichkeiten den Bojaren nach. Dagegen umgingen sie die Bestimmungen der testirenden Grossen, und während die Bojaren Spitäler errichteten, alte Leute erhielten, armen Mädchen vielfach Aussteuer gewährten und Schulen gründeten, sandten sie anstatt des vorgeschriebenen Rauchwerkes eine Menge Geld an den Konstantinopler Patriarchen. Das Dasein der unwissenden Nichtsthuer ist freilich ein recht dürftiges, sie hängen jetzt gänzlich vom Betteln und vom

Cultusministerium ab. Das Resultat des Ersteren kann kein besonderes sein, das Letztere gewährt ihnen 37 Bani pro Tag für Nahrung, 50 Lei pro Jahr für Kleidung. Als landschaftlich bemerkenswerth gilt das gegenwärtig verfallene und verlassene Kloster Tâsmana in der Kleinen Walachei, das Höhlenkloster Pescerea oder Jalomîtaquelle. Das letztere wurde 1215 in einer tiefen Grotte erbaut und besitzt eine derartige Kälte, dass selbst im Juli geheizt werden muss. Im Winter ist das Kloster völlig von der Welt abgeschlossen. Sinaia wurde 1675 von Michael Cantacuzino erbaut, damit den Reisenden nach und von Kronstadt ein Hospiz erstehe; ebenso verdienen Bistrița und die jetzige Unterofficiersschule Orezo erwähnt zu werden. Bistrița liegt äusserst romantisch, Orezo stammt aus dem 17. Jahrhundert, wurde von Constantin Brancoveanu gegründet und bietet mit seinen Schiessscharten, Thoren und Fallgittern einen kriegerischen Anblick. Durch culturelle Thätigkeit ragen Putna, Neamtu und Govora hervor; doch unterhielten ausser ihnen noch viele andere Klöster Schulen, alle laut Bedingungen von Fürsten und anderen Testirenden. V. A. Urechia wird demnächst eine Serie von 500 hochwichtigen Documenten über das rumänische Klosterleben publiciren.

Einen ganz seltsamen Ruf haben sich seit altersher die rumänischen Nonnenklöster erworben. Noch 1840 lagen die socialen Verhältnisse derart, dass der Vater vornehmer Kinder ihnen nur als strenges Oberhaupt des Hauses bekannt war. Die heranwachsende Jugend blieb der Obhut der Zigeunersclaven überlassen und erblickte den stolzen Erzeuger bloß während der Mahlzeiten, an denen sie in stummem Schweigen theilnahm. Um sie kümmerten sich die Eltern nur, wenn es galt, sich über die Erbfolge zu entscheiden. Waren mehrere Kinder da, so bestimmte man alle Güter den Söhnen und machte mit den Töchtern sehr oft kurzen Process. Eines Tages hüllte sich die schöne Bojarin in ihren kostbaren Pelz, fuhr mit den Mädchen davon und lieferte die Weinenden und sich Sträubenden an der Pforte eines Nonnenklosters ab, um ihre Kinder in

vielen Fällen nie mehr wieder zu sehen. Die also Verstorbenen und zu einer verhassten Lebensweise Verurtheilten wussten sich natürlich zu entschädigen. Sie veranstalteten Festlichkeiten und lebten dem Tanze, der Musik und dem Luxus, soweit sich dies nur thun liess. Häufig sah man im Besitz einer solchen maică die prächtigste Equipage, während seidene Kleider allgemein waren. Zum dulce jubilo gehörten natürlich die Liebhaber, und deren fanden sich genug, dies beweist schon der Umstand, dass man einmal beim Ablassen des Klosterteiches von Varaticü eine entsetzlich grosse Zahl von Säuglingsskeletten fand. Der Teich wurde seitdem auf Befehl des Jaşer Metropolitens nicht wieder zugefüllt. Ebenso zahlreich wie die Bojarentöchter waren Frauen und Mädchen aus den untersten Schichten des Volkes vertreten. Ihnen erschien das Leben zu Hause zu hart und zu mühselig, sie zogen es daher vor, in den Klosterverband einzutreten, sich Kukuruz und Brennholz liefern zu lassen und die Früchte ihrer am Webstuhl verbrachten Stunden zu veräussern. Weit geringer an Zahl erschien das Häuflein derjenigen, denen das Klosterleben Herzensbedürfniss dünkte; allein ihrer findet man in allen Klöstern der Erde nicht allzuviel.

3. Justizpflege.

Für die Justiz bestehen ein Cassationshof, geleitet von anerkannt gediegenen Männern, 4 Appellhöfe und 30 Tribunale, das sind Gerichtshöfe erster Instanz, die gleichfalls wissenschaftlich gebildete Männer besitzen und wie die Dorobanzenregimenter den 30 Districten entsprechen. Ausserdem kennt man noch die zwei Specialtribunale in Tulcea und Constanţa und die 163 Friedensjustizien der Unterpräfecturen, endlich sind am 13. September 1886 in der Dobrogea zwei mohamedanische Tribunale ins Leben getreten, berufen, nach echt mohamedanischem Brauch die in Bezug auf Familienorganisation, elterliche Macht,

Ehe und Scheidungen schwebenden Streitfragen zu lösen. Für Criminal- und Presssachen ist die Jury eingeführt, das Verfahren in allen Instanzen wird mündlich und öffentlich betrieben. Als Sitz der Appellhöfe fungiren Bucurescï, Jași, Focșani, Craiova.

Die Todesstrafe wurde endgiltig abgeschafft, ein Factum, welches vielleicht hie und da Kopfschütteln erregen mag, dem aber die statistischen Verbrecherlisten kein ungünstiges Zeugniß ausstellen. Auch das sonstige Strafausmass ist sehr milde. Leider scheint es, als ob selbst die mit der Aufsicht der Sträflinge Betrauten mit den Pflichten der Humanität bekannt wären, erzählen doch rumänische Zeitungen nur allzu häufig, dass in diesem oder jenem Gefängniß neuerdings wieder Häftlinge entronnen.

Seit Ende Juni 1886 publicirt man in Bucurescï unter der Leitung des verdienstvollen Sectionschefs im Ministerium des Innern, Dr. Basilescu, eine allgemeine Revue für Jurisprudenz und Staatswissenschaften.

Um einen Einblick in die Verbrecherwelt des Landes zu gestatten, seien hier einige Zahlen vorgeführt. Im Jahre 1878 belief sich die Höhe der zu erledigenden Angelegenheiten beim Cassationshof auf 4000, bei den Appellhöfen auf 6595, bei den Tribunalgerichten auf 20163. Die Zahl der gerichtlich Angeklagten betrug 22 500 Männer und 2100 Frauen. 115 waren unter 16, 926 unter 21 Jahren, 16035 waren verheirathet. Hinsichtlich der Religion zerfielen sie in 21291 Orthodoxe, 13 Protestanten, 235 Katholiken, 18 Armenier, 835 Israeliten, 10 Mohamedaner, 207 Verschiedene; hinsichtlich der Nationalität in 21820 Rumänen, 9 Franzosen, 10 Italiener, 74 Deutsche, 170 Oesterreicher, 60 Türken, 54 Russen, 52 Serben, 234 Verschiedene; der Beschäftigung nach in 16689 Ackerbauer, 1641 Handwerker, 1711 Handeltreibende, 1729 von freien Professionen, 34 Rentiers, 97 Vagabunden etc.

In Bucurescï allein ereigneten sich dem officiösen Monitorü zufolge 1885 1247 Verbrechen. Sie vertheilten sich

also: Morde 3, Kindesmorde 1, Mordversuche 1, fahrlässige Tödtungen 6, Vergiftungsversuche 1, Falschmünzer 3, Actenfälschungen 4, Sittlichkeitsattentate 41, Kindesweglegungen 13, Entführungen 2, Einbruchsdiebstähle 166, einfache Diebstähle 799, schwere Verwundungen 29 etc. etc. 768 waren Rumänen, 89 Juden, 146 Oesterreich-Ungarn, 16 Griechen, 2 Deutsche, 4 Italiener, 5 Serben, 12 Bulgaren, 1 Türke, 2 Russen, 66 Zigeuner etc.

4. Sanitäres.

Gleichwie an der Spitze des Departements für Unterricht und Kirchenwesen in der Person Demeter Stourdzas ein hochbedeutender Mann steht, ebenso ruht die Leitung des öffentlichen Gesundheitsamtes durch Dr. Felix in den tüchtigsten, erprobtesten Händen. Dank der unermüdlichen Thätigkeit des Tag und Nacht beschäftigten und dabei äusserst humanen Arztes ist man in Rumänien über die sanitären Zustände des Landes weit besser als über manches Andere unterrichtet, besonders sind in dieser Hinsicht die jährlichen Berichte des Dr. Felix und ein im Jahre 1883 von ihm gehaltener Vortrag von hohem Werthe.

Die Organisation des Gesundheitswesens wurde durch das Gesetz von 1874 festgestellt, welches 1881 einige Aenderungen erlitt. Dem Minister des Innern liegt die oberste Leitung ob, ihm secundirt ein Obermedicinalrath mit sieben Mitgliedern. Ausserdem fungiren noch eine chemisch-pharmaceutische Commission von drei Mitgliedern, eine Veterinär-Commission von fünf Mitgliedern und ein Veterinärath von zwölf Aerzten. Den Präfecten, Bürgermeister und localen Gesundheitsräthen kommt die Einzelverwaltung zu, für die Dorfbewohner existirt in jedem Bezirk oder in je zwei Bezirken ein Bezirksarzt, für jede Stadt ein Stadtarzt.

Ueber die Gesundheitszustände Rumäniens sind oft dunkle, höchst abenteuerliche Gerüchte nach Deutschland

gedrungen, in denen besonders die geheimen Krankheiten eine grosse Rolle spielten. Ganze Dörfer sollten syphilitisch sein, die höhere Gesellschaft ihnen darin ähneln, die Geschlechtsärzte gesuchte Personen sein. Es ist wahr, 1840 hatte die syphilitische Ansteckung einen bedenklichen Höhepunkt erreicht, so dass Fürst Cuza deshalb viele Aerzte zur Conferenz nach Bucurescî entbot, allein heutigentags gehören jene Beschuldigungen ins Reich der Fabel und der Verleumdung. Die grösste entdeckte Zahl Syphilitischer in einer einzigen Gemeinde belief sich auf 17, im Durchschnitt findet man nur einige Köpfe per Dorf, also nicht mehr wie in Deutschland oder Oesterreich, und unter den 126 Aerzten Bucurescîs paradiren wohl 12 % mit echt jüdischen Namen, aber keineswegs ebenso viele Geschlechtsärzte. Die vorhandenen erfreuen sich keines allzu grossen Zuspruchs. Viel hat zu einem derartigen günstigen Umschwung die Einführung der Bordells beigetragen, denn dadurch wurde eine genaue Controle der öffentlichen Dirnen selbstverständlich ermöglicht, ganz abgesehen davon, dass durch genaue Abgrenzung der Prostitution das moralische Vergiften von Handwerkerfamilien unterbleibt, welches die Wiener lockeren Sittenverhältnisse beispielsweise herbeiführen. Die frühere Infection der Fürstenthümer aber ist nachweislich den unseligen Occupationen zu danken; stets, so auch nach dem letzten russisch-türkischen Kriege, ist nach solchen Epochen eine Zunahme der Syphilis constatirt worden. Erwähnt sei an dieser Stelle, dass die Zahl der Prostituirten in Bucurescî 339 ausmacht; die geheime Prostitution, welche sich freilich der Controle entzieht, erfreut sich der gleichen Blüthe wie in Paris, sie übersteigt sicherlich die Zahl 1000.

Die Pest herrschte zuletzt 1828 und 1829 in grauen-
erregender Weise, gleichfalls eine Folge des Russenkrieges. Man errichtete die aufgelösten Quarantäneanstalten von Neuem, und seitdem blieb Rumänien von der hässlichen Seuche verschont, obgleich sich dieselbe 1834 in Bulgarien, 1837 in Bessarabien, 1841 in Constantinopel zeigte. 1860

schritt man zur endgiltigen Auflösung der Quarantäneinstitute und verwendete das Personal anderweitig. Ueber sonstige Einrichtungen führen wir Folgendes an. Die Kuhpockenimpfung ist obligatorisch und unentgeltlich, ihre Gegner im Lande sind keine Gelehrten, sondern nur Türken, Tartaren und Lipovener. Die Impfung geschieht mittelst humanisirter Lymphe. In Bucurescî übersteigt die Zahl der jährlich Geimpften ohne Revaccinationen (7000 Vaccinationen und 1200—3000 Revaccinationen) jene der Geburten. Der Gifthandel ist ein sehr beschränkter, Curpuscherei und Quacksalberei gesetzlich verboten. Dagegen kennt man eine ärztliche Todtenschau nur in den Städten, in den Dorfgemeinden genügt die Prüfung des Ortsvorstandes. Die Beerdigung geschieht jetzt nach 36 Stunden; das Begräbnißwesen selbst gilt durch das 1864er Gesetz als geregelt, es gebietet die Schliessung der innerhalb der Ortschaften gelegenen Friedhöfe. Früher verfuhr man mit den Todten des Landes oft gar seltsam. Nach sieben Jahren, also wollte es die Religion, wurde nämlich der Verbliehene wieder ausgegraben. War er völlig verwest, dann gab man sich zufrieden und überantwortete ihn für immer der Erde; zeigte sich der Verfall als noch nicht vollendet, so stellte man das Skelett vor der Kirche aus, bis Wind und Wetter ihre Arbeit gethan. Erst hierauf nahm man an, dass dem Todten alle Sünden vergeben seien. Ein abscheulicher Brauch, dessen Schwinden deutlich beweist, welchen Fortschritt das Land gemacht!

Die Gesundheitspflege des einzelnen Individuums lässt noch Manches zu wünschen übrig. Der Bauer bewohnt nach wie vor häufig enge, feuchte Hütten aus Ruthenwerk und Lehm, mit Schilfdach und dem nackten Erdboden als Untergrund. Das Abfuhrsystem ist noch mangelhaft, wenn auch nicht mehr wie sonst das Aas auf den Strassen liegt; der Wassermangel bringt manchen Nachtheil mit sich. Beispielsweise wird sich der Fremde vielleicht jetzt in Bucurescî entsetzen, wenn er das fast gänzliche Fehlen der Pissoirs wahrnimmt und sieht, wie ungenirt sich selbst die feinsten Herren über

diesen Mangel hinwegsetzen. Nun, die seit 1882 von 7 Kilometer auf 41 Kilometer durchgeführte Canalisirung der Stadt wird hoffentlich in der Wasserleitung bald einen segensreichen Genossen erhalten, der zugleich obigen Uebelstand beseitigt. Die Wasserleitung soll täglich ein Quantum von 46 000 Kubikmeter reinem Trinkwasser herbeiführen, es entfallen mithin auf jeden Einwohner täglich 100 Liter Wasser. Verfälschung der Lebensmittel ist selten, viel verderblicher die Massen des genossenen unreifen Obstes, weshalb denn auch der oberste Gesundheitsrath unter seinem Vicepräsidenten Dr. Felix kürzlich verschärfte Marktüberwachung angeordnet. Auch für die Schulen sorgt man neuerdings sehr energisch. Kurzsichtigkeit ist hier bei den Nichtrumänen häufiger als bei den Rumänen; in den Knabenvolksschulen constatirte Dr. Manolescu von je 100 Rumänen 2,2, von 100 Nichtrumänen 14,8 als kurzsichtig, von den Mädchen 0,51 und 6,52. In den höheren Anstalten betrugen die betreffenden Ziffern 3,5, 10,6; 11,29, 22,22; die kurzsichtigen Nichtrumänen waren meistens israelitischer Herkunft. Die Gesamtzahl der Doctoren der Medicin betrug 570, die der Licenziaten 82, Thierärzte gab es 80, geprüfte Hebammen 506. Es entfiel mithin 1 Arzt auf 7888, eine Hebamme auf 10 632 Seelen. Um die Ausbildung der Krankenpflegerinnen hat sich besonders Ihre Majestät die Königin sehr verdient gemacht. Medicinische Gesellschaften blühen in Bucurescî, Jași, Galați; medicinische Zeitschriften findet man in Bucurescî drei.

Wie schon erwähnt, dünkt uns das Thema der Heilanstalten Rumäniens eines der herzerquickendsten. Dank den zahlreichen und bedeutenden Stiftungen ist es möglich, arme Kranke, gleichviel welcher Nation und Religion, unentgeltlich zu behandeln. An Heilanstalten unterhält der Staat fünf Ruralspitäler mit 220 Betten; in Bucurescî und Jași hat je eine Centralverwaltung von Krankenhäusern ihren Sitz, die aus eigenen Fonds erhalten werden.

Die Bucurescîer Verwaltung verfügt über $2\frac{1}{2}$ Millionen Lei jährlich und über 9 Krankenhäuser mit 1120 Betten.

Hiezu kommt in Bucurescî unter Oberaufsicht des Metropolitens das Brancoveanû-Spital mit 280000 Lei und 200 Betten, ferner existiren Kinderspitäler in Bucurescî und Jaşi, Irrenanstalten in Craiova, Bucurescî, Jaşi, Neamtu. Die israelitischen Kranken haben einige Spitäler, in denen sie koschere Speisen erhalten. Alles in Allem waren 1883: 87 Anstalten und 4020 Betten vorhanden. An Tüchtigkeit übertreffen zunächst wohl noch immer die deutschen Spitalärzte ihre rumänischen Collegen, doch ist dies durchaus nicht durch eine Differenz an Intelligenz oder Kenntnissen hervorgerufen, sondern lediglich durch den romanischen resp. germanischen Charakter und durch die Erziehung bedingt. Dass die deutschen Apotheker im Lande verfolgt und verdrängt werden, gehört ins Reich der Fabel. Wer seine Pflicht thut, ist gern gesehen; die Abnahme der deutschen Apotheker aber erklärt sich daraus, dass jetzt gebildete Rumänen ihnen als ebenbürtige Rivalen entstehen.

Unter den landesüblichen Krankheiten nehmen Malaria und Pellagra die ersten Stellen ein. Die erstere hat sich allerdings in den bebauten Flächen des Landesinnern vermindert, beherrscht aber von den 1878 erworbenen 2812 □ Kilometern des Donaudeltas und den 12180 □ Kilometern der Dobrogea das nicht weniger als 4500 □ Kilometer betragende Sumpfland. Diese Krankheit war schon den Alten als dacisches Fieber bekannt. Die Diphtheritis tritt in Bucurescî viel milder auf als in anderen Grossstädten; die Blattern sind fast ganz verschwunden. An ihnen starben 1879 294 Personen, 1880 640, 1881 22, 1882 5, 1883 1, 1884 3, 1885 7. An exanthematischem Typhus verschieden 1877 64, 1878 250, 1879 27, 1880 23, 1881 8, 1882 4, ebenso erscheint der Scharlach milder als anderswo. Um nun zu beweisen, dass wir keineswegs ein Loblied auf die Dâmbovitastadt singen wollen, sei gesagt, dass 1885 auf 1000 Bucurescîer 26,70 Todesfälle kamen, während Bern mit 27,3, Wien mit 27,9, Petersburg mit 29, Budapest mit 29,4, Breslau mit 30, München mit 30,7, Prag mit 32, Krakau mit 37 paradirt. Auch die Zahl der unehelichen Kinder ist

gering. Sie machte $21,8^0\%$ der Gesamtgeburten aus, während sie in anderen Grossstädten $25—30^0\%$ beansprucht. Von den 6014 Todesfällen des Jahres 1883 kamen auf Rückenmarkkrankheiten 83, Schlagfluss 66, Epilepsie 23, Herzkrankheiten 113, Diphteritis 175, Croup 68, Krampfhusten 36, Diarrhöe 560, Scropheln 57, Geschlechtskrankheiten 155, Altersschwäche 154. Auf die Krankheiten der Athmungsorgane entfielen 1885 1904, das war $35,6^0\%$ der Gesamttodesfälle.

Die Pellagra gehört zweifelsohne zu den seltsamsten menschlichen Leiden. Lange war man sich über ihre Ursache nicht klar, gegenwärtig nimmt man an, sie entstehe aus dem Genuss von infolge feuchter Witterung verdorbenem Kukuruz. Die schlechte Nahrung der Landleute leistet der Krankheit Vorschub. Sie äussert sich in Jucken der Haut, in Rothwerden derselben, ergreift den Darmcanal, das Nervensystem, verhindert jede Thätigkeit und führt in vielen Fällen zur Tobsucht und zum Irrsinn. Schlechte Maisernten haben stets eine Zunahme der Pellagra zur Folge; so hat man gegenwärtig mit dem ungünstigen Ausfall der 1884er Kukuruzernte zu kämpfen, er führte 1886 allein im Botoşanier und Dorohoiuer District über 1000 Bauern den Spitalern zu. Nur verbesserte Nahrung vermag hier zu helfen, und darum nochmals: Fort mit dem Fasten.

5. Die Bevölkerung.

Seit Jahren sind die rumänischen Zeitungen unablässig bemüht, ein Schreckgespenst an die Wand zu malen. Die bisher vielfach mangelhafte Statistik des Landes hat ihnen verkündet, das rumänische Volk degenerire, sowohl die städtische, als die ländliche Bevölkerung sei in erschreckender Abnahme begriffen. Die Gelehrten des Landes zerbrechen sich die Köpfe, wodurch man dem abhelfen könne, und die Behörden äussern ihre Besorgnisse über die nicht verminderte, sondern stark zunehmende Zahl der Fremden.

Man citirt den berühmten Nationalökonom Leroy-Beaulieu, der da nachgewiesen, dass Frankreich das einzige europäische Land mit stationärer Bevölkerung sei, also Gefahr laufe, von Deutschland überflügelt zu werden, und der da meint, man müsse die Fremden hofiren, um die Lebensfähigkeit des französischen Blutes durch Assimilirung zu erreichen. Herzlich gern würden die rumänischen Gelehrten diesen Wink in ihrem Interesse beachten, allein sie fürchten, wenn sie beispielsweise 20 000 für Amerika bestimmte Deutsche ins Land riefen, dass diese Zahl genügen wird, das rumänische Volksthum zu schädigen. Wir sind anderer Meinung; dem deutschen Volke kann es zum mindesten gleichgiltig sein, ob sich seine Angehörigen für ewig den amerikanischen Sümpfen und Klapperschlangen oder dem fruchtbaren rumänischen Tieflande zu Liebe losreissen; die Rumänen aber dürften sich glücklich schätzen, gute Colonisten und frisches Blut zu erwerben. Dass ein Häuflein von 20 000 Colonisten übers ganze Land vertheilt die fünf Millionen Rumänen entnationalisirt, ist nicht zu erwarten, derjenige Rumäne aber, der das ernstlich betürchtet, muss eine beschämend niedrige Meinung von seinem Volke besitzen. Wir möchten ihn daran erinnern, dass die Rumänen Siebenbürgens mit grösstem Erfolg den Entnationalisirungsversuchen des magyrischen Chauvinismus widerstehen.

Die Frage, ob man Colonisten einführen soll, ist Sache der rumänischen Regierung, uns kommt es hier nur zu, zu constatiren, dass man sich in Rumänien vor einem wirklichen Schattenbild ängstigt. Die rumänische Race nimmt nicht ab, sondern zu; dagegen lehrt eine bisher in Deutschland völlig unbekannt gebliebene Thatsache, dass die Bevölkerung solcher Städte, wo die Zahl der Israeliten die der Christen übertrifft, in demselben Masse abnimmt, als die der Juden wächst; die städtische Bevölkerung der Walachei und die der Dorfgemeinden des ganzen Reiches vermehrt sich beständig. Als Gründe der jüdischen statistischen Erfolge kann man die Ueberlegenheit

des jüdischen Elementes im Kampfe ums Dasein anführen, die ausserordentliche Vermehrungsfähigkeit desselben, sowie die Kinderarmuth der rumänischen Intelligenz. Das Factum der Zunahme der ländlichen Bevölkerung beweist uns der amtliche Bericht über die Sanitäts-Inspection vom Jahre 1886 des Dr. Felix. Laut ihm wurden in den Dorfgemeinden des Districtes Suceava 1885 4143 Kinder geboren (3908 Christen und 235 Juden), es starben 2240 Personen (2149 Christen und 91 Israeliten), die christliche Bevölkerung wuchs somit um 1759, die israelitische um 144 Seelen. Im ersten Halbjahre 1886 wurden 2277 Kinder geboren (2136 Christen und 141 Israeliten), es starben 1256 Christen und 63 Juden, die christliche Bevölkerung stieg somit um 880, die israelitische um 78 Seelen. Im District Dorohoiu stieg 1885 die gesammte Bevölkerung durch Geburten, nach Abzug der Todesfälle, um 2164 Seelen, davon entfielen auf die Dorfgemeinden 2052 Seelen (1856 Christen und 196 Juden). Im ersten Semester 1886 wuchs die gesammte Bevölkerung um 1200 Köpfe, davon 1094 in den Dorfgemeinden (997 Christen, 97 Juden). Im District Botoşani vermehrten sich 1885 die christlichen Dorfbewohner um 2160, die jüdischen um 194 Seelen, im Districte Jaşi die ersteren um 1335, die letzteren um 111 Seelen.

Um die Bevölkerungsfrage im Sinne der rumänischen Race zu lösen, wäre es unserer Ansicht nach nöthig, dass der bäuerlichen Bevölkerung aufgeholfen würde, einestheils durch verbesserte materielle Lage seitens der Bojaren, andernteils durch Verdrängung der bisherigen schlechten Ernährung. Die städtische Bevölkerung würde sich durch veränderte Lebensweise und Sitten am besten dem jüdischen Element concurrenzfähig umgestalten.

Der unbedingten Abnahme der rumänischen Bevölkerung widerspricht endlich noch manches Andere. Wäre es möglich gewesen, an ein untergehendes Bauernvolk so immense Staatsgüter zu verkaufen, wie dies wirklich geschehen? Von 19 Millionen Lei Einnahmen für Staatsdomänen der letzten Jahre erhielt die Regierung über

$7\frac{1}{2}$ Millionen von Bauern; im Ganzen bezog die Regierung von 1868—1876 51 Millionen Lei, von denen ein Viertel von Bauern bezahlt wurde. Die Städte der Walachei sind ebenso wie die Judenstädte der oberen Moldau im Ausdehnen begriffen, der rumänische Mittelstand daselbst, vor zwanzig Jahren kaum geboren, ist endlich erstanden, der Grund und Boden ist theurer geworden. Während beispielsweise vor zwanzig Jahren der Hektar bei Romanu mit 340 Lei erstanden wurde, zahlt man jetzt dafür 800 Lei. Deutet das Alles gleichfalls auf eine Abnahme?

Eine wirklich unangreifbare Ziffer für die Bevölkerung Rumäniens lässt sich schwer erbringen, indessen kann man, ohne viel zu irren, die Gesamtzahl aller Bewohner auf über $5\frac{1}{2}$ Millionen angeben. Wenn die Zählung von 1859 als ihr Resultat 4 424 961, die von 1885 4 650 123 bezeichnet, so ist es augenscheinlich, dass die letztere Ziffer zu tief gegriffen. Der Nationalität nach möchten wir obige Zahl wie folgt vertheilen: Rumänen $4\frac{1}{2}$ Millionen, Juden 300 000, Zigeuner 200 000, Bulgaren 100 000, Magyaren 50 000, Deutsche 50 000, Griechen und Armenier je 15 000, Russen, Lipovener, Türken, Tartaren, Italiener, Franzosen (die letzteren drei besonders in den Hafenstädten), bilden den Rest. Im moldauischen Oberland wohnt auch eine kleine Zahl russischer Starowinzen und Bukowinaer Ruthenen. Die Zahl der Juden gibt M. J. Ghika mit 134 168 viel zu niedrig, M. Frunzecu mit 400 000 viel zu hoch an. Im Ganzen dürften über 9 Millionen Rumänen vorhanden sein, von denen wir glauben, dem Königreich $4\frac{1}{2}$ Millionen, Bessarabien $\frac{1}{2}$ Million, Siebenbürgen $1\frac{1}{4}$ Millionen, Bukowina $\frac{1}{5}$ Million, Ungarn $1\frac{2}{5}$ Millionen, Bulgarien und Serbien $\frac{1}{4}$ Million, Macedonien und Thessalien $\frac{1}{2}$ Million, Oesterreich $\frac{1}{4}$ Million zuweisen zu müssen.

Zigeuner sollen schon 1340 in der Walachei vorhanden gewesen sein; 1369 schenkte der Wojwode Wladislaw dem Kloster des heiligen Antonius 40 Zigeunerfamilien. Die nomadisirenden Zigeuner nennt man netoci (Sclaven), die

sesshaften ursari (Bärenführer), lingurari (Löffelmacher), rudari oder rurari (Goldwäscher) und lautari (Spielleute).

Deutsche Colonien gibt es fast in jeder Stadt Rumäniens. Specieell deutsch-evangelische Gemeinden existiren in Turnu-Severin, Craiova, Pitesci, Bucuresci, Braila, Galati und Jasi. Die Colonie von Turnu-Severin besitzt circa 300 Seelen und eine Schule mit zwei Classen, ihr Leiter ist Pfarrer Plathner; die Craiovaer hat etwa 600 Seelen, eine Schule mit drei Classen, Leiter Pfarrer Nesselmann; die von Pitesci zählt 250 Seelen, ihr Pfarrer Vorhauer ist zugleich Lehrer der einclassigen Schule. Galati besitzt 600 Seelen und eine dreiclassige Anstalt, ihr Pfarrer Matzke bereist die Dobrogea. Braila verfügt über 600 Deutsche und eine einclassige Schule, der Pfarrer heisst hier Müller, der in Jasi Hartmann.

Für die deutschen Dörfer der Dobrogea stellen wir folgende Liste auf:

Name des Ortes	Religion	Besteht seit ungefähr Jahren	Ungefähre Anzahl der Familien
Malkotsch	römisch-katholisch	26	40
Kulului	dto.	6	20
Katalui	protestantisch	26	50
Admatscha	dto.	34	70
Tschukurowa	dto.	34	70
Kuschulak	dto.	10	110
Taraverdi	dto.	10	90
Koschali	dto.	6	30
Vahari	dto.	4	30

In nachstehenden Ortschaften wohnen Deutsche mit Türken, Tartaren, Rumänen oder Bulgaren gemischt:

Name des Ortes	Religion	Besteht seit ungefähr Jahren	Ungefähre Anzahl der Familien
Babadagh	protestantisch	25	10
Tulcea	protest. u. katholisch	25	40
Karamurat	römisch-katholisch	10	50
Anatolkiöj	protest. u. katholisch	6	15
Köstendje	protest. u. katholisch	6	15

Diese Daten beziehen sich auf die Gemeinden als Ackerbaucolonien; deutsche Handwerker sitzen seit Menschengedenken wie überall so auch in der Dobrogea.

Der Rumäne (român) ist im Allgemeinen leicht beweglich, freundlich, wohlthätig, mässig und fromm, obgleich er den Namen des Teufels fleissig im Munde führt und ebenso oft flucht wie der benachbarte Magyar. Die Männer der niederen Stände — und es kann hier nur noch von diesen die Rede sein — sind ziemlich träge, ihre Frauen dagegen äusserst fleissig und nie ohne Beschäftigung. Die Ansicht von Franzos und Diefenbach, derzufolge die rumänischen Bäuerinnen als Slavinnen behandelt würden und die Trunksucht der Männer theilten, ist entschieden unrichtig; die rumänische Frau trägt oft die werthvollsten Münzen als Halsschmuck mit sich herum, man sieht sie reiten, während der Mann nebenhergeht, und die Anlage zur Pantoffelregentin und Herrscherin ist oft genug wahrnehmbar. Der Rumäne aber besitzt Sinn für Ordnung und Disciplin, und gibt daher einen guten Soldaten und auch oft einen guten Ehemann ab.

Hinsichtlich der socialen Stellung zerfällt die Bevölkerung nach wie vor in drei Hauptclassen. Die erste wird von den Grossbojaren gebildet, den Beherrschern des Grossgrundbesitzes und den Inhabern der höchsten Staatsämter; die zweite umfasst die Kleinbojaren, also gewissermassen den niederen Adel. Mit ihnen, den sogenannten Niamen und Postelnicî, war früher die Zahl der Adeligen derart bedeutend, dass in der Walachei jeder 28. Mensch ein Adeliger gewesen. Ferner gehören hierher die Geistlichen und die Bürger. Der dritte Stand begreift die Bauern und die Zigeuner.

Eine eigentliche Nationaltracht trifft man nur noch bei den Bauern; die Handwerker der Städte haben sie bereits abgelegt, die Bojaren aber suchten den Phanarioten dadurch zu gefallen, dass sie türkische und griechische Tracht, gelbe Stiefel, rothweisse Beinkleider, weite Gewänder und

Shawls anlegten. Dies ist um so bedauerlicher, als die Hirtentracht an die Kleidung der alten Dacier und Römer gemahnt, und die der Bäuerinnen denen der Romagna ähnelt. Die Männer tragen hier und da Stiefel (*cismă*), am häufigsten aber die originellen Bundschuhe oder Opincen, aus ungegerbtem Sohlenleder bestehend und mittelst einer Bandage den Fuss umfangend. Daran schliessen sich weite Unterbeinkleider, gehalten durch einen einfachen Bund, einen rothwollenen Shawl (*brâu*) oder auch einen Leder-gurt. Das Hemd (*cămaşă*) hängt kittelartig über die Beinkleider herab, ist in der Regel schön schwarz oder roth gestickt und bildet den Stolz des Mannes; eine kurze, ärmellose Jacke mit bunten Tuchstreifen (*ilicū*), ein langer Rock (*haină* oder *şubă*) und im Winter ein kurzer Lamm-pelz (*cojocū*), dessen Wolle bei Regen nach Aussen gekehrt wird, vollenden den Kleiderreichthum. Bei den Frauen sind gleichfalls die Opincen gebräuchlich, die Stickereien des Hemdes dürfen von der ärmellosen Sommer-jacke nicht verdeckt werden, um die Hüften liegt die *zevelcă*, darunter die Schürze, *cătrintă* oder *pestelcă*; bei den Mädchen umschliesst wohl auch ein zehn Ellen langes Band die Hüften.

Die wahre nationale Kopfbedeckung der Bäuerin besteht aus einem weissen baumwollenen, drei Ellen langen und beiläufig eine Elle breiten Tuche, welches sie an den Werktagen trägt, und aus einem für die Festtage bestimmten, etwas grösseren Schleier aus roher, gelber oder weisser Seide, die sie aus den Cocons der Seidenwürmer erhält, selbst spinnt und selbst webt. Dieser Schleier (*cârpă*, *marama* oder *propodă* genannt) ist oft so fein, so prachtvoll mit Blumen und Verzierungen von weisser, etwas gröberer Baumwolle durchwebt, dass er allgemein und in allen Ausstellungen bewundert wird. Die Bäuerin wickelt diesen Schleier leicht um den Kopf und um das Kinn und schlägt die beiden Enden über die Schulter. Bei Städterinnen in Nationaltracht wallt der Schleier theatralisch den Rücken herab.

Die Ausstattung der fast immer aus Stein oder Holz errichteten Häuser ist eine sehr einfache. Betten kennt man nicht; der unbemittelte Rumäne legt sich gleich dem Ruthenen oder Slovaken auf die Ofenbank, der reichere hat Kissen, die ihm am Tag als Sopha, in der Nacht in

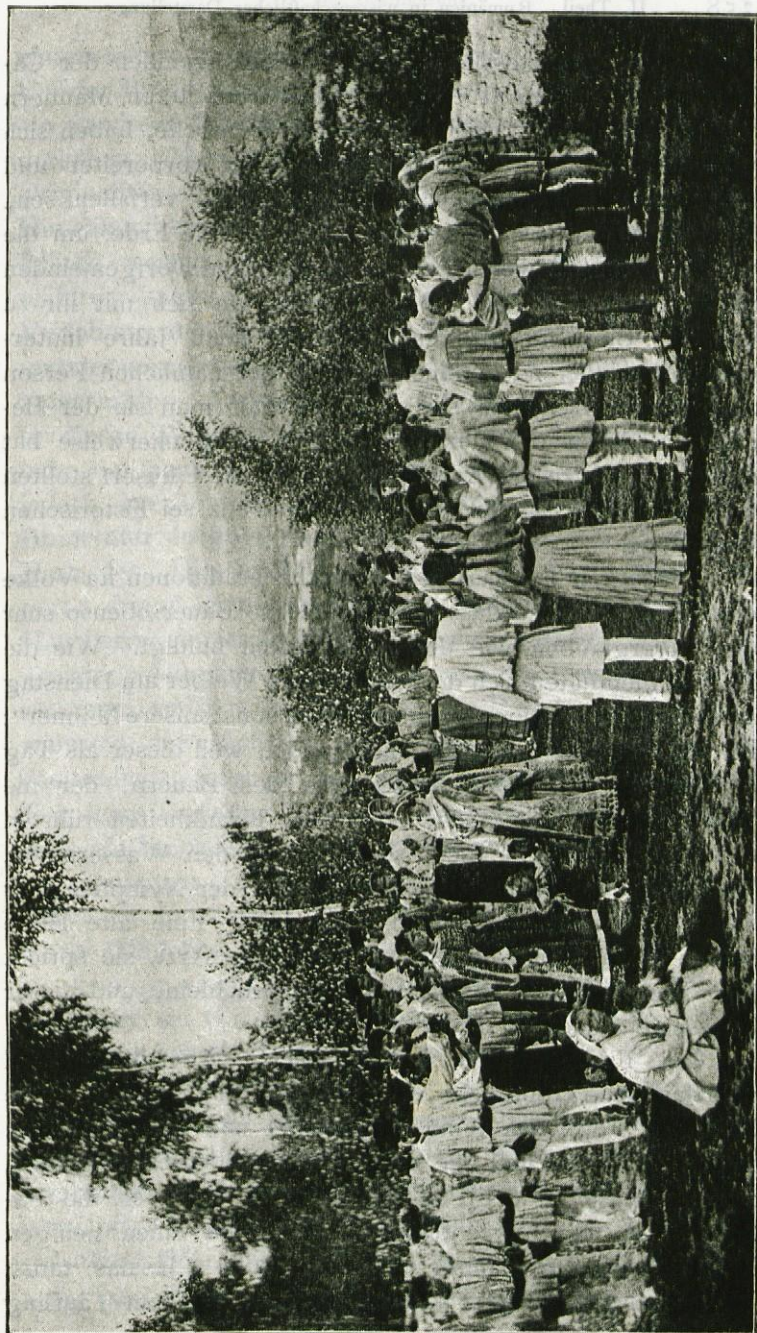


Weibliche Trachten aus dem District Muscelü.
Frauenbild: Gegend von Golescı. Mädchenbilder: Gegend von Câmpulungü.

herumgeklappter Lage als Bett dienen. Kleine Schemel, Kochgeräthschaften, hie und da eine einfache Kleidertruhe, an den Wänden Hausindustrieerzeugnisse, im Winkel Schafwolle und ein Webstuhl, das bildet so ziemlich das Mobiliar, dessen echt orientalischer Bestandtheil ein kleiner Tisch ist, so niedrig, dass man nur liegend an ihm essen kann.

Unter den Nahrungsmitteln steht die Mămăligă obenan. Man gibt Wasser in einen Topf, salzt es und lässt es sieden. Sodann setzt man Maismehl zu, lässt es etwa eine halbe Stunde kochen, nimmt den Kessel herab, rührt den Inhalt mit einem hölzernen Stock (păcalițu) um und stellt den Kessel noch einmal auf das Feuer, damit sich die Mămăligă von ihm loslöst. Nach zwei Minuten stürzt man sie auf ein Brett oder eine Schüssel und kann sie warm oder kalt geniessen. Ihrer Festigkeit nach ist sie kein Brei, sondern ein Kuchen. Als Beigabe dient Sauerkraut, Speck, Gurken, Tomaten, Zwiebeln oder gebratener Paprika; weitere Leckereien des Rumänen sind der Donauhering (scumbrie), ein ziemlich grosser, mit Oel oder Zwiebel genossener Fisch, der gewöhnliche Landwein, der Pelină, das ist ein mit Wermuth gemischter Wein, und der türkische Kaffee.

Die Heiterkeit bildet eine der vielen von Henke dem Rumänen irrthümlich verliehenen Eigenschaften. Man vermisst sie, dank den unseligen Kriegsgefahren vergangener Jahrhunderte, nicht nur im täglichen Leben, sondern auch bei den rumänischen Nationaltänzen. Diese athmen meist einen bezwingenden Ernst. Da ist die „Hora“, der Chorus der Alten. Männer und Frauen schliessen einen Kreis, gehen langsam vor, zurück und seitwärts, neigen den Kopf und wiegen würdevoll den Körper hin und her. Sanfte Klagelieder begleiten häufig die Bewegungen, welche den Tanz eines unterdrückten Volkes darstellen. Noch symbolischer ist der biru greu (schwere Steuer), während der brău (Gürteltanz) einen kriegesischen Anblick gewährt. Zu ihm singt man Verse, laut denen man das Joch abschütteln will, zum Schluss bilden die Tänzer eine offene Kette, gewissermassen den Feind herausfordernd. Rațatanz (Ententanz) heisst ein fröhlicher Reigen, bei dem man die Bewegungen des genannten Thieres verhöhnt, der Chindia (Abendröthe) wird an erquickenden Sommerabenden von den heimkehrenden Schnittern getanz und ist gleich der Zoralia ein schneller Tanz. Ihnen gibt der Mocancontă, der von Mann und Frau aufgeführte Hirtenreigen, nichts



Hora.

nach. Am unvergesslichsten bleibt dem Fremden der Călușeri, ein von zwölf eigens dafür vorbereiteten Männern producirter Tanz. Alle führen schwere Stöcke, haben sich jahrelang durch Fasten auf ihren Beruf vorbereitet und sollen dem Volksglauben nach dem Teufel verfallen sein. Beim Tanz legt sich einer von ihnen auf die Erde, um die übrigen über sich wegsetzen zu lassen, in den Dorfgemeinden rauben sie ausserdem eine Jungfrau, um sich mit ihr zu drehen. Sie sind alsdann gehalten, neun Jahre hintereinander wieder zu kommen und mit der nämlichen Person zu tanzen; erscheinen sie nicht, so hält man sie der Bestrafung durch die Hexen verfallen. Möglicherweise hat dieser Brauch zu der Annahme geführt, die Călușeri stellten den Raub der Sabinerinnen vor, ihr Tanz sei historischen Ursprungs.

Unleugbar ist, dass sich römische Traditionen im Volke erhalten haben und dass der rumänische Bauer ebenso sehr dem Aberglauben wie der Frömmigkeit huldigt. Wie die Römerinnen hüten sich die rumänischen Weiber am Dienstag zu spinnen, sie meinen, „wir verlieren sonst unsere Männer“; am Freitag ruht gleichfalls die Spindel, weil dieser als Tag der Venus gilt. Der Aberglaube des Bauern, der nie Schulunterricht genossen, lehrt, die Krankheiten rührten nicht von Erkältung her, sondern von den Wassernixen, Waldnymphen oder der heiligen Schaar der Nymphen, nur diese hätten den Leidenden verzaubert. Eine alte Hexe im Dorfe hat mehr Einfluss als der beste Arzt, sie spricht über den Kranken geneigt einige Sprüchlein, und dieser hält seine Genesung für gewiss.

Bei Familienfeierlichkeiten spielen Aberglaube und alterthümliche Gebräuche eine grosse Rolle. Bei der Taufe bläst der Pope das Kind, die Pathin und die Eltern an, damit der Teufel und alle bösen Geister vertrieben werden, alsdann schreiten der Pope mit dem Weihkessel, die Pathin, Kind und Kerzenträger dreimal um einen heiligen Tisch, wozu der Sänger beständig ruft: „Jesaias tanzt, Jesaias tanzt.“ Hierauf schneidet der Pope dem Täufling

einige Haare ab und reicht ihm das heilige Abendmahl. Bei der Brautwerbung tritt in vielen Gegenden des Landes ein gewisses Bestreben hervor, dem Vorgang Poesie zu verleihen. Nur noch selten aufgeführt, aber von schöner Originalität ist der Brauch, den man die „allegorische Hirschkuh“ nennen könnte. Die besten Freunde des Verliebten werben in seinem Namen um die Hand der Erwählten; sagen die Eltern zu, so erscheint am Tage der Verlobung der Bräutigam an der Spitze vieler Burschen, und der vornehmste von ihnen wendet sich an den Schwiegervater in spe. Er sagt, die Vorfahren der Vorfahren hätten in diesen Wäldern einst gejagt, ihrem Beispiele folgend habe der heutige Bräutigam eine Hirschkuh gefunden, die jedoch in vorstehendem Hause verschwunden sei. Der Brautvater leugnet das, man beschreibt ihm Augen und Haar der „Hirschkuh“, und als er sich noch immer weigert, dringt man mit Messern und Gewehren auf den Hausherrn ein; endlich zieht sich dieser zurück, um mit der Tochter wiederzukehren. Weist man die Heirathsvermittler ab, dann entführt der Bursche das Mädchen und sucht es während der nächsten Nacht zu verbergen. Wenn ihm das gelingt, folgt in der Regel allgemeine Aussöhnung. Vor dem Traualtar hält der Pope dem Bräutigam mehrmals ein Stück Zucker hin; sobald er Miene macht, danach zu schnappen, zieht es jener weg, um es endlich der Braut zu gewähren. Nach der Hochzeit nimmt das bisherige Mädchen das Kopftuch an, und fortan gibt es für sie kein grösseres Unglück und keine grössere Schande, als wenn sie von einem Manne, sei es auch ihr eigener, ohne eine solche Bedeckung gesehen wird.

Der Todtencultus wird in keinem Lande mehr beachtet als in Rumänien; doch gibt man auch hier wie in den übrigen Karpathentheilen auf die Pflege der niedrigen Grabhügel nicht viel. Römische Traditionen spielen eine gewichtige Rolle, obgleich sie mehr und mehr in Abnahme gerathen. Vor drei Decennien noch herrschten sie überall vor. Lag damals ein Kranker in den letzten Zuckungen,

so hielt man die ganze Nacht hindurch eine brennende Kerze über ihn, war er verschieden, so erschienen wie im alten Rom die Klageweiber, um die Bocete zu singen. „Lass dich nicht bethören und verlass uns nicht!“ schrieen sie dem Verblichenen ins Ohr. Da dies nichts fruchtete, riefen sie: „Wehe uns, du hast uns verlassen, fremd sind wir auf Gottes Erde zurückgeblieben! Wohin bist du gegangen? Und warum sagst du uns nicht, ob du an einen Freuden- oder an einen Schmerzensort gekommen bist? Wehe uns!“ Beim Herankommen der Zimmerleute sang man: „Wehe uns! Jetzt müssen wir ihm ein Wohnhaus bereiten, und wen finden wir dazu? Siehe, die Zimmerleute! Seid gesegnet, liebe Leute!“ War der Sarg vollendet, rief man: „Herbei, ihr Brüder, herbei, Schwestern; kommt und seht das Haus, in dem unser alter Vater wohnen wird.“ Mittlerweile war Mămăligă, Fleisch, Wein und Branntwein gespendet worden, man legte dem Verstorbenen ein Geldstück unter die Zunge und zog dem Friedhof zu. Voran schritten Bauern mit Wachskerzen, dann kam eine Fahne, hierauf die Coliva, ein Kuchen von weichgekochten Weizenkörnern mit Honig und Zimmt, der das Gesicht des Todten darstellen und auf dem Grab den Armen gespendet werden soll, endlich der Sarg und die Leidtragenden. Noch vor nicht allzulanger Zeit wurde der Sarg in Dorf und Stadt offen zur Ruhestätte geführt. Man legte dem Todten die besten Kleider an, schminkte ihn sogar, steckte in den halbgeöffneten Mund eine Blume und goss Oel und Wein über den Leichnam. Wer als Hinterbliebener das altgewohnte Herkommen ehren will, der muss nach drei Tagen ein neues Gastmahl, nach neun Tagen ein drittes und nach 40 Tagen — die arme Seele ist dann in den Gefilden des besseren Jenseits angekommen — ein viertes Gastmahl veranstalten. Hierauf ist jeden Monat und nach Ablauf des ersten Jahres an dem alljährlich wiederkehrenden Todestage eine Speisung vorzunehmen. Solche Vorschriften sind im Interesse der Armen löblich zu nennen, sie haben aber auch schon manchen Alten zu den seltsam wehmüthigen

Worten veranlasst: „Ja, Dómné, wenn man lebt, kann man mit Wenigem auskommen; stirbt man, so braucht man viel.“ —

Die heiligen Feste werden sinnig begangen. Zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag wird ein hölzerner Kasten von der Grösse eines Kubikmeters und der Gestalt eines Tempels, verziert mit Thürmen und ausgestattet mit Marionettenfiguren, gezeigt. Maskirte Männer und Knaben stellen die heiligen drei Könige, den König Herodes und römische Soldaten dar, ziehen von Haus zu Haus, lassen ihre Puppen fleissig spielen und singen dazu ein originelles Lied. Am Sylvesterabend versammeln sich die Birjars und sonstigen Kutscher, dringen in unverschlossene Höfe und machen mit Peitschen, Schellen und Glocken einen entsetzlichen Lärm. Zu gleicher Zeit wird eine geschmückte Puppe in Gesellschaft eines Geigenspielers herumgetragen. Die Puppe soll das Christkindel oder auch das neue Jahr darstellen, den Leuten Glück wünschen und ihren Besitzern gleich den Birjars zum Bakschisch verhelfen. Am Neujahrsmorgen ziehen arme Kinder mit einer Ruthe (Sorcova) durch den Ort, welche mit Goldpapier und Bändern verziert ist. Die Kinder kommen in die Häuser, schlagen die Bewohner auf die Schulter und singen dazu folgende Verse*):

Sorcova vesela! Sorcova,	Sorcova, lustige, heitere!
Să trăiesci, să'mbătrânesci,	Sollst leben, sollst alt werden,
Ca mărul, ca părul	Wie der Apfel und der Birnbaum,
Ca tómnă; cea bogată.	Wie der Herbst, der reiche.
La mulți ani cu sănătate!	Noch viel Jahre in Gesundheit!
Câte pe casă (Haus)	Wie viele Nägel sind am Dache,
Atâția galbeni pe masă	So viel Ducaten auf dem Tisch.
Câte paie pe umbrări	Wie viele Halme auf der Laube,
Atația poli în buzunar.	So viel Gold in der Tasche.

Das Fest der drei Könige gehört den unteren Classen der Beamten, den Gerichtsdienern, Polizisten, Strassenräumern und Nachtwächtern. Sie nehmen eine Schüssel oder ein Theebrett, legen Immergrün oder Buchsbaum darauf

*) Wortgetreu übersetzt von Emilie von Skrzyszewski in Craiova.

und gehen zu den höheren Beamten oder zu anderen Herrschaften. Ein jedes „La multî ani“ kostet einige Lei, und doch gönnt man ihnen das gern.

Zu Ostern werden rothe Eier getauscht, man tanzt fleissig und schaukelt sich; zu Pfingsten regiert der uns bekannte Tanz der Căluşeri.

6. Sprache und Literatur.

Die rumänische Sprache ähnelt dem Italienischen, sie ist jedoch durch Aufnahme vieler Slavicismen weniger weich als jene. Hinsichtlich der Orthographie hat man noch immer keine volle Einigung erzielt, immerhin dürfen jetzt die Hauptschwierigkeiten, welche sich bei Feststellung einer einheitlichen Schreibweise der streng genommen noch so jungen Sprache zeigten, als überwunden gelten. Und das ist ein Glück, denn bisher schrieb ein Jeder, wie es ihm gerade angenehm und gut dünkte. Man fand bei fünf Professoren fünf verschiedene Schreibarten, und man wird oft wirklich verlegen, welche bei diesem oder jenem Worte die richtige. Die gebräuchlichste Orthographie ist diejenige, welche ein kurzes, eigentlich stummes *ă* am Ende vieler Wörter kennt und es beim Anhängen des Artikels in einen langen Laut verwandelt. Gleich dem Albanesischen und Altslavischen besteht nämlich im Rumänischen der seltsame Brauch, den Artikel am Ende der Wörter anzufügen. In vorliegenden Schilderungen wurde diese Schreibart gegeben, da sie wie gesagt noch immer als die gebräuchlichste gilt, dem Ausländer die Artikelbildung erleichtert, von der Bucurescier Akademie anerkannt wurde und die Eigenthümlichkeiten des Rumänischen charakterisirt. Der heillosen, fatalen Verwirrung wird voraussichtlich in wenigen Jahren durch die Akademie ein Ende bereitet werden, sie scheint geneigt, das stumme *ă* gänzlich zu entfernen, und hofft, feste Regeln aufstellen zu können. Die Be-

nutzung cyrillischer Lettern darf als überwundener Standpunkt betrachtet werden.

Die Lautlehre des Rumänischen weicht von der des Deutschen bedeutend ab. So lautet *ă* und *ě* wie ein kurzes, dumpfes *e*, *ch* vor *e* und *i* wie *k* (siehe italienische Lautlehre), *c* vor *a*, *o*, *u*, *ă*, *ě* wie *k*, vor *e* und *i* wie *tsch*, *g* vor *a*, *o*, *u*, *ă*, *ě* ist Gaumenlaut, vor *e* und *i* ist es ein zarter Zischlaut und klingt wie *dsch*, *ș* wird wie *sch*, *ț* wie *z* gesprochen. Die Laute *â*, *ê*, *î* lassen sich schwer definiren, weshalb die Grammatiken einfach verkünden, sie seien nur durch den Umgang mit Rumänen zu erfassen. Am meisten dürfte es der Wahrheit entsprechen, wenn wir sagen, diese Zeichen kommen einem deutschen dumpfen *ü* gleich; *î* am Ende wird halb, *ű* gar nicht gehört; die Endsilbe vieler Namen wird statt *escî* häufig auch *estî* oder *ești* gegeben; ersteres ist gebräuchlicher, die letzteren beiden Variationen sind phonetischer.

Die ältesten poetischen Erzeugnisse des rumänischen Volkes sind naturgemäss jene tiefsinnigen, schwermüthigen Volkslieder, welche sich von Mund zu Mund, von Generation zu Generation vererbten, und in unserem Jahrhunderte durch bedeutende Talente, insbesondere den von seinen Landsleuten fast vergötterten Nestor Rumäniens, Alecsandri, erweckt und grösseren Kreisen zugänglich gemacht wurden. Ausser jenen Liedern besitzen wir alte Chroniken, wie die von Mironŭ Costinŭ, von N. Costinŭ, von Greceanŭ und die religiösen Arbeiten von Luca Stroičŭ, von Coressŭ und vom Metropolitén Dositei. Die rumänischen Druckereien des 17. Jahrhunderts zeitigten eine weitere religiöse Literatur; ihr folgten die Werke Demeter Costemirs, Enake Cogalniceanus und im 18. Jahrhundert die historischen gelehrten Abhandlungen von Samuel Miculŭ oder Klein, Peter Maiorŭ und Sincai. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erstand in Enake Vacarescu ein bedeutender Dichter, dessen Neffe Ivan Vacarescu einen ebenfalls bedeutenden Namen besitzt. Heliade Radulescu wirkte als Bahnbrecher, übersetzte die Classiker und die modernen Meister, schwärmte für die

neuen Ideen seiner Zeit und eiferte eine Menge junger Talente zur Nachahmung an. Unter ihnen ragen Aristia, Aronă Floriană, Poenară, Lauriană, Papiu, Hariană besonders hervor. In Gr. Alecsandrescu erstand 1812 dem Volke ein populärer Fabeldichter, in Creţeană 1819 ein beliebter Journalist und in Rosetti — nach der Rückkehr aus dem Asyl 1877 Gründer des Romanulă — einer der gelehrtesten Männer des Landes.

D. Bolintineană singt von den Kämpfen Mirceas, seine Thierlegenden sind voll Gefühl, seine Dramen beachtenswerth. Anton Pană ist der Troubadour der unteren Donau, Eminescu der arme, jetzt geisteskrank gewordene Sänger der Liebe. Tocilescu und Urechia gelten nebst dem greisen Siebenbürger George Bariţă für die drei bedeutendsten Geschichtsforscher und Geschichtschreiber ihres Volkes und ihres Landes. Michel Cogalniceană glänzt als Wiederhersteller alter Chroniken, B. P. Hasdeu als ein bedeutender Philolog, Maiorescu als ein vornehmer, besonders in Philosophie und Geschichte wohlbewandelter Geist, er sowohl als Bratianu, Carpu, Jonescu, Gradisteană, Statescu, Vernescu, Fleva und Blaremburg haben durch vorzügliche parlamentarische Reden der Sprache Gelenkigkeit und Achtung verschafft. Als Dichter steht über Allen bisher völlig unübertroffen Alecsandri. Er bildet mit Demeter Bolintineană und Andreas Muresiană ein unvergleichliches Kleeblatt. Muresiană besang in seinen Oden den Schmerz und die Sehnsucht seines Volkes mit ergreifender Wärme, mit bedeutender Kraft und Hoheit der Gedanken; Bolintineană schrieb leicht und zierlich das Heldengedicht Traianida und mehrere Dramen. Alecsandri aber, der Fürst der rumänischen Dichter, war auf allen Gebieten in rastloser Weise thätig. 1821 zu Mircesă geboren, studirte er in Jaşă, um sich später ganz der französischen Cultur zu widmen; auch jetzt ist Alecsandri rumänischer Gesandter in Paris, das er nur selten verlässt. Der Dichter sammelte zunächst die alten Balladen und Romanzen des Volkes, veröffentlichte als ersten Versuch eine Novelle, „Das Blumenmädchen

von Florenz“, versah in den vierziger Jahren das Jaşer Theater mit Schau- und Lustspielen, trat Ende der fünfziger Jahre als Volksvertreter und Minister des Aeussern auf, zog sich aber bald darauf wieder auf sein Gut zurück. 1864 unterstützte er T. Maiorescu und die literarische Schule Societate Junimea in dem Bestreben, die Volkssprache als grammatische Richtschnur zur Geltung zu bringen. Dabei ist er als Mensch gross und edel; er war derjenige, der 1848 seine Leibeigenen freigab, und dessem Beispiel dann 991 Grundbesitzer folgten. 1869 gewann er mit seiner Hymne „Canteculü ginteî latine“ auf dem Congresse von Montpellier den ersten Preis, nach wie vor aber hat er auf dem Gebiete der Lyrik, der erzählenden Dichtung und des Dramas Bedeutendes geleistet. Seine Fruchtbarkeit ähnelt der Paul Heyses, sie ist so gross, dass er fast ganz allein die rumänischen Bühnen mit Dramen versieht. Doch ist zu bemerken, dass die letzteren gleich denen Heyses durchaus nicht tadellos ausfallen, wie es uns denn überhaupt bedünken will, als ob Drama, Roman und Novelle diejenigen Felder der jungen rumänischen Literatur seien, deren Aufblühen noch in der Zukunft liegt.

Den deutschen Leser dürfte es interessiren, zu erfahren, dass der rühmlichst bekannte Jacob Negruzzi viele Schillersche Dramen in vorzüglichster Weise übersetzt hat. So bereits vor zwanzig Jahren die Räuber, Fiesco, Cabale und Liebe; in letzterer Zeit: Don Carlos, Die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans gelangte im Jahre 1885 auf die Bucurescîer Bühne und erntete grossen Beifall, Maria Stuart und Don Carlos sollen 1887 zur Aufführung kommen. Falls es der Gesundheitszustand des Uebersetzers erlaubt, hofft derselbe sein grosses Unterfangen glücklich zu vollenden, das heisst, sämtliche Schillersche Schriften seinen Landsleuten zugänglich zu machen. J. C. Negruzzi nimmt in der rumänischen literarischen Welt als Leiter der Zeitschrift „Couvorbiri literare“ eine führende Stellung ein. Dieses Organ der rumänischen Intelligenz wurde von ihm vor zwanzig Jahren als 14 tägiges

Journal gegründet, 1872 in eine Monatsschrift verwandelt, bis 1885 in Jași herausgegeben und seitdem in verändertem Format und verschönerter Ausstattung seinen Lesern übermittelt. Neunzehn Jahre lang brachte der Eigenthümer vergebens alle Opfer, ohne dass das Blatt die Kosten der Herstellung gedeckt hätte, und erst seit der Bucurescïer Uebersiedelung sieht Negruzzi seine Mühe belohnt. Im Ganzen erscheinen in der Hauptstadt allein gegen vierzig Journale, von denen die „Voința Natională“ unter der tüchtigen Leitung des Siebenbürgers Frâncu, „Telegraful“, „L'Indépendance romaine“ und „Monitorul Oficial“ die gelesenen sind. Den deutschen Interessen dient das „Bukarester Tageblatt“, den magyarischen „Irado“; eine Uebersicht der neuesten literarischen Erscheinungen Rumäniens bietet Alexander Degenmann, der bewährte Geschäftsführer von Socecă & T., in seiner Bibliografia româna. Verschiedene Arbeiten, die Degenmann in den Jahren 1871 bis 1878 ausführte, liessen ihn zu der Gewissheit gelangen, dass er, gestützt auf das reichste Material, berufen sei, die Rumänen auf ihre geistigen Schätze aufmerksam zu machen und dieselben entsprechend zu beschreiben. Demgemäss gründete er 1879 das Monatsjournal „Bibliografia română“, sich anderen deutschen Buchhändlern an die Seite stellend, die in ausserdeutschen Ländern schon vor ihm Bibliographien für fremde Sprachen und Literaturen geschaffen. Jahrelang rang Degenmann mit allerlei Schwierigkeiten, bedeutende Summen zusetzend, und erst seit 1884, wo die Vereinigung mit dem Organ der Juninisten stattfand, ist der thätige Mann in der Lage, Ruhm ohne Sorge zu ernten.

7. Ackerbau, Obstcultur und Viehzucht.

Rumänien ist in der Hauptsache ein Land des Ackerbaus und der Viehzucht; die Natur hat die beiden ehemaligen Fürstenthümer thatsächlich hierzu bestimmt. Die herrliche Lage der Felder und Wiesen, der Ueberfluss an

Quellen, die humusreiche Tiefebene, das Alles bietet noch vielen Geschlechtern reichlichen Lohn für geringe Mühe. Um so auffallender erscheint es, dass gerade Ackerbau und Viehzucht bisher in Rumänien mehr als Anderes vernachlässigt wurden, dass man noch immer Beide mit derselben geistigen Beschränktheit wie früher behandelt. Auf keinem Gebiete wären Reformen nöthiger als auf diesem, unablässig sollte man die altvererbten Vorurtheile des conservativ denkenden Landmannes seitens der Bojaren und der Regierung bekämpfen und gediegene Ackerbauschulen gründen. Einer der grössten Uebelstände ist der, dass die reichen Bojaren und griechischen Financiers meistens ihre Güter gegen möglichst hohe Summen an Pächter abgeben. Die Pächter haben oft kein eigenes Capital, sie müssen dem Bauer gegen geringes Entgelt Wiesen und Felder vermieten und zugleich selbst den Boden gehörig ausnützen, um den Bojaren sowohl, als auch den gierigen, lauernden Getreideabnehmer zu befriedigen. Auf diese Weise entsteht jener unheilvolle Raubbau, der nicht genug gezeisselt werden kann. Dabei nimmt man auf den ersten Blick wahr, wie unendlich mangelhaft die Bodencultur betrieben wird. Wohl werden neuerdings eiserne Pflüge aus dem Deutschen Reiche eingeführt, allein ihre Anzahl ist verschwindend, und so kommt es, dass man fast überall mit ansehen muss, wie ein hölzerner Pflug, plump wie zu den Zeiten Trajans, das Erdreich unregelmässig aufreisst. Eggen kennt man nicht, statt ihrer paradiren hölzerne Machwerke, stark mit Dornen besetzt. Die Dornen ritzen höchstens die Oberfläche auf, vermögen jedoch nicht im entferntesten die Erdschollen zu zertheilen. Auf den also bearbeiteten Boden streut man den Samen, hierhin viel, dorthin wenig, meistens so leicht, dass ein heftiger Wind die Decke abhebt und die Keime davonträgt. Weizen sowohl wie Kukuruz wächst in rührender Gemeinschaft mit allerhand Unkraut heran, welches oft so zahlreich ist, dass man sich fragt, ob das Unkraut unter dem Weizen oder der Weizen unter dem Unkraut steht. Geackert oder

bewachsen, immer bieten die rumänischen Felder einen betrübenden Anblick dar; wie anders dagegen die des Banates und des ungarischen Tieflandes! Wahrlich, in dieser Hinsicht sollten sich doch die Rumänen ein Beispiel an ihren westlichen Nachbarn, selbst an den Kernmagyaren nehmen! Als Folge von alledem ergibt sich, dass die Qualität keinen grossen Werth besitzt, besonders da die Düngung noch immer fast im ganzen Lande unbekannt. Dünger und Stroh wird einfach verbrannt; ist die Ernte vorüber, so dient der Boden als Weide.

Von einer Stallfütterung will man im Lande nichts wissen; an den wenigsten Orten trifft man Ställe, in der Regel bleibt das arme Vieh den ganzen langen, eisigen, strengen Winter über im Freien. Seine Nahrung besteht währenddem aus im Sommer zusammenge rafftem oder zusammengekauftem Kukuruzstroh; ist dasselbe aufgezehrt, dann mag es nur getrost den Schnee wegscharren und sich kümmerliche Nahrung suchen, wozu hat es denn Füsse! Bleibt ja einmal Stroh und Heu übrig, so wird es bei eintretendem Frühjahr — vielleicht gar wegen Mangel an Platz, so werden uns die Rumänen sagen — einfach verbrannt. Die Wirkung eines derartigen Verfahrens ist leicht einsehbar: jährlich verhungern und erfrieren nicht nur junge Schafe, sondern auch alte, sowie Hornviehstücke, alle Racen aber sind degenerirt, und das rumänische Vieh läuft mithin Gefahr, gänzlich werthlos zu werden. Mit der Grausamkeit paart sich die Gewissenlosigkeit. Ein Grundbesitzer an der unteren Donau liess beispielsweise trotz der bevorstehenden Frühjahrsüberschwemmungen der Stromniederungen sein Vieh nicht von dort wegtreiben; das Resultat bestand darin, dass 500 Stück Hornvieh in den Fluten umkamen.

Für alle diese kläglichen Zustände wissen die Rumänen hinlängliche Entschuldigungen. Vom Bauer, der da meint, er brauche keine eisernen Pflüge, weil sein Grossvater nur hölzerne besessen, kann hier nicht die Rede sein, sondern nur von der Intelligenz. Man hat uns entgegnet, man könne das Unkraut nicht vertilgen, es mangle an Arbeits-



Büffelgespann.

kraft; nun wohl, die geringe Bevölkerungsdichtigkeit bestätigt das letztere, allein man bebaue nur die Hälfte der Flächen und diese vorschriftsmässig, und man wird alsdann von einem Hektar ohne Unkraut so viel ernten, wie von vier Hektaren mit Unkraut. Weiter hat man uns bedeutet, das Düngen sei nicht nöthig, da der Boden überall zu üppig sei und er das Düngen weder benöthige noch vertrage. Dies mag noch stellenweise zutreffen, im Ganzen und Grossen aber ist der Boden heute schon ziemlich ausgenützt, so dass das Düngen nothwendig erscheint. Den Beweis hiefür liefert der geringe Ertrag der Felder. In England betrug die Getreideproduction pro Hektar 40 Hektoliter, in Belgien und Preussen 19, in Frankreich 14, in Rumänien nur 7 Hektoliter. Autonome Zolltarife helfen da nicht, besonders wenn durch sie das österreichisch-ungarische Absatzgebiet verloren geht und durch England, Deutschland und Italien ersetzt werden soll. Vorstellungen wegen der Pflege — oder vielmehr fehlenden Pflege der Thiere beantworten einige mit Achselzucken und dem Bedeuten, die Heerden seien so zahlreich, dass man Riesenställe für sie bauen müsste, und übrigens errichte man ja für die Schafe Schutzhürden; andere rechnen mit Lebhaftigkeit vor, ein Ochse werde nach vierjähriger Zucht höchstens für 200 Lei verkauft, er dürfe also nicht mehr als 160 Lei Kosten verursachen, dafür könne man ihm keine Stallfütterung bieten, endlich mache er im Freien Bewegung und fresse daher mehr. Ja, wenn er doch nur etwas zu fressen hätte! Beiden sei entgegnet, dass der vierte Theil der Heerden bei Stallcultur sicher den jetzigen Ertrag liefern würde, dass es nicht nöthig ist, die Ställe aus Marmor zu construiren, die citirten Schutzhürden aber nichts sind, als schräg errichtete kleine Planken, an denen sich die Schafe vergebens behufs Erwärmung reiben; nach oben hin bieten sie keinen Schutz, der Himmel vermag ungestört Schnee, Regen und eisige Stürme auf die armen Thiere zu entladen. Das Angeführte mag vielleicht in Rumänien bezweifelt werden, wird aber auch jener Gutsbesitzer dar-

über lächeln, dem 500 Stück Hornvieh erfroren und ertranken?

Hand in Hand mit Abschaffung dieser Missstände hätten segensreiche Neuerungen zu gehen. Das Waschen der Frucht muss durch entsprechende Manipulationen mit Fruchtmaschinen ersetzt werden, und das Aufbewahren der Endresultate müsste statt in Erdgruben, wie man es selbst bei Bojaren sieht und das an die Weinerdgruben erinnert, fortan in Scheunen vollzogen werden. Es gilt, solche Maisorten einzubürgern, die rasch eingreifen; das noch immer auf kleinen Gehöften zu beobachtende Dreschen mit Pferden völlig zu ertöden und an seine Stelle die seit zwanzig Jahren schon eingeführten, siegreich um sich greifenden landwirthschaftlichen Maschinen endgiltig zur Herrschaft zu führen, endlich die Volksnahrung zu verbessern, denn die heutige Wissenschaft lehrt nun einmal unerschütterlich, nur dasjenige Volk sei wirklich culturfähig, dessen Ernährung entsprechend ist und die nöthige Menge Fleischeiweiss besitzt. Geschieht alles das, dann wird man im Stande sein, trotz des beständigen Niederganges der Getreidepreise und der überseeischen Concurrenz die Bodencultur zu einer sehr lohnenden zu machen. Tritt dann eine beachtenswerthe Milch- und Käsewirthschaft hinzu, so kann nicht ausbleiben, dass, wie in Westeuropa, der Bauer behaglich auf seinem Eigenen sitzt und mit Hilfe von Fleisch, Butter, Getreide und Kartoffeln sogar einen jährlichen Ueberschuss erzielt. Unerhört ist es, dass die Rumänen als landwirthschaftliches Volk bisher nicht einmal den Gemüsebau betrieben haben, und man mithin im nächsten Jahre im ganzen Lande keinen Salat, keine Möhre finden würde, wenn die Bulgaren plötzlich ausblieben. Und das wohlgemerkt in einem Lande, wo der Spargel und der Spinat wild wachsen und das Klima allen Unternehmungen, nur nicht dem Ueberwintern der Hausthiere, zulächelt. Magyarische Autoren haben mit Recht darauf verwiesen, wie gefährlich eine rumänische Getreideconcurrenz sei, Rumänien sei der natürlichen Beschaffenheit und Lage nach berufen, im ameri-

kanischen Style zu produciren und zu exportiren, man könne von jeder Wirthschaft aus bei geringen Kosten schnell und sicher einen der neunzehn Hafenplätze des Landes erreichen. Rumänien habe 1882 nach England 358,38 Millionen Kilogramm, nach Oesterreich-Ungarn 203,82, nach Frankreich 40,19, nach Deutschland 12,68, nach Italien 11,7 Millionen Kilogramm Mais ausgeführt; Gerste wurde nach England 319,93, nach Oesterreich-Ungarn 35,10, nach Frankreich 18,89, nach der Türkei 16,45 Millionen Kilogramm, Weizen nach Oesterreich-Ungarn 126,61, nach England 126,10, nach Frankreich 67,11 Millionen Kilogramm gebracht.

Dass der Jude sich noch heute nicht auf dem Lande niederlassen darf, besitzt durchaus unsere Billigung; wie bei allen Professionen würde er sich auch hierin als Pfuscher erweisen und Schleuderarbeit liefern; leider weiss er wie überall das Gesetz zu umgehen, indem er Christen als Pächter von Gütern und Schänken einsetzt. Beide Objecte leiden darunter, bei den ersteren zeigt sich der Israelit als geborner Raubbauer, in den letzteren giesst er alles Mögliche, sogar Vitriol, unter den Branntwein.

Die Obstbaumzucht gedieh früher sehr gut, und durch die rationelle Ermunterung des landeskundigen Fürsten Michael Gregorius Stourdza kam sogar eine grössere Hineigung und Liebe zu Pflanzungen auf, deren Folgen selbst heute noch in den übrig gebliebenen, ruinirten Anlagen sichtbar sind; die ästhetische und nützliche Beschäftigung wurde, mit der Bepflanzung der Landstrassen angefangen, bis herauf zu den grossen, wirklich schönen parkähnlichen Obstanlagen betrieben. Leider ist dieser ganze Beschäftigungszweig beinahe vollkommen untergegangen, und man hackt jeden noch übrig gebliebenen unbewachten Baum ab. Edle Geister aber glauben in den noch sprechenden Resten Spuren einer besseren, ästhetischeren Zeit erkennen zu sollen. Die Domnester-Aepfel, deren Handel von grosser Bedeutung war, da sie in ungeheuren Mengen bis nach Lemberg, Krakau, Warschau und nach Siebenbürgen ge-

führt wurden, sind beinahe ganz eingegangen; nur noch vereinzelte Exemplare von alten, verknorpelten Bäumen erhalten die ursprüngliche Apfelsorte. Es ist eine der Moldau eigenthümliche Art, welche im übrigen Europa nicht vorkommt.

Die ästhetische Gartencultur war gleichfalls sehr florirend; grosse, kostspielige Anlagen, deren ruinenartiges Ansehen ein sprechender Beweis für das Zurückgehen des Grosscapitals, können als Belege gelten.

Auch die Leincultur ist ganz eingegangen. Der Lein verlangt stets frischen Boden, und dieser wird durch das Ueberhandnehmen der Bevölkerung immer seltener. Bis gegen 1820 wurde er auf grossen Strecken angebaut, jetzt hat er der Weizencultur den Platz geräumt.

Den Weinertrag gibt Hamms Weinbuch (Leipzig 1886) entgegen Aureliană auf 1 200 000 hl an. Hamm behauptet, der District Tecuciă erzeuge auf 3260 ha 115 842 hl Weisswein und 52 520 hl Rothwein, Râmnică-Sărată producire bei 6384 ha 153 631 hl, Putna bei 7907 ha 155 542 hl. 1882 habe Rumänien für 1 269 699 Lei Wein ein-, für 172 133 Lei ausgeführt, beides hauptsächlich von und nach Oesterreich-Ungarn. Gut gehaltene Moldavaweine sind stark gesucht, sie gehen über Brăila, Galaţi und Sulina, auch nach Russland. Als vorzüglichstes Gewächs gilt der äusserst starke dunkel-goldgelbe Cotnară aus dem Botoşanier District, er ähnelt dem Tokayer, ist jedoch weniger süss. Als Rothwein steht neben ihm der Nebouna, rubinroth, trocken und herb gleicht er dem besten Santorinwein, besitzt jedoch mehr Stärke. Der Piatraer Wein, ebenfalls tokayerartig, kommt dem Cotnară nicht gleich. Mangel an Pflege und Gefässen haben den durch nordische, schützende Gebirge begünstigten Weinbau bisher noch immer nicht zur Entwicklung kommen lassen; die Angabe Hamms, dass zu früh geerntet werde, trifft dagegen nicht zu. Eine günstige Entwicklung scheint leider durch die schreckliche Reblaus in Frage gestellt, gegen welche die rumänische Phylloxera-Commission ebensowenig geeignete

Mittel gefunden, als die Weinbaukenner anderer Länder. Im Prahovaer District fand man 10 000 ha inficirt, ebenso constatirte man das Vorhandensein des schädlichen Thieres im District Buzău, was uns um so betrübender dünkt, als gerade dieses Gebiet die weinbauende Moldau mit der Walachei verbindet, und somit die Rebencultur der Moldau arg gefährdet erscheint. Die Behandlung der kranken Weinberge geschieht mittelst Naphthalin. Die bisher erzielten Ergebnisse werden als erfreuliche bezeichnet. Das Naphthalin ist billiger und weniger gefährlich als Schwefelkohlenstoff, allein angesichts der Ueberproduction und der unglaublichen Billigkeit des Weines dürften sich die Kosten dieser Cour zu hoch stellen. Es wird daher schwerlich etwas Anderes erübrigen, als alle Reben in den heimgesuchten Districten auszurotten und andere Bodenerzeugnisse anzubauen. Wie man uns übrigens vertraulich mittheilt, soll die Anti-Phylloxera-Commission ein Mittel gefunden haben, das möglicherweise Errettung zu bringen vermag. Man beabsichtigt, die Reben neu anzubauen, die Wurzeln mit Naphthalin einzulassen und die Reblaus dadurch fernzuhalten. Die darauf bezüglichen Versuche sind noch nicht ganz abgeschlossen, doch erhofft man das denkbar günstigste Resultat. Man hält das Verfahren für ebenso billig wie rationell.

Ziemlich traurig steht es um die Bienenzucht, welche uns auf die Viehzucht hinüberleiten soll. Noch immer weiss sich der unwissende Bauer das geringe Quantum seiner zahlreichen, aber schlecht besorgten Bienenstöcke nicht anders als durch Tödtung der Bienen zu verschaffen, wieder eine gen Himmel schreiende That. Der Bienenzucht reiht sich hinsichtlich des Rückganges die ehemals blühende Seidenwurm-cultur an. Früher wurden in Italien und Frankreich jährlich für 4 Millionen Lei Eier abgesetzt, jetzt ruht der Handel völlig, angeblich weil nach dem Berichte des belgischen Consuls in Bucuresci die jüdischen Zwischenhändler die Eier mit Raps mischten und so die rumänischen Erzeugnisse discreditirten.

Wie es gegenwärtig um den Viehstand Rumäniens beschaffen, kann man sich wohl nach Vorstehendem ausmalen. Die moldauischen Pferde waren noch Anfangs unseres Jahrhunderts ausserordentlich brauchbar, so dass Preussen und Oesterreich jährlich 20 000 Stück, das Stück für 13—15 Ducaten, für ihre Cavallerie bezogen; die moldauischen Rosse spielten dementsprechend in allen Kriegen Friedrichs des Grossen und Napoleons I. eine hervorragende Rolle.

Das Dumbrovenŷer Gestüt, Original-Araber, so vollkommen und ausgezeichnet, dass es jedweden Vergleich mit Trakehnen und der edlen Württemberger Zucht aushalten konnte, wurde von Constantin Balşu auf einen sehr hohen Standpunkt gebracht. Ein ähnliches Gestüt, beinahe so vollendet, wurde in der Nähe von Dumbrovenŷ, in Zvoreste, von Alexander Moruzi errichtet. Damals lautete ein türkisches Sprichwort, es gehe nichts über ein Pferd aus der Moldau. Jetzt sind die kleinen rumänischen Pferde wohl noch lebhaft, unermüdlich und behutsam, sie sind indessen zum Ziehen grösserer Lasten unbrauchbar geworden. Die beiden genannten Stutereien aber verfielen mit dem Tode ihrer Besitzer und gingen unwiederbringlich verloren. In kleiner Zahl führt man Pferde nach Siebenbürgen aus, in stärkeren Gattungen aus Russland ein.

Die hiesige Ochsenorte, eine wegen ihrer Schönheit und Ausdauer berühmte, geht von Jahr zu Jahr mehr zurück, so dass man 1873 eine Verminderung von 864 170 Stück Rindvieh gegen den Viehstand von 1860 constatirte, welchen Rückgang man freilich geneigt ist, nur der Viehseuche zuzuschreiben, eine Einseitigkeit, da offenbar schlechte Pflege, Parcellirung der Wiesen und Bebauung der früheren grossen Weideplätze mitwirken, wozu selbstverständlich noch das Einwirken des österreich-ungarisch-rumänischen Zollkrieges tritt. Infolge dieses letzteren Ereignisses sahen sich die Bauern gezwungen, ihr Vieh um einen Spottpreis dem Fleischer zu übergeben; so hat man beispielsweise im August 1886 in Dragăsanŷ für einen Ochsen

28 Lei gezahlt! Schöne Heerden findet man nach wie vor in den Bezirken Dorohoiu, Botoşani und Falcu, kurz in den Pruthniederungen, wo das üppigste, saftigste Gras den Rindern bis an den Bauch reicht. Das Schwein ist eine Art kleines Wildschwein, sein Fleisch kann ausgezeichnet genannt werden, ebenso das des Hammels. Besonders liefert die Tsigay-Rasse so vorzüglichen Braten, dass die Sultane nur von ihr leben wollten; vom Federvieh fallen besonders die stattlichen und zahlreichen Truthühner auf.

Der mit vollem Rechte im ganzen Lande hochgeschätzte Aurelianu gibt den Thierbestand für 1882 folgendermassen an: 2 557 381 Stück Hornvieh (219 411 Stiere, 990 353 Ochsen, 768 806 Kühe, 448 898 Stück Jungvieh, 111 913 Büffel), 1 053 403 Schweine, 4 759 366 Hammel und Ziegen. Nach ihm beschränkte sich der Export auf 275 062 Schweine und Hammel im Werthe von 10 Millionen Lei und auf 6 Millionen Lei Wolle. 300 000 Bienenstöcke lieferten 600 000 Oka Honig und 60 000 Oka Wachs, 100 000 ha Weinland 650 000 hl Wein. Von den 12 Millionen Hektaren des Landes waren etwa 5 708 945 von Ackerbau und Weide, 2 Millionen von Wäldern in Anspruch genommen, der Rest lag nicht wegen Unfruchtbarkeit, sondern wegen Mangel an Bevölkerung unbenutzt. Eine Tabelle der Hauptackerbauerzeugnisse stellte sich damals wie folgt:

Hauptackerbauerzeugnisse.

	Bebautes Land in ha	Ernte in Tonnen	Werth in Mill. Lei	Export 1882 in Tonnen	Werth in Mill. Lei
Weizen	559560	895257	221,7	400035	72,0
Roggen	110773	110162	18,1	78111	9,3
Gerste	226964	366899	46,8	413665	37,2
Hafer	129930	282924	0,8	19178	1,5
Mais	1034755	1885029	149,2	636831	63,6

Die bäuerlichen Verhältnisse in Rumänien waren so eigenartig und sind noch jetzt so wichtig und zugleich Reform erheischend, dass es unumgänglich nöthig erscheint, sie hier zu berühren. Die Lage des rumänischen Bauern

machte mehrere Phasen durch. Es gilt als gewiss, dass man zur Zeit der römischen Besitznahme in Dacien gleich wie in Italien selbst und den übrigen Colonien des Weltreiches nur Grossgrundbesitzer kannte, der kleine Grundbesitz spielte eine verschwindende Rolle. Die Barbarenstürme stürzten alles in Trümmer, und erst nachdem ihre Kraft gänzlich gebrochen, kehrten die Rumänen aus den Bergen zurück und gründeten neue Gehöfte. Man bezeichnete sie als Moșii und in der Moldau als Răzășii. Da nun aber die Bevölkerung nicht zahlreich war, so blieb viel Boden übrig, er wurde als freies Staatsgut von den Wojwoden an tapfere Krieger vertheilt, worin der Ursprung des Grossgrundbesitzes erblickt werden muss. Die Grossgrundbesitzer besaßen natürlich weder Lust noch Fähigkeit, mit ihren Dienern die gewaltigen Ländereien selbst zu bewirthschaften, sie lockten also von den angrenzenden Gebieten allerlei Leute und ausserdem benachbarte Bauern herbei, den Boden in drei Theile scheidend; zwei derselben sollten den Colonisten den Lebensunterhalt gewähren, ein Theil aber für die Bojaren bearbeitet werden. Ein derartiges Arrangement war nicht übel, allein es hielt nicht lange an, denn mit der Bereicherung der Bojaren wuchs ihr Uebermuth, und zugleich verringerten sich die Rechte der Bauern. Am Ende des 16. Jahrhunderts bestätigten Regierungserlasse die grausamen Neuerungen, und die eigentliche Robot trat ein. Der Bauer ging der Freiheit, seinen Wohnsitz nach eigenem Ermessen zu ändern, verlustig, ebenso wurde ihm jeder Anspruch auf Grund und Boden verweigert, kurz, der Bojare besass fortan Alles, der Bauer nichts. Einzig und allein Ackergeräthschaften, Viehstücke und Leben sollte der unumschränkten Herrschaft des Bojaren als entrückt gelten. Dies das Schicksal der Colonisten.

Den Moșierii und Răzășii blieb ein ähnliches Loos nicht erspart. Sie verloren ihre Grundstücke durch die Willkür der Grossen oder wurden zum Verkauf derselben gezwungen, und so kam es, dass auch sie auf ihrem ehemals

eigenen Boden zur Robot gelangten. Im 17. und 18. Jahrhundert gestaltete sich die Lage der Bauern immer entsetzlicher. Sie wurden thatsächlich zu Slaven der Bojaren, und die beständigen russisch-türkischen Kriege verwüsteten das Land. Diese traurigen Begebenheiten erklären hinlänglich, warum der rumänische Landmann keine Neigung verspürte, an Stelle seiner elenden Hütten stattliche Häuser zu setzen, sie erzeugten einen gewissen stoischen Sinn und das Streben, nie mehr zu arbeiten als verlangt wurde oder als die Seinen bedurften. Sie haben zweifelsohne auch bewirkt, dass der rumänische Bauer sich noch heute nicht ganz von dem Zustande der Betäubung losgelöst hat und deshalb als träge verschrieen ist, im allgemeinen nicht mit Unrecht, doch müssen wir ganz energisch das Vorhandensein von löblichen Ausnahmen constatiren. Beispielsweise haben wir von einem schlichten Bauer vernommen, der weder lesen noch schreiben kann, sich aber durch Fleiss, Intelligenz und Glück ein Vermögen von einer Million Lei erworben hat. Während der Phanariotenwirthschaft wurden die Verhältnisse nur noch trauriger, anerkennenswerth erscheint jedoch, dass der Phanariote Constantin Mavrocordat die Lage der Robotpflichtigen zu bessern suchte. Das organisirte Reglement von 1832 bestimmte, der Bauer dürfe seinen Wohnsitz verlassen, dies indessen auch nur dann, wenn er seine Abgaben für fünf Jahre im Voraus bezahlt und Haus und Hof dem Bojaren ohne Entschädigung überlassen. Claca, die Verpflichtung für den Bojaren zu arbeiten, weil man auf seinem Grunde wohnte, wurde aufrecht erhalten; 24 Tage des Jahres sollte der Bauer für den Bojaren schaffen, allein das ihm aufgebürdete Pensum konnte in der Regel kaum in 60 Tagen erledigt werden. Alle Staatsabgaben lasteten nach wie vor nur auf den Schultern der Bauern, die Bojaren gingen nicht nur frei aus, sondern sie hatten auch sämtliche Staatsämter inne und wurden somit indirect von den Bauern bezahlt. Infolgedessen verliessen trotz der Bestimmung, laut der die Bojaren die Bauern nicht mehr mit dem Grund und Boden

sollten verkaufen können, viele Landleute ihre Heimat und flohen nach Bulgarien und Serbien. Die Revolution von 1848 gewährte nur vorübergehende Erleichterung, ebenso vermochten die Gesetze vom 23. April 1851 und vom Jahre 1854 nur wenig zu befriedigen, erst die Pariser Convention von 1856 löste alle Rechte der Bojaren auf und stellte den Bauer hinsichtlich der Abgaben, der Amtserwerbung und der Staatsehren auf gleiche Stufe mit den Bojaren.

Im Jahre 1864 traten die neuen Verordnungen in Kraft; sie besagten, der Bauer solle frei sein und Eigenthümer des von ihm bewirthschafteten Bodens werden. Unmittelbar darauf erhielten dementsprechend 406898 Familien 2993014 Pogon, ungefähr den achten Theil des Landes, als Eigenthum, 13987765 Lei waren dafür in 15 Annuitäten von ihnen an die bisherigen Besitzer zu entrichten. Diese sogenannte „Ablösung“ oder „Emancipation“ geschah wie folgt. Der Bauer ohne Hornvieh oder mit nur einer Kuh erhielt 4 Pogon und 17 Braschin Land, derjenige mit 2 Ochsen 7 Pogon und 17 Braschin, der mit 4 Ochsen 11 Pogon, jede Kirche 17 Pogon. Der mit einer Kuh sollte dem Bojaren jährlich 71 alte Piaster, der Besitzer von 2 Ochsen 100 Piaster, der von 4 Ochsen 130 Piaster zahlen. Bauer sowohl als Bojar bewirthschafteten die Felder in Zukunft ein Jeder für sich. Grund und Boden des Bauern wurde für die nächsten 30 Jahre als unveräusserlich erklärt.

Ein solches Ruralgesetz mag recht edel und human erscheinen, allein trotzdem wird der Fremde in Rumänien schon nach kurzer Zeit wahrnehmen, dass der Bauer noch heutigentags eigentlich bis zu einem gewissen Grade vielfach als Slave des Grossgrundbesitzers fungirt und von dessen Laune abhängt. Wohl ist es richtig, dass gegenwärtig Bauern im gesetzgebenden Körper sitzen, dass ihre Söhne als Officiere in der Armee dienen, und dass einige von ihnen, vom Glück begünstigt gleich dem vorstehend Erwähnten, Grossgrundbesitzer und Millionäre geworden, der grossen Masse aber sind die Hände gebunden; die humane Lage ist besser geworden, die materielle nur wenig.

Ehemals mussten Staat, Kloster oder Bojar dem frohnpflichtigen Bauer das Recht gewähren, Weide und Wald zu benützen. Heutigentags mangelt ihnen beides, infolge dessen müssen sie das nöthige Holz vom Bojaren kaufen und für die Weide ebenfalls einen Betrag entrichten. Dazu tritt, dass ihre geringen Kenntnisse der Bodencultur es nicht ermöglichen, aus dem ihnen gewährten Grund den nöthigen Ertrag zu ziehen, sie sehen sich mithin gezwungen, vom Bojaren weitere Felder in Pacht zu nehmen. Diese drei Thatfachen liefern den Bauern in die Hand des Bojaren. Er muss für die Weidebenützung einer Kuh beispielsweise um Dragăsanî jährlich 6 Lei entrichten oder 6 Tage für den Bojaren arbeiten, ein gepachteter Pogon erheischt 18 Lei oder 18 Tage. An der Donau sind die Sätze wieder andere, dort pachtet der Landmann fünf Pogon und bearbeitet als Entgelt im Interesse des Grundbesitzers den sechsten, oder auch er liefert den fünften Theil des Ertrages von dem cultivirten Land als Pacht ab. Für den Winter kauft er zwei Klafter Holz, ausserdem vielleicht etwas Heu, und so kommt es, dass er weder Zeit noch Lust besitzt, seine eigenen Felder, geschweige denn die des Gutsbesitzers sorgfältig zu bewirtschaften.

Die rumänischen Bauern sind mithin sehr arm und erübrigen selten etwas, nur ein Drittel von ihnen hat bisher ihre Schuld an die Grossgrundbesitzer abzutragen vermocht. Trotzdem kennt man anarchistische und socialistische Umtriebe nicht, einerseits ein Beweis für das schwache industrielle Leben, andererseits ein untrügliches Zeichen für die Gutmüthigkeit und Geduld eines begabten Bauernstandes, der sehr wohl verdiente, dass man Alles aufböte, um seiner humanen Emancipation auch eine materielle anzuschliessen. Die Lage der Bauern bildet zunächst die Achillesferse Rumäniens. Ungarn und Rumänien waren bisher das Eldorado des Grossgrundbesitzes, der seine Ueberschüsse leicht und gern verbraucht, während in Serbien und Bulgarien der Kleinbesitz vorherrscht, sich langsamer, aber sicherer entwickelnd.

8. Bergbau, Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei.

Der natürliche Bodenreichtum Rumäniens ist ein sehr bedeutender, aber auch seine Ausbeutung scheint erst der nächsten Generation vorbehalten zu sein. Warum das bisher noch nicht geschehen, warum die heutigen Rumänen nicht in die Fusstapfen der Agathyrsen, Dacier und Römer getreten, das weiss man nicht anzugeben. Das Vorhandensein reicher Gold- und Silberspuren, Kupfer-, Eisen-, Blei- und Cobaltlager wird bloß als gewiss angenommen; selbst die goldhaltigen Flüsse Oltü und Argeşü werden nur wenig ihres Gehaltes beraubt. Einzig und allein die Russen machten 1811, als sie sich im Besitz des Landes befanden, ernstliche Anstrengungen zur Bearbeitung der Karpathen, indessen der Friede wurde proclamirt, die Moskowiter zogen ab, und die Bergwerke verfielen; an der Regierung wäre es, sich in dieser Angelegenheit an den Slaven ein Beispiel zu nehmen und die Ausbeutung der Erze ins Werk zu setzen, zu befördern und zu begünstigen. Der Regierung selbst gehören die Salzgruben des Landes, von denen Doftana, Slănicü, Târgulü-Ocna und Salinele-Mare hervorragen.

Ihre Ausbeute betrug in Kilogramm:

	Doftana	Slănicü	Târgulü-Ocna	Salinele-Mare	Total
1881/82	35 204599	23 548814	10 197832	10 078315	79 029560
1882/83	41 026391	17 302068	3 860862	16 564904	78 754225
1883/84	39 409977	21 161561	8 033989	18 039201	86 644728
1884/85	29 958076	21 350598	9 072175	10 027269	70 408118
	145 599043	83 363041	31 164858	54 709689	314 836631

Ein derartiger reichlicher Gewinn setzte das Land nicht nur in den Stand, von 1881/85 22 186 297 Lei 30 Bani an Gebrauchs- und Exportsteuer zu lösen und seine Bedürfnisse mit 214 512 153 kg selbst zu decken, sondern ausserdem auch 95 511 580 kg an das Ausland zu verkaufen. Russland bezog in der genannten Zeit 7 555 782 kg, das

salzlose Serbien 32 263 640 kg und das ebenfalls salzlose Bulgarien 55 592 158 kg, Zahlen, die wohl geeignet sind, das Herz eines jeden Rumänen mit Stolz zu erfüllen und ihm die Entwicklung seines Landes klar zu beweisen.

Rumänien zerfällt seiner Bodenbeschaffenheit nach in drei Regionen. Die des Donaubeckens besteht aus drei Lagen, aus Erde von zerfallenen Steinen gemischt mit fossilen Thieren, aus gelber Erde von kieselhaltigem Thon, 50 Meter und mehr im Durchmesser, und aus schwarzer oder Humuserde, gleichfalls von Thon und von verwesenen Organismen gebildet. Diese Quartärformationen geben ein fruchtbares Land. Die Hügelregion umfasst tertiären Boden, die Karpathenregion secundäres und primäres Terrain, in dem Schiefer, Glimmer, Gneis, Kalk und alle nur erdenklichen Erdreichthümer, ausgenommen Kohlenlager von gewaltiger Mächtigkeit, vorherrschen. Wir möchten sagen, dass man bisher nur nach Laune, d. h. gelegentlich und ruckweise, in grösseren Mengen die vorhandenen Gaben des Gebirges behoben. So hat man sich dienstbar gemacht Kalksteine zur Bereitung des Mörtels, Mühlsteine von vorzüglicher Güte bei Herleu im District Botoșani und im District Muscelu, Bausteine bei Cînta im District Dâmbovița, die Kalksteine von Petroasa im District Buzău und von Comania — der letztere entspricht dem hydraulischen Kalk —, Granit für Strassenpflasterungen im Prahovathal und bei Tarcau, District Neamtu. Schwefel gewinnt man in Vâlcea, Prahova und Buzău, Steinkohlen hebt man in Mehedinți, Dâmbovița, Băcău, Kupfer in Mehedinți, Bernstein in Buzău, farbigen Marmor in Olanesci, Gyps in Prahova, Muscelu, Suceava, Ambra von einer Farbe zwischen hellbraun und schwarzgrün im District Buzău. —

Eine Forstwirthschaft im strengen Sinne des Wortes kennt man in Rumänien noch immer nicht. Die Wälder in der Nähe der Strassen und Flüsse sind unbarmherzig niedergeschlagen worden, die Urwälder am Kamm der Karpathen stehen noch immer zum Theil unangetastet. Dort liegen die Leichen der stärksten Stämme unbemerkt,

dem Vermodern preisgegeben, in 10—15 jährigen Waldungen dagegen weiden bereits die Hirten ihre Heerden. Es ist höchste Zeit, einem solchen Treiben Einhalt zu thun, da man sonst wirklich Gefahr läuft, in nicht allzu ferner Zeit seinen Holzbedarf vom Ausland zu beziehen, figuriren doch schon jetzt auf den Importlisten für 15 Millionen Holz und Holzwaaren! Das Forstpersonal Rumäniens recrutirt sich aus aller Herren Ländern, meistens jedoch aus solchen Leuten, die anderswo nicht gut thaten; das niedere Personal umfasst einfache Bauern. Solche Missstände müssen zu allererst abgeschafft werden, es gilt, einige tüchtige Forstgelehrte des Auslandes zu berufen, forstwirthschaftliche Pläne aufzustellen und zu befolgen und einige Forstakademien zu gründen. Die im Tieflande abgeschlagenen Waldungen wären durch Akazienpflanzungen zu ersetzen. In der Bergregion begegnet man den denkbar schönsten, stattlichsten Wäldern, sie begreifen Tannen, Fichten und Kiefern; in der Hügelregion herrscht die Buche, Birke, Rotheiche oder Ahornbaum, Vogelbeerbaum, Birn-, Apfel- und Nussbaum vor; in der Ebene die Korkeiche, Sykomore, Hagebuche, Ulme, Esche, Linde, Haselstaude, Hagedorn, der Pflaumenbaum und Kastanienbaum. Unter den forstwirthschaftlichen Gesellschaften nimmt die Actien-Gesellschaft für Holzgewinnung und Dampfsägebetrieb, früher Goetz & Comp., die erste Stelle ein. Sie versendet jährlich 6 Millionen Kubikfuss Schnittmaterial, unterhält in verschiedenen Ländern Depots und verschickt ihre Erzeugnisse nach Frankreich, Italien, ja sogar nach Australien und dem Panamacanal. Der rumänische Staat exportirt nichts, weil er keine Holzindustrie treibt; die Grossgrundbesitzer ahmen ihm nach, indem sie ihr Holz am Stock an Unternehmer abtreten, die wiederum meist den inländischen Bedarf decken. Der daraus entspringende Lohn der ungezählten Holzfäller beträgt für den Tag 2—4 Lei, der des Flössers 3—5 Lei. Ein tüchtiger Förster steht sich monatlich incl. der Naturalien (Quartier, Holz, Wiesen, Weide) auf 200 bis 300 Lei, ein Heger verdient 40—70 Lei.

Der Jäger findet in Rumänien sein Paradies, die daselbst übliche Jagdfreiheit dürfte ihresgleichen suchen und in Anbetracht des bisherigen herrlichen Wildstandes eines der schönsten Güter des in Rumänien Wohnenden bilden. Daher auch das Geschrei, welches von den zahllosen Nimroden jedesmal erhoben wird, wenn der Kammer ein Jagdgesetz zur Erörterung vorliegt. Zur Schande der Humanität muss gesagt werden, dass ein eigentliches Jagdgesetz noch immer nicht gegeben wurde. Schonzeit ist unbekannt, Waffen- und Jagdscheine existiren nicht, wer ein Gewehr besitzt, der strolcht in Feld und Wald herum und nennt sich einen Jäger. Niemand hindert seine blutdürstigen Thaten, es sei denn, dass ein vernünftiger oder auch menschenfeindlicher Gutsbesitzer Verordnungen anschlägt, laut denen auf seinem Grund und Boden nicht gejagt werden darf, sonst pirscht Bauer, Professionist, Lehrer und Officier gleich ungenirt herum. Nun hat aber leider Alles seine zwei Seiten, hier ist das Geschenk der Freiheit mit bedenklicher Wildleere in vielen Karpathentheilen bezahlt worden, in den meisten freilich trifft der Jäger das Wildschwein, den Hirsch, das Reh, den Fuchs, den Dachs, die Wildkatze, den Hasen und nur zu oft Bären und Wölfe noch in grösserer Zahl und Wildheit als ihm lieb ist, — hat es sich doch schon ereignet, dass bei einem Trieb 16 Bären zum Vorschein gekommen! Ihnen secundiren Adler, Falken und Geier. Im Hügelland sowie in der Tiefebene und in den Donauniederungen gewähren Rebhuhn, Wachtel, Schnepfe, Lerchen, Krammetsvögel, wilde Tauben, Enten, Gänse, sowie Trappen, Becassinen, Reiher und Birkhühner gutes Ziel und anregende Jagdbeute. Wie lange ein solches süßes Freischützenthum noch währt, ist freilich eine andere Frage, das Parlament wird dem Vergnügen steuern, wenn auch nur mässig, da der letzte Gesetzentwurf mit November bis Februar als Schonzeit für Hirsche und Hirschkühe, October bis Januar als Schonzeit für Gamsen und Rehe schon zu streng erschien. Trotz alledem kann den Nimroden Deutschlands und Oesterreichs, denen es auf eine zweitägige Eisenbahn-

fahrt nicht ankommt, eine Jagdreise nach den Karpathen empfohlen werden, sie dürften dort ausser Bären und Wölfen gastfreundliche Bojaren kennen lernen. Als vorbereitendes Studium wäre ein Dutzend fesselnder Artikel in der „Neuen deutschen Jagdzeitung“ von Carl Schröder, einem seit 20 Jahren in Rumänien lebenden Preussen, namhaft zu machen. Der Genannte versteht Bärenkämpfe, Treibjagden und Baltajagden sehr anschaulich zu schildern. Wahrhaft classische Darstellungen bietet Jos. de Sterca Siulutiu in den mehrbändigen Memoiren seiner Familie. Das auf Jagdwesen und Karpathenlandschaften Bezügliche hat P. Brosteanu in Resicza unter dem Titel „Der Rumäne als Jäger“ übersetzt. Das kleine Büchlein bildet das fesselndste und werthvollste rumänische literarische Erzeugniss, welches uns in deutscher Uebersetzung bekannt geworden.

Einen ebenso reichen Ertrag wie die Jagd liefert in Rumänien die Fischerei, wobei in Betracht kommt, dass besondere Fischereigesetze gleichfalls fehlen. In dem klaren Wasser der Gebirgsbäche und Flösschen schlängelt sich überall die geschmeidige Forelle dahin, in den Flüssen sind die Barben und die Schleihen die werthvollsten Bewohner. Die Donau versorgt das Land weit und breit mit Fleisch. In ihr tummeln sich ungewöhnlich grosse und schöne Karpfen, Stockfische, Störe, Aale, Makrelen und eine Menge von in Westeuropa kaum gekannten Fischen. Vorzugsweise reich erscheint die Donau an Hausen und Stören, deren Caviar sehr geschätzt wird, er ist milder und wohlfeiler als der Orsovaer und bedeutend besser als der vom Hecht gewonnene, welcher bekanntlich als rother Caviar in den Handel kommt.

9. Industrie.

Ueber die Schaffung einer rumänischen Industrie hat man oft und viel debattirt. Es ist wahr, ein reges Fabriks-

leben kennt man in Rumänien noch immer nicht, allein es ist in den letzten Jahren doch Manches geschehen, um wenigstens den Grundstein zu einem solchen zu legen. Freilich sind solche Versuche meist von Ausländern ausgegangen. Der Grundstock der rumänischen Bevölkerung verhält sich noch immer gegen Alles, was Ackerbau und Viehzucht nicht berührt, äusserst gleichgiltig und misstrauisch, und dieses conservative Benehmen wird so lange bestehen, bis das Land beginnt genügend bevölkert zu sein. Die Sprösslinge der besseren Kreise aber füllen die Gymnasien in bedenklicher Weise, jeder strebt nach Staatsämtern, dem medicinischen oder juridischen Doctorgrad, und mit dem tüchtigen rumänischen Mittelstand mangeln auch rumänische Industrielle. Um dem abzuhelpen, sollte man industrielle nationale Unternehmungen noch mehr als bisher begünstigen, Handels- und Gewerbeschulen sorgfältig pflegen. Und das Alles muss so lange energisch fortgesetzt werden, bis man nicht mehr hört, dass Mehl aus Budapest, Wein aus Ungarn und Frankreich, Butter und Fleisch aus Siebenbürgen, Käse aus der Schweiz und Paris, Bier aus Oesterreich, Petroleum aus Amerika eingeführt wird. Es gilt zunächst, die primitiveren Handelsartikel im Lande zu erzeugen, Tuche, Leder, Teppiche u. s. w. herzustellen, die Luxusartikel aber einstweilen nach wie vor aus der Fremde zu beziehen. Selbst die Anwendung ausländischer Arbeit wird sich im Anfange nicht vermeiden lassen, indessen soll man versuchen, sie langsam durch rumänische zu ersetzen. Volle Anerkennung verdient das bisherige Streben der Regierung, wie in Budapest und Belgrad der nationalen Arbeit Vorschub zu leisten, ihr sogar Opfer zu bringen, indem Zollfreiheit für Maschinen, Hilfsstoffe, Bevorzugung bei öffentlichen Lieferungen und entsprechender Schutzzoll eingetreten sind.

An industriellen Etablissements existirten 1886 im Lande über 30 Bierbrauereien, trotz welcher noch immer für mehr als 300 000 Lei Steinbrucher und Pilsener jährlich eingeführt wurden, die grossen Tabaksfabriken der Re-

gierung, sodann Seifen- und Kerzenfabriken, von denen besonders die Bucurescïer und die Botoşanïer hervorragen, einige Zuckerfabriken, eine Zündholzfabrik in Bucurescï, eine Tuchfabrik in Neamţu und eine ebensolche in Piatra, die das Tuch für die rumänische Armee liefern. In Băcău wurde mit einem Anlagecapital von 3 Millionen Lei eine grosse Actienpapierfabrik gegründet und ihr die Beschaffung des gesammten Papierbedarfes für die amtlichen Landesbehörden gesichert, auf dem Gebiete des Königs zu Sinaia errichtete man eine Fabrik für feine Töpferwaaren. Hohes Verdienst um die industrielle Thätigkeit hat sich endlich Ihre Majestät die Königin erworben, indem sie seit Jahren bestrebt gewesen, die schöne nationale Hausindustrie zu fördern, zu heben und zu schützen.

Die Errungenschaften des letzten Jahres sind recht erfreuliche. E. F. Dreseler in Turnu-Severin hat eine Destilliranstalt ins Leben gerufen, um in Zukunft Kaufleute, Hôteliers und Cafetiers mit Liqueuren, Cognac, Rum u. s. w. zollfrei zu versehen, welche Artikel bisher alle vom Auslande bezogen wurden. Klobund und Wolter aus Deutschland haben mit der Primarie von Brăila einen Vertrag geschlossen, laut welchem sie auf dreissig Jahre Grund und Boden zum Bau einer Porzellanwaarenfabrik erlangen, eine Wiener Leinwandfabrik und eine Kronstädter Fabrik für Flanelle und Wollwaaren beabsichtigten je eine rumänische Filiale zu gründen, in Mehedinţi wurde ein vorzüglicher Cement entdeckt; die Gebrüder Axerio haben in Slănic, District Prahova, die erste rumänische Gypsfabrik geschaffen, um fortan Rumänien mit diesem Artikel genügend zu versorgen. Die Fabrik ist nach modernen Begriffen eingerichtet und fähig, das beste Material in jedem Quantum prompter und billiger als das Ausland zu liefern; endlich hat die Gerberei von Einhorn & Co. einen derartigen Aufschwung genommen, dass sie bei Dampfbetrieb 60 Arbeiter beschäftigt und bedeutende Sohlsendungen nach Bulgarien abgehen lässt.

Von grossem Erfolg gekrönt würde zweifelsohne die Gründung von Exportschlächtereien, ebenso von Fleischconservenfabriken sein. Die der Viehausfuhr nach Oesterreich-Ungarn in den Weg gelegten, schier unübersteiglichen Hindernisse, der Mangel an sonstigen Ausfuhrwegen haben zu dem Versuch geführt, Schlachtvieh aus der Moldau nach Italien zu bringen. Allein die Rumänen erhielten den sehr niedrigen Preis von 35 Bani per Kilo der gemästeten Thiere, den Italienern entstanden bedeutende Kosten und grosses Risiko infolge der Seereise, und mithin leuchtet selbst dieser Ausweg in wenig rosigem Lichte. Conservenfabriken würden es ermöglichen, das Fleisch in frischem, gesalzenem, geräuchertem, in conservirtem Zustande in Dosen zu verschicken; bei gutem Betrieb, fachmännisch organisirten Agentien im Auslande wäre dann eine erfolgreiche Concurrenz mit Amerika wohl zu erzielen.

10. Handel, Verkehr und Verkehrsmittel.

Der Handel Rumäniens ist nach wie vor entschieden blühend zu nennen, freilich liegt er zumeist in den Händen von Engländern, Franzosen, Griechen, Juden und Armeniern, die sich auf die Donauhafenstädte und die Orte des Binnenlandes vertheilen. Früher gravitirte Rumäniens Verkehr entschieden nach dem Schwarzen Meere, die meisten Güter gingen über Galați und Brăila nach England und Frankreich, die wenigsten mittelst desselben Umweges nach Deutschland. Heute hat sich dies infolge der bedeutenden Frachtermässigungen der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und vor Allem durch den Ausbau des rumänischen Schienennetzes geändert, schon 1882 verkehrten, abgesehen von Bucuresci als Hauptstapelplatz, über die zwei Seestädte Galați und Brăila Güter im Werthe von 112 $\frac{1}{2}$ Millionen Lei, über Itzkanj von 47,2 Millionen, über Vêrciorova von 28,1 Millionen, über Predeală von 27,3 Millionen Lei. Die Absicht der Russen, Reni an Stelle der eingegangenen beiden

rumänischen Freihäfen zum Freihandelsplatz zu erheben, ist rumänischerseits nicht zu fürchten, da nöthigenfalls Constanța als Gegengewicht dienen könnte. Ein Netz von guten Landstrassen unterstützt jetzt im Gegensatz zu früher den Binnenhandel, für die Personenbeförderung aber bestehen mehr als vierzig Diligencerouten, auf denen der Reisende für 15 Bani im offenen, für 20 Bani im geschlossenen Wagen den Kilometer zurücklegen kann. Chausseegeld wird nirgends entrichtet. 1885 standen über 200 Telegraphenbureaux mit 5211 Kilometer Länge in Betrieb.

Seitdem am 1. November 1869 die erste Eisenbahnlinie Bucuresci-Giurgiu eröffnet worden, erfreut sich das Eisenbahnnetz einer beständigen Entwicklung. Vor zehn Jahren noch auf 1237 Kilometer beschränkt, umfasst es gegenwärtig über 2000 Kilometer, es wird, wenn der Ausbau aller projectirten Linien ungestört vor sich gehen kann, in längstens zwei Jahren alle bedeutenden Städte Rumäniens mit einander verbinden. Călărași, Turnu-Măgurele, Slobozia, Târgul-Jiului, Vaslui, Râmnicu-Vâlcea, Caracalü und Folticenî werden alsdann des Segens einer bequemen directen Verbindung mit Bucuresci und den übrigen Landestheilen theilhaft werden.

Im Jahre 1886 standen folgende Linien in Staatsbetrieb:
Bucuresci-Buzëu-Brăila (incl. Hafenb.) Galați (incl.

Hafenb.) Barboși-Bêrladü-Vaslui-Tecuciü, Mărășesci-Romanü	Kilom.
Chitila-Pitesci-Vênciorova (incl. Hafenbahn)	595,268
Bucuresci-Giurgiu-Smârdanü	372,525
Ploesci-Sinaia-Predealü	76,160
Buzëu-Mărășesci	84,495
Câmpina-Doftana	88,588
Buda-Slănicü	5,054
Titu-Têrgoviște	34,636
Adjudü-Târgulü-Ocna	31,730
Băcău-Piatra-Neamțu	50,210
Bucuresci-Călărași (incl. Hafenbahn)	57,900
	139,369

	Kilom.
Făurei-Tândărei	57,140
Piatra-Drăgășani	33,779
Jași-Ungheni	21,419
Cernavoda-Constanța	64,000
Industriebahnen	4,240
	1716,513

Am 1. Januar 1887 wurde die Linie Costesci-Roșiori dem öffentlichen Verkehr übergeben . . . 64,100

Im Bau begriffen waren:

Filiasi-Târgul-Jiului	68,900
Drăgășani-Ocna-le-Mare-Râmnicu-Vâlcea	59,450
Piatra-Corabia (incl. Hafenbahn)	74,608
Roșiori-Turnu-Măgurele	47,900
Golești-Câmpulung	54,961
Ciulnița-Slobozia	16,650
Ciulnița-Fetești	37,263
Tândărei-Fetești	30,720
Crasna-Dobrina	26,980
Dolhasca-Folticeni	24,160
Leorda-Dorohoiu	21,450
	463,042

Projectirt waren:

Craiova-Calafat	102,00
Târgoviște-Baile Pucioasa	20,80
Focșani-Odobesci	11,00
Fetești-Cernavoda	22,91
Vaslui-Jași	72,00
Dobrina-Huși-Prut	19,00
Dorohoiu-Jași	170,00
Pitești-Curtea de Argeș	37,00
Târgul-Ocna-Moinesci	28,00
Piatra-(Neamtu)-Tarcau	25,00
Buzău-Pătârlagi	60,00
	567,71

Der Fahrpreis per Kilometer und Person stellt sich auf den Staatsbahnen wie folgt:

	I. Classe	II. Classe	III. Classe	IV. Classe
Eilzug:	14,4 Bani	10,8 Bani	7,2 Bani	—
Personenzug:	12,0 „	9,0 „	6,0 „	3,0 Bani

Die Zahl der 1885 beförderten Personen betrug 1 479 440; an Gepäck wurde expedirt 7179 Tonnen, an Eilgut 9140 Tonnen, an Frachtgut 1 588 619 Tonnen, an Dienstgut 284 916 Tonnen. Angestellt waren als Beamte 1063, als Arbeiter 3533 Personen, Unfälle kamen insgesamt 253 vor. Die Betriebsergebnisse wiesen gegen das Vorjahr eine Verschlechterung hinsichtlich der Einnahmen des Personenverkehrs, hingegen eine Erhöhung der Frequenz desselben, sowie eine Verbesserung sämmtlicher übrigen Verkehrsarten auf. Die Zunahme bei Ersterem betrug 89 861 Reisende, die Abnahme 252 872 Lei. Die Mehrverfrachtung der Güter belief sich auf 357 550 Tonnen, mit einem Einnahmeplus von 1 933 138 Lei, die Gesamteinnahme ergab 1885 23 466 099 Lei, gegen 22 169 927 Lei des Vorjahres. Das Mehrerträgniss von 1 296 172 Lei repräsentirt 5,8% der Gesamteinnahme von 1885, was um so beachtenswerther, als die Tarife mehrfach herabgesetzt wurden.

Das Steigen des Frachtenverkehrs ist, wie aus den folgenden Daten hervorgeht, enorm. Es wurden befördert:

Im Jahre	1880	783 057 Tonnen
„	1881	962 060 „
„	1882	1 121 708 „
„	1883	1 268 553 „
„	1884	1 231 069 „
„	1885	1 588 619 „

Der Personenverkehr weist folgende Resultate auf:

Einnahmen:	Anzahl der Reisenden:
1882 7 211 391 07	1 163 507
1883 8 283 008 34	1 422 264
1884 8 225 460 98	1 389 579
1885 7 972 588 29	1 479 440

Ein derartiges erfreuliches Ergebniss ist in erster Linie dem allgemeinen Aufschwung der wirthschaftlichen Verhältnisse zu verdanken, bedeutendes Verdienst hat sich jedoch auch unstreitig der überaus umsichtige General-director der rumänischen Staatsbahnen erworben. In der Person des Herrn Cantacuzino besitzt Rumänien den richtigen Mann; der Genannte verfügt über vielseitige, bedeutende Kenntnisse, über eine enorme Arbeitskraft, Ordnungssinn und eisernen Willen, er bietet die beste Gewähr für eine gedeihliche Weiterentwicklung des Verkehrs.

Nicht in Staatshänden befindlich sind die Linien der Lemberg-Czernowitz-Jassyer Gesellschaft:

Romanŭ-Itzkanŭ . . .	102,94	Kilometer
Paşcanŭ-Jaşi . . .	76,60	„
Verescŭ-Botoşanŭ . . .	44,53	„
zusammen		224,07 Kilometer

Die Schifffahrt hat sich nicht minder gehoben. 1875 liefen in Giurgiu 876 Schiffe mit 158 421 Tonnen ein, 872 Schiffe mit 156 941 Tonnen aus, in Brăila 3933 Schiffe mit 501 954 Tonnen ein, 3455 Schiffe mit 631 541 Tonnen aus, in Galaţi 3266 Schiffe mit 469 594 Tonnen ein, 3264 Schiffe mit 459 856 Tonnen aus; einschliesslich der jetzt russischen Häfen der Donaumündungen ergab die Liste 11 977 Schiffe mit 1 464 946 Tonnen als eingefahren, 11 458 Schiffe mit 1 582 182 Tonnen als ausgelaufen. 1884 dagegen trafen in den Donauhäfen 20 478 Schiffe mit 3 711 143 Tonnen ein und gingen 20 650 Schiffe mit 3 678 849 Tonnen ab.

Der Gesammthandel stellte sich also:

	1885	1884	Differenz
Import:	268 539 150 Lei	294 986 273 Lei	— 26 447 123 Lei
Export:	247 968 201 Lei	184 115 542 Lei	+ 63 852 659 Lei

Auf einzelne Länder vertheilt:

	Import		Export		Import und Export zusammen			Differenz gegen 1885
	1885	1884	1885	1884	1885	1884		
Werth-Angabe in Lei								
Oesterreich-Ungarn . . .	120 683 924	129 867 296	83 783 118	70 391 981	204 467 042	200 259 277	+	4 207 765
Belgien	6 671 132	3 801 160	9 885 485	2 230 666	16 556 617	6 051 826	+	10 504 791
Bulgarien	4 477 399	3 748 510	5 475 739	5 501 788	9 953 138	9 250 298	+	702 840
Aegypten	650 36	590 32	385 029	702 48	450 065	129 280	+	320 785
Schweiz	4 133 109	2 306 306	107 631	934	4 240 740	2 307 240	+	1 933 500
England	51 816 536	58 223 472	85 046 660	61 782 574	136 863 196	120 006 046	+	16 857 150
Frankreich	14 273 155	23 804 081	11 617 590	17 416 870	25 890 745	41 220 951	+	15 330 206
Deutschland	41 484 325	43 384 145	2 859 502	833 463	44 343 827	44 217 608	+	126 219
Griechenland	2 836 499	2 426 268	1 442 432	1 099 847	4 278 931	3 526 115	+	752 816
Italien	2 606 620	2 726 442	12 808 679	3 431 768	15 515 299	6 158 210	+	9 357 089
Holland	261 284	670 79	2 860 848	4 141 769	3 122 132	4 208 848	+	1 086 716
Portugal	40 445	49	—	—	40 445	49	+	40 396
Russland	8 981 104	10 107 380	12 889 347	9 126 363	21 870 451	19 233 743	+	2 636 708
Serbien	420 546	651 017	583 483	598 940	1 004 029	1 249 957	+	245 928
Spanien	215 08	9567	684 606	244 000	706 114	253 567	+	452 547
Verein. Staaten v. N.-A.	596 42	329 418	1 420 767	—	1 480 409	329 418	+	1 150 991
Schweden und Norwegen	398	6774	106 272	—	106 670	6774	+	99 896
Türkei	9 706 488	13 468 277	15 911 013	7 224 331	25 617 501	20 692 608	+	4 924 893
Summe	268 539 150	294 986 273	247 968 201	184 115 542	516 507 351	479 101 815	+	37 405 536

Laut der alljährlich von der Generaldirection der Zölle veröffentlichten, vorzüglichen Berichte „Tablou general indicând comercial Romanici“ constatirte man:

	Gewicht in Tonnen à 1000 Kilogr.			Werth in Lei			Zolltaxe in Lei		
	Import	Export	Total	Import	Export	Total	Import	Export	Total
1881	398839	1 556227	1 955066	274 757458	206 518317	481 275775	13 142178	1 938512	15 080690
1882	407703	1 809542	2 217245	268 851921	244 730199	513 582120	13 259734	2 340670	15 600404
1883	592919	1 603481	2 195400	359 907178	220 650279	580 557457	17 401522	2 036283	19 437805
1884	575386	1 323783	1 899169	294 986273	184 115542	479 101815	14 958249	1 617383	16 575632

Die wichtigsten Ein- und Ausfuhrartikel waren:

	Import		Export	
	1884	1885	1884	1885
Werth in Millionen Lei				
Lebende Thiere	2,4	1,4	7,6	6,3
Getreide	5,8	5,2	136,1	188,7
Früchte	1,2	0,7	5,4	12,2
Getränke	2,1	1,4	0,3	5,1
Thierische Abfälle	0,1	0,08	1,5	1,5
Leder- und Pelzwaaren	35,0	28,0	10,3	9,3
Kleider	100,7	90,2	6,4	6,3
Holzindustriewaren	17,1	17,4	6,9	7,8

Das Verhältniss zwischen Deutschland und Rumänien, weder durch politische noch durch wirthschaftliche Differenzen getrübt, hat sich zu einem höchst erfreulichen gestaltet. Besonders ist es die deutsche Eisenindustrie, welche in Südosteuropa ein Absatzgebiet gefunden und sogar die englische Einfuhr theilweise verdrängt hat. Die oberschlesischen Werke haben seit Jahren die Moldau beschickt, und da später auch die Walachei gewonnen wurde, kann man getrost die Einfuhr deutschen Eisens auf 10 000 Tonnen jährlich veranschlagen. Ausser ihnen spielen deutsche Wollhüte, deutsches Paraffin, deutsche Pelzwaaren, Möbel aus Schlesien und Posen, Uhren, Gold- und Silberwaaren aus Hanau und Pforzheim eine bedeutende Rolle. An Bijouterien erwies sich Deutschland bereits 1882 mit 1 116 000 Lei, der Schweiz mit 17 000, Oesterreich-Ungarn mit 807 000 und Frankreich mit 145 000 Lei überlegen. Leider sind einige Uebelstände unterlaufen, es fehlt an grossen deutschen Exportgeschäften, die österreichischen und schweizerischen Zwischenhändler täuschen oft das in sie gesetzte Vertrauen, und die Engländer importiren noch heute gute deutsche Waare unter englischer, schlechte englische Waare unter deutscher Flagge, dadurch die deutsche Arbeit discreditirend. Die Frachtverhältnisse waren bisher leider ungünstig, 100 Kilogramm Manufacturwaaren kosteten von Leipzig nach Bucurescî per Donau 21 Lei, von Wien nach Bucurescî 15 Lei, von Paris nach Bucurescî 10 Lei, von Manchester gar nur 8 Lei.

Recht unerfreulicher Art waren, wie allseitig bekannt, 1886 die Verwickelungen mit der österreichisch-ungarischen Monarchie, welche in dem sogenannten „Zollkrieg“ ihren Höhepunkt erreichten und um so peinlicher berührten, als ja zwischen beiden Reichen in politischer Hinsicht das beste Einvernehmen herrscht. Die bis 1886 vorfallenden handelspolitischen und verkehrswirthschaftlichen Reibungen waren weder zahlreich, noch bedeutend, sie wurden erst bedenklich, als man die Sperrung der österreichisch-ungarischen Grenze gegen rumänisches Vieh und thierische Producte

vollzog. Daran anknüpfend erhob Oesterreich-Ungarn endlose Beschwerden über angeblich willkürliche Auslegung der Handelsconvention durch die rumänischen Zollbeamten betreffs der österreichischen Industrieerzeugnisse, Klagen, die um so weniger glaubwürdig erscheinen, als Oesterreich-Ungarn vorher ähnliche nie vorgebracht, kein anderer Staat bisher seinem Beispiel gefolgt ist, und kein einziger Staat besser als Oesterreich-Ungarn begünstigt war. Mit dem 31. Mai 1886, d. h. mit dem Ablauf der zehnjährigen Handelsconvention, trat der Zollkrieg ein. An Stelle der vernunftgemässen Zollsätze kamen autonome, die, oft um mehrere hundert Procente höher als jene, den Verkehr fast völlig brach legten. Selbst der Laie muss begreifen, wie verderblich und beklagenswerth ein solcher Zustand ist, es fehlt hier an Raum, um seine Natur tiefer zu ergründen, es sei jedoch darauf hingewiesen, welche Verlegenheiten er speciell in Wien hervorgerufen. In der Donaumetropole beschäftigt die Genossenschaft der Kleidermacher 7000 Menschen, welche mit ihren Familien gewiss 30000 Seelen repräsentiren. Ein grosser Theil des Exportes dieser Industrie geht nach Rumänien, von Band-, Posamentier- und Knopfwaaren entfallen $35\frac{0}{100}$ auf die unteren Donauländer, von feinen Lederwaaren $70\frac{0}{100}$, vom Wirkwaarenexport $20\frac{0}{100}$. Man kann daraus leicht ermessen, welchen Schaden für die Wiener Bevölkerung der Zollkrieg zur Folge gehabt hat, ebenso schwer leidet natürlich Rumänien darunter, wo schon im Monat Juli in allen Landestheilen lebhaft Klagen laut wurden. Das Jascher Consulat berichtete beispielsweise, dass nach Odessa in einem Monate achtzig Waggonladungen Mais und ebensoviel mit Raps, nach Oesterreich-Ungarn zwei Waggonladungen mit Mais abgegangen.

Und von diesen verkehrspolitischen Misèren wurden direct nicht nur Güter, sondern auch Personen betroffen. Um eine Einfuhr österreichisch-ungarischer Wagen und Pferde mit Umgehung des autonomen Zolltarifes zu verhindern, ordnete die rumänische Regierung an, dass Grenzüberschreiter fortan für Pferde eine Caution von 60, für

Lastwagen eine solche von 200, für Kutschirwagen eine solche von 400 Lei erlegen sollten. Wer also Rumänien mit Pferd und Wagen betrat, war gezwungen, es auf demselben Wege zu verlassen, andernfalls ging er der Caution verlustig.

Nachdem nun bereits einmal die behufs einer Einigung zusammengetretenen beiderseitigen Unterhändler resultatlos auseinandergegangen, begrüßte man Anfang Januar 1887 die Nachricht, dass in Wien zum zweiten Male Verhandlungen stattfinden würden, allseitig mit Freude. Rumänischerseits conferirten Minister Stourdza als Führer der Delegirten, sowie die Herren Protopepscu, Director der Monopole, Cantacuzino, Generaldirector der Eisenbahnen, und als Mediciner Oberst Kolben, österreichischerseits die beiden Handelsminister Marquis Bacquehem und Graf Szechenyi, sowie Graf Kalnoky und andere bedeutende Männer. Betreffs der Vieheinfuhr wurden österreichischerseits keine erheblichen Bedenken erhoben, dagegen freie Einfuhr des Holzes aus Galizien und der Bukowina gefordert. Dem letzteren Verlangen widerstanden die Interessen des rumänischen Kronärars, auch wünschten die rumänischen Unterhändler die Ausscheidung von 14 Artikeln, darunter Leinen- und Wollwaaren, Wachs, Glas, Papier und Mehl aus dem Vertragstarif, weil deren Herstellung beim Schaffen einer rumänischen Industrie infolge ihrer grossen Verwandtschaft mit der Urproduction am leichtesten erscheint. Die mehrtägigen, anstrengenden Verhandlungen scheiterten, wie man im lieben alten Oesterreich meint, hauptsächlich an der Starrhalsigkeit der rumänischen Unterhändler, in Wahrheit aber vor Allem, weil man jenen unter keiner Bedingung die bisherige freie Getreideeinfuhr zugestehen wollte. Der Pferdefuss der ungarischen Agrarpolitik kommt dabei deutlich wieder einmal zum Vorschein, ebenso die ungünstigen österreichisch-ungarischen Handelsverhältnisse! Diese sind wenig erfreulich; es wurden nämlich in den Monaten August bis October an Getreide:

Im Jahre	eingeführt	ausgeführt	mehr ausgeführt
	Metercentner		
1881	1 114 164	2 271 519	1 157 355
1882	942 961	4 748 645	3 805 684
1883	1 068 122	1 893 805	825 683
1884	950 339	1 786 026	835 687
1885	826 112	2 386 125	1 560 013
1886	398 787	1 793 178	1 394 391
Summe	5 300 485	14 879 298	9 578 813
pro Jahr	88 3414	2 479 883	1 596 409

Die Mehlausfuhr steht gleichfalls sehr schlecht; sie hatte 1886 seit sechs Jahren den tiefsten Stand erreicht. — Momentan lässt sich leider der Zeitpunkt einer endgiltigen Beilegung des in Rede stehenden Conflictes nicht bestimmen, was um so fataler ist, als die Wiener Confectionäre nicht wissen, wie sie dazu kommen, zu Gunsten der ungarischen Grossgetreideproduzenten auf das rumänische Absatzgebiet zu verzichten, die siebenbürgischen bäuerlichen Hersteller von Hausindustrieartikeln gleichfalls mit Ungeduld harren, und die Rumänen darauf bedacht sein müssen, ihre diesjährige Ernte nicht wie die vorjährige in eine Aera des Zollkrieges fallen zu lassen.

Der Handel wird gegenwärtig durch eine Anzahl hervorragender Bankinstitute unterstützt. 1873 entstand nach dem Vorbilde der preussischen Landschaftscassen ein Bodencreditverein, der in zehn Jahren für 90 Millionen Lei Pfandbriefe emittirte. Agricolbanken wuchsen empor, 1882 mit einem Actiencapital von 30 Millionen Lei die rumänische Nationalbank. An ihr ist der Staat mit 10 Millionen Lei betheiligt. Die Bank hat in Brăila, Galați, Iași und Craiova ihre Filialen, discountirt zu 4 $\frac{0}{100}$ und zahlte 1883 12 $\frac{0}{100}$ Dividende. In demselben Jahre bildeten sich auch in Iași, Galați, Brăila und Bucuresci die ersten rumänischen Börsen, an denen freilich anfangs bedenkliche Speculationen Platz griffen, welchen jedoch durch eine Verschärfung der

Börsengesetzgebung gesteuert wurde. Auch gegen jüdische gewissenlose Umtriebe, die nicht allzu selten seitens der Juden auf deutsche Rechnung gesetzt werden und das deutsche Ansehen im Orient schädigen, traten neue Gesetze in Kraft, vor Allem die gegen die Wanderlager und die in Wien beliebten Ausverkäufe; das Hausiren mit ausländischen Waaren in rumänischen Städten wurde untersagt. Ebenso steuerte man den betrügerischen Bankerotten der Israeliten, bei denen so gern falsche Gläubiger auftauchen. Ausser den schon genannten Geldinstituten verdienen noch erwähnt zu werden: die Rumänische Bank, Le crédit mobilier Roumain, La société Roumaine de constructions et de travaux publics und die Bank Prevederea; von Versicherungsgesellschaften: Dăcia-România, Capital 4 Millionen Lei in 20 000 Actien à 200 Lei, Natională, Capital 6 Millionen Lei in 30 000 Actien à 200 Lei, Unireă und Société de réassurance. Fast alle diese Gesellschaften verdanken ihre Existenz den Franzosen, welche ferner die Compagnie du Gaz, die Société des basaltes artificielles und die Fabrique de produits hydrofuges ins Leben gerufen haben. Die Regulirung der Dâmbovița, die Canalisations- und Wasserleitungsarbeiten von Bucurescî, die Verdrängung des englischen und deutschen Cements durch französisches Erzeugniss, die Ausführung von zahlreichen Brückenbauten, die Gründung mehrerer industrieller Etablissements, Alles das sind sowohl sprechende Beweise für die Rührigkeit des französischen Elements, wie auch für sein noch immer bedeutendes Ansehen in Rumänien.

II. Tabellen.

Glücklicherweise ist auch in Rumänien das metrische System bereits seit einer Reihe von Jahren eingeführt, ebenso sind die unzähligen verschiedenen fremden Münzsorten auf den Aussterbeetat gesetzt. Immerhin ist es der

Mühe werth, dem Vergangenen einige Worte zu widmen, andererseits die Masse und Gewichte zu charakterisiren, da es sich ereignen kann, dass ihrer noch heute Erwähnung geschieht.

Vor einigen Decennien konnte man mehr als 40 verschiedene Münzsorten durch die Hand rollen lassen; da zeigten sich allerlei Arten von österreichischen Kreuzerstücken, die russischen Kopeken, der österreichische Gulden, der russische Rubel, der goldene Jermelik, der preussische Thaler, der spanische Colonat, das polnische Zehn-Guldenstück, der österreichische, holländische und der türkische Ducaten, der türkische Doppel-Ducaten, der preussische Friedrichsd'or und als Scheidemünze die türkischen Paras. Heutigentags regieren unumschränkt rumänische Münzen mit dem Kopfe Karls I. zu 20 Lei in Gold, zu 5, 2, 1 Lei und zu 50 Bani in Silber und zu 10, 5 und 2 Bani in Kupfer. Die Banknoten gelten 1000, 500, 100, 50, 20, 10 und 5 Lei. Ein Leu besitzt 100 Bani und gilt etwa 44 Kreuzer nach österreichischer, 80 Pfennige nach deutscher Währung. Im gewöhnlichen Verkehr ist der Uebelstand eingerissen, dass man je 10 Bani kurzweg als einen Banü bezeichnet.

Mass und Gewicht war für beide Fürstenthümer verschieden. Man beachtete im Handel:

1. Hohlmasse für trockene Waaren:

	Moldau	Walachei
Vadra:	15,20 Liter	12,88 Liter
Oca:	1,52 „	1,282 „
Litra:	0,263 „	0,310 „
Dramma:	0,0038 „	0,0032 „
Kila:	416 Liter	675 Liter
Banița:	20,8 „	33,75 „

2. Hohlmasse für Flüssigkeiten:

	Moldau	Walachei
Oca:	1,282 Kilogramm	1,272 Kilogramm

Längenmasse:

Moldau		Walachei	
Stingene	2,02 Meter	1,96	Meter
Palma	0,28 „	0,25	„
Dedjette	0,02 „	0,03	„
Linea	0,002 „	0,003	„

1 Oca hatte 4 Litra oder 400 Dramma, ein Kila 40 Oca,
1 Vadra 10 Oca, 1 Pogonü 1296 Quadrat-Stingene.

Die moldauische Falcie (1,41 Hektar) enthielt 2880 Quadrat-Klafter, die moldauische Klafter war um $\frac{1}{8}$ grösser als die deutsche. Der Pogonü der Walachei galt 0,499 Hektar. Eine Meile betrug 4000 Stingene, also 7848 Meter, eine Post 8000 Stingene oder 15 696 Meter.

Die kleine Elle hiess rumänisch Cotü, türkisch Endasch, und war gleich 0,662 Meter, die grosse hiess türkisch Halebi und galt 0,701 Meter. Die erstere diente beim Handel mit Leinwand, die zweite für Seidenwaaren.

Fast jeder grössere Ort hatte für Münzen und Gewichte abweichende Werthe, wodurch die allgemeine Verwirrung eine wirklich entsetzliche wurde. So galt der Piaster in Galați etwa 21 Pfennige, in Brăila schon 24 Pfennige.





Anhang.

Bibliographie über Rumänien.

Zusammengestellt von Alexander Degenmann.

- Alecsandri, Vasile, Am bandusischen Quell. Uebersetzt v. Edgar v. Herz. Wien 1885.
- , Rumänische Volkspoesie. Uebersetzt von Kotzebue. Berlin 1857.
- Allan, George (Pseudonym für Mite Kremnitz), Aus der rumänischen Gesellschaft. Zwei Romane. Leipzig 1882.
- Anagnosti, La Valachie et la Moldavie. Paris 1837.
- Aurelian, P.S., Têrranóstră. Schițe economice asupra Romaniei. Bucurescî 1880.
- Aurelian & Odobesco, Notice sur la Roumanie. Paris 1867.
- Balcescu, Nicol., Istoria Romanilor sub Mihaiuvoda Vitezul. Bucurescî 1887.
- Bandau, A., Bilder aus Rumänien. Berlin 1882.
- Beaure et Mathorel, La Roumanie. Paris 1878.
- Beldiman, A., Herr Karl Braun-Wiesbaden, der Tissot Rumäniens. Berlin 1876.
- Bergner, Rud., Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute. Leipzig 1884.
- , Rumänien, Land und Leute. Breslau 1887.
- Bibesco, Prince Georges, Histoire d'une frontière. La Roumanie sur la rive droite du Danube. Paris 1883.
- Bibliographia româna. Buletin mensual al librăriei generale din Romania, și al librăriei romane din strainatate. Bucurescî 1879/1886.
- Braun-Wiesbaden, Karl, Eine türkische Reise. Band I. Stuttgart 1876.
- Brunswik, B., Le traité de Berlin. Paris 1878.
- Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien), Aus Carmen Sylva's Königreich. I. Band: Peleschmärchen. Bonn 1883. II. Band: Durch die Jahrhunderte. Bonn 1887.
- , Contes du Pelech. Paris 1884.
- , Povestiile Peleşului. Bucurescî 1880.
- , Rumänische Dichtungen. Bonn 1886.

- Carra, M., *Istoria Moldavei si a Româniî*. Bucurescî 1857.
- Colson, *L'État présent de la Moldavie et de la Valachie*. Paris 1839.
- Correspondence respecting the navigation of the Danube*. London 1883.
- Dahn, Felix, *Eine Lanze für Rumänien*. Leipzig 1883.
- Dapontès, C., *Ephémérides Daces. Histoire de la guerre entre les Turcs et les Russes 1736—1738*. Paris 1880.
- Degenmann, Alex., *Illustrierter Führer durch Bucarest und dessen nächste Umgebung*. Bucarest 1887.
- Dehn, Paul, *Deutschland und Orient*. Mütchen 1886.
- , *Orient und Occident*. München 1884.
- Demidoff, Prince M. A., *Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie*. Paris 1841.
- Derblich, *Land und Leute der Moldau und Walachei*. Prag 1859.
- Diefenbach, Lorenz, *Völkerkunde Osteuropas, insbesondere der Haemshalbinsel und der unteren Donaugebiete*. Darmstadt 1880.
- Dierauer, Johs., *Beiträge zu einer kritischen Geschichte Trajans*. Leipzig 1868.
- Documente privitoare la istoria Româniloru, culese de Eudoxiu de Hurmuzaki*. Bucurescî 1879/1887.
- Dulberg, Josef, *The roumanian code of commerce*. Manchester 1884.
- Engel, *Geschichte der Moldau und Walachei*. Halle 1801.
- Félix, J., Dr., *Miscarea populatiunii României*. Bucurescî 1880.
- Filek von Wittinghausen, *Das Königreich Rumänien. Militärisch-geographisch dargestellt*. Wien 1881.
- Fisch, *Coopération de l'armée roumaine en Bulgarie*. Bruxelles 1879.
- Forstenheim, Manoli, *eine rumänische Volkssage*. Wien 1884.
- Franzos, Karl Emil, *Aus Halbasien. Culturbilder aus Galizien, der Bukovina, Südrussland und Rumänien*. Leipzig 1878.
- Geffcken, *La question du Danube*. Berlin 1883.
- Gheyn, v. d., *Les populations Danubiennes. Etudes d'éthnographie comparée*. Gand 1886.
- Ghika, Princesse Aurélie, *La Valachie moderne*. Paris 1850.
- Götz, W., *Das Donaugebiet mit Rücksicht auf seine Wasserstrassen*. Stuttgart 1882.
- Henke, *Rumänien, Land und Volk*. Leipzig 1877.
- Horsetzky von Hornthal, *Der russische Feldzug 1877/1878*. Wien 1878.
- Hunfalvy, Paul, *Die Rumänen und ihre Ansprüche*. Teschen 1883.
- , *Neuere Erscheinungen der rumänischen Geschichtsschreibung*. Teschen 1886.
- Hurmuzaki, Eudoxiu von, *Fragmente zur Geschichte der Rumänen*. Bucurescî 1881/1887.
- Jung, Julius, Dr., *Römer und Romanen in den Donauländern*. Innsbruck 1877.
- Kogalniceano, M., *Cronicele Romaniei sau Letopisetile Moldovei si Valachiei*. Bucurescî 1872.
- , *Histoire de la Dacie, des Valaques transdanubiens et de la Valachie, 1241—1792*. Berlin 1854.

- Kotzebue, W. v., Aus der Moldau. Breslau 1860.
- , Bilder und Skizzen. Leipzig 1868.
- Kremnitz, Mite, Carmen Sylva, ein Lebensbild. Breslau 1882.
- , Rumänische Märchen. Leipzig 1882.
- , Rumänische Skizzen. Bucurescî 1877.
- , Neue rumänische Skizzen. Leipzig 1884.
- Lasteyrie, Ferd. de, Poëlon à jour du trésor de Petrossa. Paris 1877.
- Laveleye, Emile de, La Péninsule des Balkans. Bruxelles 1886.
- Lejean, G., Ethnographie der europäischen Türkei. Gotha 1861.
- Maniu, Vasile, Zur Geschichtsforschung über die Rumänen. Reschitza 1884.
- Marche progressive de la Russi sur le Danube. Vienne 1878.
- Mawre, C. B., Roumanian fairy tales. London 1881.
- , Rumänische Sprichwörter. Bucurescî 1883.
- Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. Berlin 1877.
- Mosco, Charles C., La Roumanie et la Belgique. Etude internationale. Gand 1886.
- Nacianu, J. J., La Dobroudja économique et sociale. Paris 1886.
- Neigebauer, Beschreibung der Moldau und der Walachei. Breslau 1854.
- Neuschotz, Moldauische Zigeuner-Silhouette. Czernovitz 1886.
- Obédénare, M. C., La Roumanie économique. Paris 1876.
- Ozanne, Three years in Roumania. 1878.
- Peters, C. F., Grundlinien zu einer Geographie und Geologie der Dobrudscha. Wien 1867.
- Petrescu, Joan., Estract din statistica administrativă a Romaniei. Bucurescî 1866.
- Piř, Abstammung der Rumänen. Leipzig 1880.
- , Zur rumänisch-ungarischen Streitfrage. Leipzig 1886.
- Picot, E., Les Roumains de la Macédoine. Paris 1875.
- Protocols of conférences held in London respecting the navigation of the Danube. London 1883.
- Quinet, E., Les Roumains. (Oeuvres complètes VI.) Paris 1857.
- Regnault, E., Histoire politique et sociale des principautés danubiennes. Paris 1855.
- Reissenberger, Ludw., Die bischöfliche Klosterkirche Kurtea de Argesch in der Walachei. Wien 1864.
- Roesler, Robert, Rumänische Studien. Leipzig 1871.
- Rumänische Revue. Herausgegeben von Dr. C. Diaconovich. Jährlich 12 Hefte.
- Ruch, Moldauisch-walachische Zustände von 1828/1843. Leipzig 1844.
- Samuelson, James, Roumania. Past und present. London 1882.
- Schott, A. u. W., Walachische Märchen. Stuttgart 1845.
- Schrattenthal, Vasile Alecsandri und die rumänische Literatur. Leipzig 1885.
- Schwarz, Bernh., Vom deutschen Exil im Skythenland. Leipzig 1886.
- Seulesco, M. N., La question d'Orient. Paris 1887.
- Slavici, J., Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukovina. Teschen 1881.

- Sturdza, Dem. A., Numismatica romana. Bucurescî 1879.
- Südrußland und die türkischen Donauländer in Reiseschilderungen von Cliphaut, Brooks, Patrik O'Brien. Leipzig 1854.
- Sulzer, F. J., Geschichte des transalpinischen Daciens. Wien 1781.
- Teutschländer, W., Michael der Tapfere. Ein Zeit- und Charakterbild aus der Geschichte Rumäniens. Wien 1879.
- , Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde in Bucarest.
- Tiktin, H., Studien zur rumänischen Philologie. I. Leipzig 1884.
- Tocilescu, Gr. G., Dacia înainte de Români. Bucurescî 1880.
- Ubicini, A., Les origines de l'histoire roumaine. Paris 1887.
- Urechi, Chronique de Moldavie. Paris 1883.
- Vacarescu, T. C., Luptele Românilor în resbelul din 1877/1878. Vol. I. Apararea Teritorulin. Bucurescî 1886.
- Vaillant, J. A., La Roumanie, ou histoire, langue, littérature, orographie, statistique des peuples de la langue d'or, Ardaliens, Valaques, et Moldaves, résumés sous le nom de Romans. Paris 1845.
- Vassiliou, P. St., Opérations de l'armée roumaine pendant la guerre de l'Indépendance 1877/1878. Paris 1880.
- Wechsler, J., Im Osten und Westen. Erzählungen, Novellen, Skizzen. Zürich 1880.
- Wilkinson, An account of Walachie and Moldavie. London 1882.
- Wimpffen, Graf A., Erinnerungen an die Walachei während der Besetzung durch die österr. Truppen in den Jahren 1854—1856. Wien 1878.
- Xenopol, A. D., Teoria lui Rösler. Jaşi 1884.
- , Une énigme historique. Les Roumains au moyen-âge. Paris 1885.

Convorbiri literare.

Director: Jacob Negruzzi.

Erscheinen in Bucarest. Jährlich 12 Hefte. Seit April 1887 illustriert.

Werke zur Erlernung der rumänischen Sprache:

- Cionca, J., Praktische Grammatik der rumänischen Sprache, für den Schul- und Selbstunterricht. Bucarest 1885. fr. 2.50.
- Mircesco, V., Grammaire de la langue roumaine. Paris 1886. fr. 5.—.
- Torceanu, The roumanian grammar. London 1883.
- Eustatiu Ciocanelly, Dialogi romano-francesi. Bucurescî 1885. fr. 1.70.
- Rudinesco, M., Dialogi romano-germani. Bucurescî 1883. fr. 1.50.
- Alexi, Th., Deutsch-rumänisches Wörterbuch für Schule und Umgang. Kronstadt 1886. fr. 4.
- Antonesco, G. M., Nouveau dictionnaire français-roumain et roumain-français. 2 vols. Bucurescî 1887. fr. 14.—.

Barcianu, S. P., Wörterbuch der rumänischen und deutschen Sprache.

Hermannstadt 1886. fr. 7.50.

Codresco, Th., Deutsch-rumänisches Wörterbuch. 2 Bde. Jași 1882. fr. 32.—.

—, Dictionnaire français-roumain. Jași 1875. 2 Bde. fr. 35.

Carmen Sylva's Schriften

(Königin Elisabeth von Rumänien).

Anna Boleyn. Historisches Trauerspiel.

Astra. Roman in Briefen (von Dido und Item).

Aus Carmen Sylva's Königreich. I. Theil: Peleschmärchen. II. Theil: Durch die Jahrhunderte.

Aus zwei Welten (von Dito und Item).

Contes du Pelech. Traduits par Salles.

Ein Gebet.

Es klopft.

Feldpost. Roman (von Dito und Item).

Hammerstein.

Handzeichnungen.

Die Hexe.

Jehovah.

Leidens Erdengang. Ein Märchenkreis.

Mein Rhein. Neue Dichtungen.

Meine Ruh'.

Dasselbe in Einzelausgaben: Weltweisheit. Mutter und Kind. Höhen und Tiefen. Balladen und Romanzen.

Nouvelles. Traduites par Salles.

Pensées d'une reine.

Povestiile Peleşului.

Puiu.

Revenants et revenus.

Rumänische Dichtungen (herausgegeben von Mite Kremnitz).

Sappho.

Stürme.

Verf cu dor.

Kremnitz, Mite, Carmen Sylva. Ein Lebensbild der Dichterin. Breslau 1882.

Marianu, G., Carmen Sylva, Conferința ținută la 21. februarie 1885. Bucuresci.

Stackelberg, Natalie Freiin von, Aus Carmen Sylva's Leben. Heidelberg 1886.



Sachregister.

- Aberglaube. 62. 79. 174. 358.
 Ablösung (Emancipation der Bauern).
 379.
 Ackerbau. 366.
 Adjudū. 49. 257. 260.
 Akademie. 228. 236.
 Albanesen. 129. 214.
 Alecsandri. 55. 363. 402.
 Alecsandria. 311.
 Alexander von Bulgarien. 127. 160.
 210. 211.
 Altfluss (Oltū). 4. 184. 234. 259.
 Anatolkiöj. 144. 352.
 Apotheker. 23.
 Argeşūfluss. 259.
 Armenier. 22. 73. 138. 139. 305. 351.
 Arnauten. 22.
 Aerzte. 346.
 Asyl Elena. 232.
 Ausländer. 22. 386.
 Auswanderung. 58.
 Autonomer Zolltarif. 302.
 Băcău. 50. 263. 305. 387.
 Badeanstalten. 196. 231.
 Bahlui. 61. 260.
 Bälle. 240.
 Balşū. 81. 375.
 Bălătesci. 102. 263.
 Băniasa. 218.
 Banken. 234. 398.
 Bären. 198. 384.
 Bärenführer. 169.
 Barişū. 55. 364.
 Barnarū. 96.
 Bauernhäuser. 147. 170. 198. 345. 355.
 Beamte. 77. 87. 297.
 Begräbnissceremonien. 38. 79. 106.
 175. 345. 359.
 Belgrad. 18. 26. 57. 277.
 Bergwerke. 10. 203. 381.
 Bêrladū (Stadt). 310.
 — (Fluss). 260.
 Bessarabien. 144. 156. 247. 255. 283.
 Bevölkerungsdichtigkeit. 255.
 Bibescu. 280.
 Bienenzucht. 374.
 Bierbrauereien. 145. 231. 386.
 Billiges Leben. 26.
 Birjars. 16. 102. 103. 115. 172. 184.
 193. 199. 215. 218.
 Bistriţathal. 91. 260.
 Bogdanū Dragoşū. 272.
 Bojaren. 24. 30. 221. 231. 239. 270.
 296. 353. 367. 377.
 Bordee. 147.
 Botoşani. 72. 298. 305.
 Bragiū. 21. 58.
 Brăila. 117. 120. 258. 279. 305.
 Brancoveanū. 225.
 Branntwein. 27. 108. 171. 230. 303.
 Brateşūsee. 113. 114.
 Bratianu. 286. 294.
 Brautwerbung. 359.
 Brazdă. 198.
 Broşteni. 96.
 Brücken. 142. 167. 186. 192. 204.
 Bucoveţū. 199.
 Bucsecs. 6. 257.
 Bucuresci. 15. 165. 198. 215. 277.
 278. 281. 282. 285. 307. 320. 342.
 Bucurū. 228.
 Büffel. Vorwort. 149. 369. 376.

- Bulgaren. 21. 22. 116. 129. 158. 160.
 202. 267. 305. 351.
 Bulgarien. 159. 209. 255.
 Burduzenî. 81.
 Buzău. 45. 257. 306.
 Café chantants. 28. 206. 238.
 Calafatû. 209. 279. 282. 289.
 Călăraşi. 307.
 Călăraşien. 324.
 Calea Victoriei. 29.
 Calimachû. 275.
 Câmpina. 20. 263.
 Câmpulungû. 172. 257. 269. 308.
 Caracalû. 308.
 Carmen Sylva. 8. 232. 402.
 Carolû I. 6. 12. 182. 286. 292. 296.
 315.
 Ceahlău. 98. 257.
 Cernavoda. 157. 212. 310.
 Charaktereigenschaften der Rumänen.
 353. 356.
 Chaussée Kisseleff. 18. 30. 216.
 Chausseegeld. 83. 389.
 Chilia-Arm. 130.
 Cismegiu. 35.
 Civillisten. 314.
 Concerte. 239.
 Constanţa. 137. 306. 352.
 Consulate. 295.
 Cotroceni. 234. 317.
 Cozia. 203. 263.
 Craiova. 27. 193. 257. 268. 270. 275.
 306. 320.
 Criveţu. 262.
 Csango-Magyaren. 51.
 Culturzustände der Vergangenheit. 34.
 36. 41. 77. 122. 196. 250. 345. 399.
 Curcanû. 323.
 Curorte. 49. 91. 102. 123. 138. 172.
 262.
 Curtea de Argeşu. 178. 259. 269.
 Cuza. 284. 316.
 Dâmboviţa (Fluss). 19. 177. 223. 259.
 Dâmboviciora. 177.
 Damenwelt. 30. 99. 197. 217.
 Danû. 270.
 Decebalus. 266.
 Degenmann. 366.
 Demimonde. 33. 116. 217. 344.
 Derblich. 52. 242. 402.
 Deutsche. 23. 43. 83. 85. 175. 230.
 231. 238. 305.
 — Colonisten. 140. 144. 149. 245. 352.
 — Geistliche. 352.
 Deutscher Import. 395.
 Dichter. 363.
 Dienstboten. 27.
 Diligence. 168. 305. 389.
 Districtseintheilung. 303.
 Doamna Balaşa. 225.
 Dobrogea. 117. 127. 143. 245. 255.
 258. 281. 282. 320. 352.
 Donaucommission. 131. 132. 133. 258.
 Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft.
 118. 206. 261.
 Donaufahrt. 120. 126. 157. 208.
 Dornawatra. 91.
 Dorohoiu. 307.
 Dracû. 270.
 Dragăsanî. 184. 279. 375.
 Dulcesci. 54.
 Dumbroveni. 81. 375.
 Einkindersystem. 17.
 Einwanderung. 25. 186. 244. 349.
 Eisenau. 85.
 Eisenbahnwesen. 42. 172. 184. 192.
 389.
 Elisabeta, Königin. 6. 62. 182. 198.
 232. 240. 288. 291. 387.
 Erdbeben. 29.
 Erziehungsmethoden. 219.
 Fabriken. 37. 45. 202. 232. 386.
 Fasten. 338.
 Felix, Dr. 176. 343. 350.
 Fieber. 125. 130. 134. 146.
 Filaretû (Ort). 20.
 — (Bischof). 232.
 Filaretûer Bahnhof. 165. 215.
 Finanzen. 283.
 Fische. 97. 141. 165. 385.

- Flottenfest. 134.
 Focşani. 48. 308.
 Folticeňi. 197. 310.
 Forstwirtschaft. 382.
 Franzosen. 22. 23. 399.
 Friedhöfe. 71. 146. 161. 345.
 Fruchthändler. 19. 46. 72. 140. 196. 225.
 Galaţi. 113. 258. 260. 306. 320.
 Gastfreundschaft. 99. 108. 187. 240.
 Gemälde. 59.
 Geologisches. 382.
 Georgscanal. 130. 136. 260.
 Gepäckträger. 159. 165.
 Gesandtschaften. 295.
 Gesetzgebung. 26. 77. 87. 298.
 Gesundheitszustände. 343.
 Gewerbeschulen. 60. 298. 305.
 Giurgiu. 159. 209. 212. 215. 258. 276. 310.
 Gora Humora. 84.
 Gorgova. 133.
 Gouvernanten. 220.
 Griechen. 22. 116. 119. 132. 136. 138. 139. 141. 305.
 Hafen. 118. 121. 134. 137. 141. 159. 213. 305.
 Handel. 120. 381. 388.
 Hangulü. 99.
 Hausindustrie. 164. 196. 223. 240.
 Heeresorganisation. 151. 250. 315.
 Henke, Vorwort. 115. 116. 119. 122. 403.
 Herăstreü. 307.
 Herţa. 311.
 Hirten. 105. 154. 180.
 Hochzeitsbräuche. 359.
 Höhenmessungen. 257.
 Hohlmasse. 400.
 Holz. 27. 85. 92. 132. 142. 146. 153. 170. 197. 383.
 Hôtels. 21. 58. 60. 74. 111. 116. 123. 138. 160. 193. 207. 231.
 Hurmuzaki. 55. 403.
 Huşi. 307.
 Ilieşesci. 83.
 Ingenieure. 15. 22. 192.
 Isaktscha. 117. 128.
 Israeliten, siehe Juden.
 Italiener. 22. 152. 199. 245. 306.
 Jacobeni 91.
 Jagd. 384.
 Jagdgesetze. 384.
 Jahrmärkte. 197.
 Jalomiţa. 259.
 Jaşi. 57. 242. 273. 274. 277. 307. 320. 342.
 Jiulü. 199. 258.
 Juden. 24. 46. 50. 57. 62. 68. 72. 82. 87. 97. 101. 115. 128. 167. 194. 201. 207. 223. 245. 249. 305. 347. 349. 372. 374.
 Jüdisches Bad. 72.
 — Theater. 62.
 Judengeschichten. 75.
 Judenverfolgungen. 115. 168. 403.
 Kadettenschulen. 321.
 Kaffeehäuser. 33. 60. 116. 121. 129. 140.
 Kameele. 149.
 Kammer und Senat. 230. 296.
 Kanarakioj. 148.
 Karamurat. 149. 152. 352.
 Karl I. siehe Carolü.
 Käse. 19. 27. 97. 154. 371.
 Katholiken. 51. 152. 195. 228. 305. 352.
 Kimpolung. 86.
 Kirchen. 61. 72. 139. 178. 195. 206. 225. 305. 339.
 Klima. 166. 184. 261.
 Klöster. 4. 6. 41. 56. 105. 173. 200. 234. 339.
 Kohle. 26.
 Kohlenhändler. 20.
 Kotzebue. 49. 403.
 Krankenhäuser. 233. 305. 346.
 Kriegsoperationen. 117. 124. 128. 157. 158. 161. 205. 209. 213. 265. 306.
 Kriegsschiffe. 118. 141. 161. 213. 320.

- Krondomänen. 96. 314.
 Kronstadt. 3. 178. 257.
 Krönungserlass. 290.
 Krum. 268.
 Lacu săratu. 123. 260. 263.
 Landesfarben. 293.
 Landseen. 260.
 Landwirthschaft. 48. 85. 153.
 Lazaru. 234.
 Lipovener. 17. 129. 133. 305. 345.
 Lloydampfer. 125.
 Lom Palanka. 211.
 Magyarén. 351.
 Magyarischer Chauvinismus. 25. 152.
 184.
 Maiorescu. 297. 328.
 Mămăligă. 356.
 Manole. 179.
 Mărășești. 48.
 Marktplätze. 116. 164. 187. 196. 207.
 220.
 Marmaros. 78. 272.
 Medschidsche. 117. 157.
 Melonen. 18. 122. 140.
 Meteorologische Stationen. 262.
 Michael der Tapfere. 212. 234. 271.
 Miclăușeni. 55.
 Miethwagen. 16. 34.
 Mihaileni. 311.
 Milcovu. 48. 256. 260.
 Militär, bulgarisches. 160. 210. 212.
 — rumänisches. 5. 7. 11. 30. 39. 99.
 151. 186. 200. 203. 219. 231. 315.
 Militärmusik. 40. 116. 135. 143. 172.
 206.
 Mircesci. 55.
 Mizilü. 45. 310.
 Mokban. 154.
 Moldovathal. 85.
 Mönche. 105. 236.
 Moscheen. 129. 139. 161. 164. 210.
 Münzsorten. 400.
 Namăesci. 173.
 Nationaltänze, siehe Tänze.
 Neagoe. 179.
 Neamtu. 41. 102.
 Negruzzi. 220. 297. 365.
 Neigebauer, Vorwort. 261. 403.
 Neujahrsfest. 361.
 Nikopolis. 212. 270. 289.
 Nonnen. 109.
 Obrenowitsch, Marie. 285.
 Obstbau. 372.
 Ocna. 49. 257. 310.
 Odobesci. 48. 310.
 Oltenița. 159. 281.
 Orden. 293.
 Orthographie, Vorwort. 362.
 Ostrovu. 261. 311.
 Ovid. 136. 140.
 Parkanlagen. 35. 61. 114. 116. 124.
 196. 205. 234. 305.
 Pașcani. 111.
 Passübergänge. 4. 178. 257.
 Patrick O'Brien. 119. 122. 258. 404.
 Peleşu. 7.
 Pellagra. 348.
 Petroleum. 45.
 Pferde. 16. 45. 55. 154. 196. 212.
 242. 375.
 Pferdebahn. 244.
 Pflasterung. 18. 59. 119. 160. 196. 229.
 Phylloxera. 5. 373.
 Piața. 220.
 Piatra (Moldau). 101. 257. 308.
 — (Walachei) 184. 192.
 Pitesci. 46. 167. 182. 259. 305.
 Ploesci. 10. 15. 44. 288. 308.
 Politische Parteien. 296.
 Polizei. 20. 28. 33. 118.
 Pompieri. 318. 326.
 Popen. 39. 62. 174. 330. 334.
 Postkarutzen. 168.
 Prahovafluss. 8. 259.
 Predealu. 5. 263.
 Professionisten. 22. 230. 247.
 Protestanten. 153. 175. 195. 228. 305.
 352.
 Pruth. 70. 127. 260.
 Radu Negru. 269.

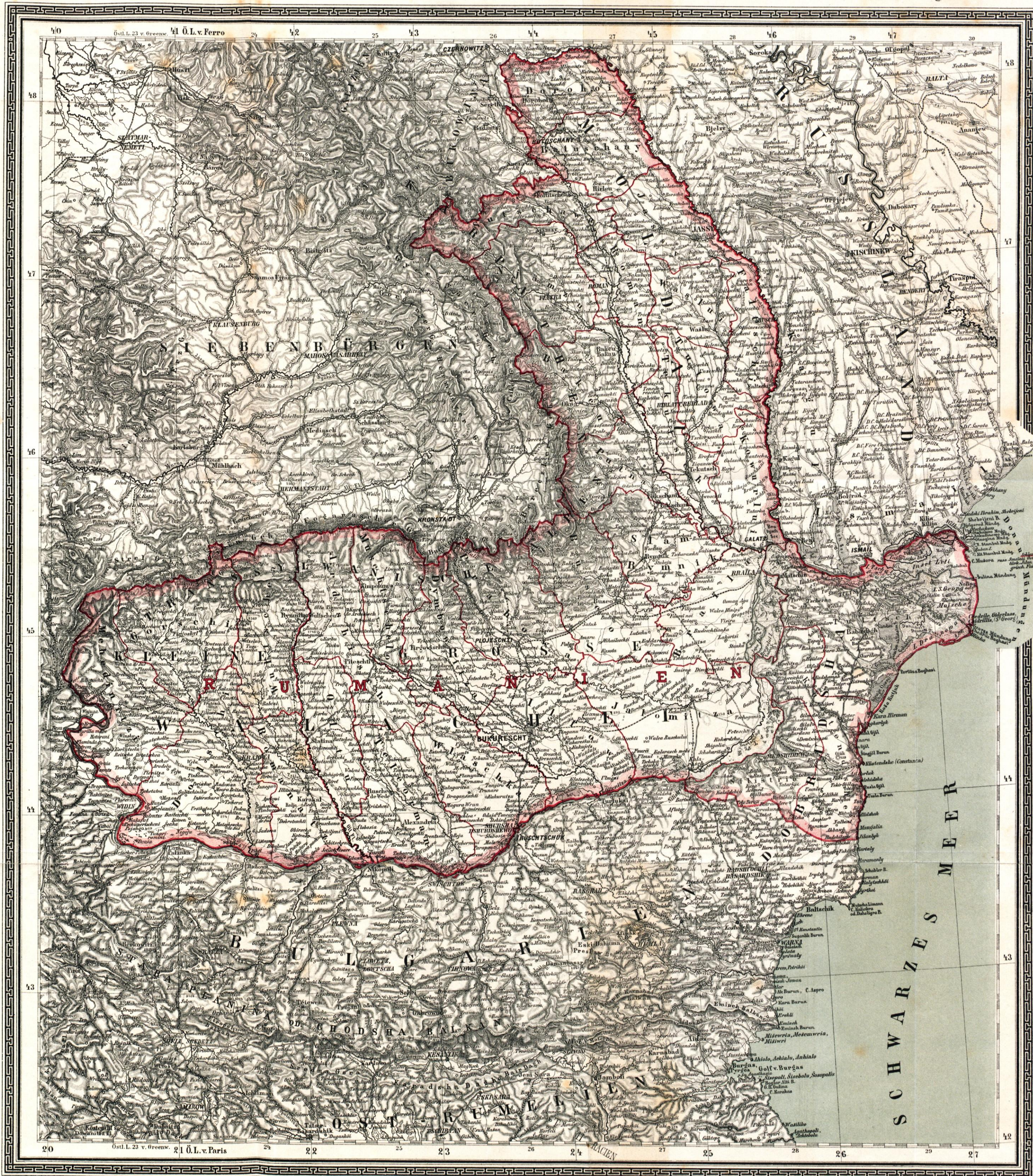
- Rahagiū. 21.
 Rahova. 211. 212. 289.
 Râmnicū-Săratū. 47. 308.
 Râmnicū-Vâlcea. 310.
 Rathschläge. 220.
 Räubergeschichten. 52. 176.
 Regenmenge. 262.
 Reni. 127.
 Restaurants. 27. 111. 194. 231.
 Rindviehzucht. 375.
 Rodna. 10.
 Romanū. 18. 54. 308.
 Römer und ihre Hinterlassenschaften.
 124. 128. 146. 158. 204. 212. 266.
 Römerschützen. 124.
 Römische Traditionen. 358.
 Rosetti, Helene. 232. 285.
 Rothenthurmpass. 4. 257. 271.
 Rucărū. 173.
 Rudolf, Kronprinz. Vorwort. 211.
 Russisches. 17. 68. 127. 144. 210. 247.
 333. 381.
 Rustschuk. 159. 213.
 Sacagiū. 19. 58. 139. 146.
 Salepū. 21.
 Salz. 11. 203. 381.
 Sänger. 236.
 Schatz von Petroasa. 236.
 Schauspieler. 236.
 Schit la Jalomița. 4.
 Schlachthaus. 243.
 Schminken. 33.
 Schulwesen. 152. 195. 221. 233. 234.
 305. 328.
 Schwarzes Meer. 132. 135. 261.
 Slaverei. 24. 52. 378.
 Seidenwurmculturn. 374.
 Serben. 22. 202.
 Serbien. 209. 255.
 Seretū. 259.
 Seretūthal. 124.
 Siebenbürger Rumänen. 17. 25. 110.
 149. 195. 240. 246. 298. 334. 337.
 Silistria. 158. 255. 282.
 Sinaia. 6. 263.
 Sistowa. 213. 259.
 Skopzen. 17.
 Slănicū (Salzwerk). 10. 381.
 — (Curort). 49. 263.
 Slatina. 184. 268. 308.
 Smărdanū. 159. 289.
 Speisen, nationale. 27.
 Staatssparcasse. 313.
 Stadttheile von Bucuresci. 29. 244.
 Statuen. 59. 234.
 Stefanū der Grosse. 51. 59. 273.
 Steuern. 311.
 Stourdza, Elise. 55.
 — Demeter. 182. 250. 292. 294. 328.
 397.
 — Georgius Alexander. 55. 220.
 Strada Lipscani. 194. 251.
 Sträflinge. 11. 177. 200. 342.
 Strassenwirthshäuser. 111. 171.
 Strousberg. 43.
 Suczawa. 81.
 Sulina. 135. 258.
 Sulinacanal. 130.
 Syphilis. 344.
 Szekler. 23. 51.
 Tagelohn. 12. 192. 202. 383.
 Târgu de afară. 196.
 Târgulū-Cucului. 57.
 Târgulū-Frumosū. 57.
 Târgulū-Jiuliū. 27. 307.
 Tänze. 356.
 Tartaren. 139. 148. 305. 345.
 Tartarische Frauen. 148.
 Taufceremonien. 358.
 Tecuciū. 310.
 Temperatur. 29. 30. 261.
 Têrgoviște. 178. 268. 306.
 Theater. 8. 62. 196. 231. 237.
 Thronfolge. 292.
 Toiletten. 31. 74.
 Tömöser Pass. 4. 257.
 Todtencultus, siehe Begräbnisscere-
 monien, Friedhöfe, Kirchen.
 Trajan. 204. 266.
 Trinkwasser. 19. 71.

- Tulcea. 117. 129. 152. 310. 320.
352.
Türken. 21. 125. 129. 132. 136. 141.
159. 164. 210. 214. 305. 345.
Türkische Frauen. 128. 136. 141. 164.
215.
Turnu-Măgurele. 209. 213. 259. 310.
Turnu-Severin. 204. 258. 308.
Turnverein. 238.
Ungheni. 67.
Universitäten. 60. 237.
Unsittlichkeit. 23. 32.
Urechia. 239. 291. 364.
Văcărești. 229. 244.
Varaticu. 108.
Vasile Lupu. 274.
Vaslui. 310.
Verbrechen. 51. 52. 201.
Verkaufsläden. 22. 30. 114. 118. 140.
160. 162. 207.
Verkehrsstatistik. 389.
Viehmarkt. 67.
Viehzucht. 154. 170.
Vladimirescu. 278.
Volkstrachten, rumänische. 47. 84. 86.
92. 93. 182. 188. 259. 353.
— sonstige. 16. 21. 51. 64.
Volkszählungen. 57. 242. 302. 348.
Wappen. 293.
Wasserleitung. 346.
Weihnachtsfest. 361.
Weinbau. 162. 184. 186. 189. 373.
Widdin. 209. 212.
Windmühlen. 128. 129. 143.
Wohlthätigkeit. 171. 225. 232.
Wölfe. 218. 384.
Wucher. 25.
Ypsilanti. 278.
Zigeuner. 20. 23. 51. 52. 88. 105.
111. 160. 169. 177. 180. 197. 239.
351.
Zigeunergeschichten. 90.
Zipser. 85.
Zimnița. 289.
Zollbeamte. 5. 93. 138.
Zölle. 311.
Zollkrieg. 375. 395.
Zukunft. 250.

Berichtigungen.

Seite	19	Zeile	13	von	unten	und	Folge	lies:	Cașcavalu	statt	Cascavalu.	
„	49	„	10	„	oben	„	„	„	Trotușu	„	Trotus.	
„	139	„	12	„	unten	.	.	.	„	Sacagiî	„	Sagaciî.
„	147	„	17	„	„	und	Folge	„	Bordee	„	Bordeh.	
„	176	„	8	„	„	.	.	.	„	Dómne	„	Domine.
„	177	„	6	„	„	und	Folge	„	Dâmbovicióra	„	Dâmbovițora.	
„	232	„	12	„	„	„	„	„	Cuza	„	Cusa.	
„	286	„	2	„	„	„	„	„	Ioanû Bratianu	„	Joanû oder Juonû Bratianu.	
„	288	„	10	„	„	„	„	„	Maiiorescu	„	Majorescu.	
„	303	„	6	„	oben	.	.	.	„	județe	„	județe.





Eisenbahnen im Betrieb, Eisenbahnen im Bau begriffen.

Verhältnis 1:1700000.

Lithographie u. Druck von C.Flemming in Glogau.



